Dr. Hans von Hopfen.

Ich will nicht sagen, daß wir ihnen dafür danken sollen, denn gern haben sie es nicht gethan. Ohne den Krieg glaube ich nicht, daß es sobald zur Einigung gekommen wäre. Mit Parlamentsreden und durch die Presse wäre es so fix nicht gegangen, wie mit dem Kriege."

Der Fürst ging darauf die Reihen durch und sprach mit Einzelnen, dankte nochmals und sagte dann:

„Ich komme Ihnen ein Wohl auf Ihr neues Vaterland, die Vereinigten Staaten, und bitte es zu kreuzen mit einem Wohl auf Ihr altes Vaterland. Die beiden haben ja nichts zu zanken miteinander. Ich bitte also, stimmen Sie mit mir ein in ein Hoch auf das Wohl der Stadt Chicago, der die meisten von Ihnen angehören, und auf das Wohl der Deutschen in Amerika überhaupt. Mögen sie prosperiren! Ich freue mich, zu sehn, daß die Anhänglichkeit an das alte Vaterland durch das atlantische Wasser bei Ihnen nicht abgewaschen ist, sondern sich als echt erweist."

Außer diesen Veteranen drückten aber noch sehr viele Amerikaner dem Fürsten ihre Verehrung aus. Ganz originell war das Geschenk eines Bewunderers aus Cincinnati, es bestand aus zwei amerikanischen Büffeln, einem Stier von 800 Pfund und einer Kuh von 600 Pfund. Sie stammten aus dem dortigen zoologischen Garten und waren Prachtexemplare.

Mit dem Empfange der Amerikaner schloß die Riesenreihe großartiger Huldigungen zu Bismarcks achtzigster Geburtstagsfeier. Denn die Ehrungen aus den Jubiläumstagen des deutsch-französischen Krieges, welche mit dem 2. September begannen, galten nicht mehr als Feier des Wiegenfestes vom 1. April 1895. —

Es hieße Wasser in das Meer tragen, wollte man an das einzig dastehende Ereigniß noch lange Betrachtungen knüpfen. Nur das sei bemerkt: Sie müßten sich alle gipfeln in den leicht veränderten Worten aus dem „Faust":

„Es wird die Spur von deinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehen!"

Glücklich die, welche sie miterleben durften! Glücklich die, welchen es vergönnt ist, ihre Segnungen zu genießen! Es war eine Heroenzeit ohne Gleichen. —

Wir liebten ihn einst, wir lieben ihn heut'
Im Sachsenwalde den Alten,
Wir werden in Zeit und Ewigkeit
Ihm unsere Liebe erhalten.

Wir rufen zurück es in den Wald,
Der deutsch durch ihn geworden.
Vom Süden, Osten und Westen rauscht
Er jubelnd hinauf es gen Norden.

Wenn dort der Alte dem Rauschen lauscht
Der Eichen, Buchen und Föhren,
So muß Alldeutschlands Liebeslied
In den Wipfeln er klingen hören.

O heg' ihn, pfleg' ihn, heiliger Wald,
Daß er noch lang' Dir lausche,
Noch lang' Alldeutschlands Liebeslied
Als Jungbronn ihn umrausche."*)

Die Hauptchargirten.

Da die Geburtstagshuldigungen an die hochbedeutsame Siegesfeier des Krieges von 1870/71 angrenzten, so ist es nur recht, wenn wir in dem folgenden Kapitel, sei es auch nur mit kurzen Worten, die Ehrungen Bismarcks während dieser Zeit erwähnen, denn wohl niemals verweilte der deutsche Gedanke so beständig im Sachsenwalde als gerade in diesen erhebenden Tagen.

*) Gedicht von Carl Wörmann. Verlag von K. Krebs in Gießen.

Huldigung der Deutsch-Amerikaner.

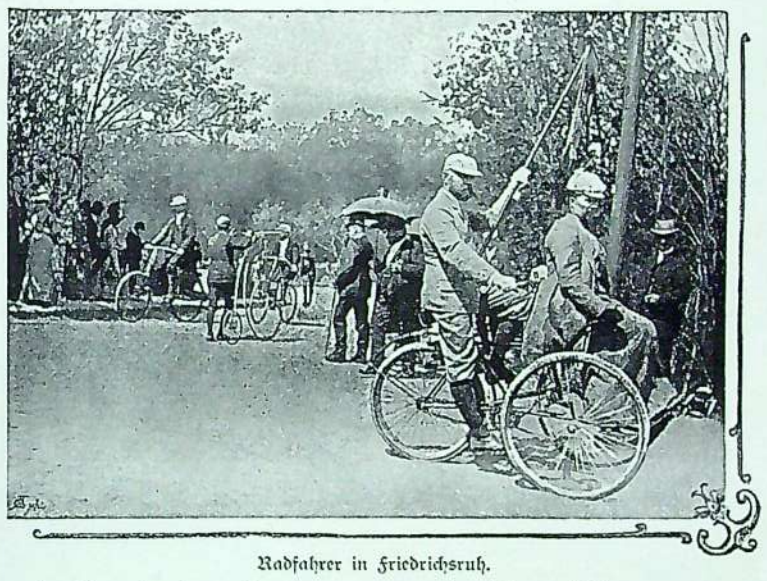
Die Deutsch-Amerikanischen Veteranen.

Grundsteinlegung des Bismarck-Denkmals
auf dem Knivsberg in Nordschleswig, September 1895.
Nach einer Momentaufnahme von W. Wilke, Hamburg.

Pionier-Offiziere im Sachsenwalde.

Die Ehrungen des Fürsten Bismarck
zu den
Jubiläumstagen des deutsch-französischen Krieges.

Beinahe ein halbes Jahr hatte der Bismarckjubel Deutschland durchbraust und in den fernsten Ländern der Erde lauten Widerhall gefunden, da begann eine neue gewaltige Erhebung des deutschen Volksgeistes mit der Feier der vor 25 Jahren erkämpften großen Segnungen. Friedlich zwar wurden die schönen Erinnerungsfeste, wie die Siege bei Weißenburg, Wörth, Spichern, vor Gravelotte, bei Sedan, Paris, Amiens, an der Loire und von Straßburg bis Dijon, gefeiert, aber die mächtig auflodernde Freude machte es jedem klar, daß im Falle ähnlicher Gefahr von außen das deutsche Volk einmüthig vom gleichen furor Teutonicus beseelt sein würde. In diesen ergreifenden Erinnerungstagen kamen endlich auch Bismarcks Hauptmitarbeiter voll zu ihrem Recht, voran als Zugführer der Unsterblichen, als Vereinigungspunkt aller mitwirkenden Kräfte, Kaiser Wilhelm I. Ihm folgten Kaiser Friedrich, König Albert und Prinz Georg von Sachsen, Prinz Friedrich Carl, Moltke, Roon, Manteuffel, Steinmetz, von der Tann, Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, Goeben, Werder, Fransecky und viele andere. Wo ihr Ruhm ertönte, gedachte man auch stets des Fürsten Bismarck, und keiner der zahlreichen Jubelfesttage verging, ohne daß der Reichskanzler von fern und nah die Zeichen lebhaftesten Dankes und rührender Freude erhielt.

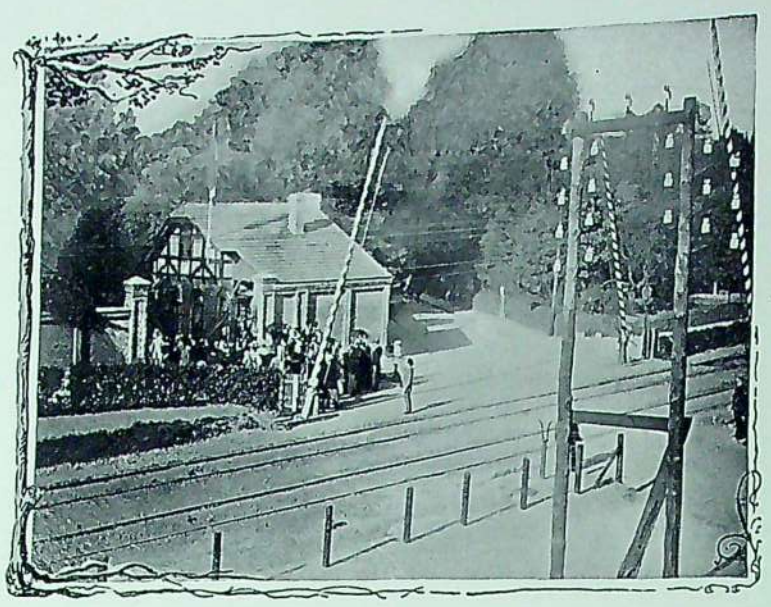


Radfahrer in Friedrichsruh.

Alle diese neuen Ergebenheits- und Dankbeweise schien das Volk, nachdem die Feier der Siegestage vorüber war, noch einmal zusammenfassen zu wollen an Bismarcks Geburtstage im Jahre 1896. Aeußerlich verlief dieser natürlich stiller als der im Vorjahr, denn die Huldigung durch Abgeordnetenschaaren und der damit verbundene Festglanz fehlten, aber schon am 31. März begann eine fast endlose Ueberbringung von Packeten, Kisten, Bier- und Weinfässern, von Depeschen und Briefen durch die Post, alle bezeichnet mit der Aufschrift: „An Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck in Friedrichsruh". Auch verschiedene Gäste, Verwandte und Freunde des Hauses, waren bereits erschienen, um ihre Glückwünsche ungestört von dem am 1. April herrschenden Trubel darzubringen.

Am folgenden Tage, dem eigentlichen Geburtsfeste, trafen Glückwunschtelegramme ein vom Kaiser Wilhelm und den anderen deutschen Fürsten, sowie vom Kaiser von Oesterreich. Bismarck war in voller Frische des Geistes und Körpers und in heiterer Laune, mit geistreichen Scherzen und Witzen nahm er Theil an der Festtafel, zu welcher außer der Bismarck'schen Familie eine kleine Anzahl Besucher eingeladen war, wie der Oberst von Goldammer, Eigenthümer eines Jagdschlosses im Sachsenwalde, der Oberstlieutenant von Bose, Commandeur des Lauenburger Jäger-Bataillons, Herr von Kotze, der Landrath des Kreises Wansleben, der Eisenbahnpräsident Jungnickel, Oberst von Hugo, Geheimrath Schweninger, Professor von Lenbach und Frau, General Graf Waldersee und sechs Offiziere vom Halberstädter Kürassier-Regiment, dessen Chef Fürst Bismarck ist. Originell erschienen die Festgäste, welche der Bergwerksbesitzer Graf Douglas herführte, es waren 50 Bergleute in Galatracht und mit klingendem Spiel.

Amerikanische Veteranen in Friedrichsruh.



Am Pförtnerhäuschen.

Telegramme sendeten ferner die conservative, freiconservative und nationalliberale Partei des Abgeordnetenhauses. Von überall her aber trafen Nachrichten ein, daß man den Geburtstag des Fürsten festlich begehe. Erhebend war die Feier, welche der Verein „Niederwald“ in Wien veranstaltete. An ihr betheiligten sich der deutsche Botschafter Graf zu Eulenburg nebst den Mitgliedern der Botschaft, ebenso der bayerische Gesandte Frhr. v. Podewils-Dürnitz. Nachdem der Graf Eulenburg ein Hoch auf die Kaiser Franz Joseph und Wilhelm II. ausgebracht hatte, feierte Direktor Herbst den Fürsten Bismarck in längerer Rede. Die Festversammlung sandte darauf ein Glückwunschtelegramm nach Friedrichsruh. Von anderen Ehrungen sei erwähnt, daß am 1. April zu Forst in der Lausitz feierlich ein Bismarck-Denkmal enthüllt wurde.

Am Abend des Tages, der regnerisch begonnen, aber sich dann aufgehellt hatte, fand ein Fackelzug des Hamburger Reichstagswahlvereins statt, worüber der „Berliner Lokal-Anzeiger“ Folgendes berichtete: Die Aufstellung der Fackelträger erfolgte auf der Wiese hinter dem Schloßpark. Der Vorstand des Reichstagswahlvereins nahm mit etwa 300 Fackelträgern vor dem Balcon an der Hinterfront des Schlosses Aufstellung. Auf dem Balcon führte die Kapelle des Hannoverschen Husaren-Regiments (Wandsbeck) die Tafelmusik aus. Hierauf erschien der Fürst, von brausendem Jubel begrüßt, auf dem Balcon, während sämmtliche Kapellen den Choral „Nun danket alle Gott“ spielten. Sichtlich gerührt stieg der Fürst in grauem Militärmantel mit Mütze die Treppe hinab. Alsdann hielt der Kaufmann Stälin im Anschluß an den Choral mit kräftiger Stimme eine Ansprache, welche den Fürsten als den getreuen Ekkehard des deutschen Volkes feierte und mit einem Hoch auf den Fürsten schloß, welches brausenden Widerhall fand. Der Fürst erwiderte unter Anderem:

„Das Wohlwollen der Nachbarn sei für das Leben des deutschen Christen nach lutherischem Katechismus ein Bedürfniß. Er sei erfreut, daß er sich des Wohlwollens der Hamburgischen Nachbarn seit so langer Zeit unentwegt erfreue, ohne dasselbe inzwischen, wie so manches andere Wohlwollen, verloren zu haben. Es sei nothwendig, daß es Hamburg, als einer großen Handelsstadt, gut gehen müsse, dann werde es auch die fruchtbringenden Strahlen seines eigenen Wohlseins auf das Hinterland verbreiten. Wenn das Hinterland reich und wohlhabend werde, werde auch die Handelsstadt prosperiren.“

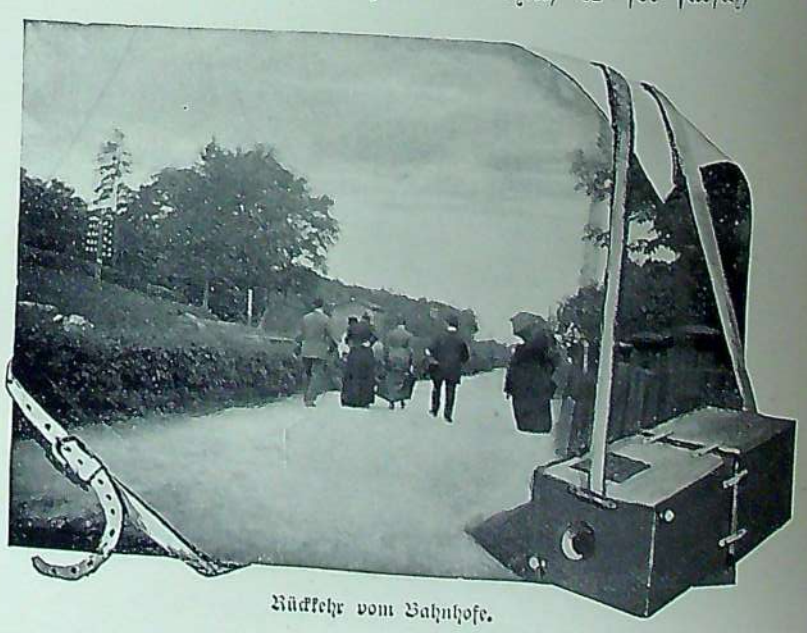
Der Fürst schloß damit:

„Hamburg möge auch dem Hinterlande beistehen. Er sei kein leidenschaftlicher Agrarier (Heiterkeit), aber ohne Berechtigung seien diese Leute nicht. Die Stadt Hamburg und ihre Regenten leben hoch!“

Sodann begann der Vorbeimarsch der Tausende von Fackelträgern mit 5 Musikkorps, welcher fast drei Viertelstunden dauerte. Der Fürst, welcher den Fackelzug meist stehend ansah, dankte unausgesetzt. Vor dem Betreten des Schlosses drückte er nochmals seinen Dank aus:

„Er könne sich körperlich nicht mehr so bewegen, aber sein Herz gehe mit Allen, auch nachdem sie ihn verlassen hätten.“

Wer hätte früher geglaubt, daß der „Eiserne“ so viel Herzlichkeit besäße? Für die, welche ihm nahe standen, war diese freilich nie ein Geheimniß gewesen. Sagte doch sein Sohn Herbert vor einigen Jahren von ihm, es sei falsch, daß man seinen Vater nur den eisernen nenne, er habe vielmehr ein Herz, weich wie Baumwolle. Der Körper allerdings war sicher früher eiserner gewesen und schmerzen mußte es den geistig noch so lebendigen Fürsten, daß jetzt seine physische Kraft oft versagte. Doch war deswegen keine Befürchtung für sein Leben zu hegen, im Gegentheil, so versicherte ein Berichterstatter der Wiener Neuen Freien Presse, es herrschte im Kreise der Hausgenossen und der ärztlichen Freunde der Bismarckschen Familie der feste Glaube, daß der Fürst ein sehr hohes Alter erreichen werde. Der alte Kanzler wehre diesen Gedanken immer ab und pflege darauf hinzuweisen, daß er in seiner Jugend doch auf seine Constitution stark eingestürmt habe, und später in der Politik habe er ein zu aufregendes Leben geführt, als daß er in Bezug auf seine Nerven



Rückkehr vom Bahnhofe.

und seine Widerstandskraft noch über einen erheblichen Reservefonds zu verfügen haben könne. Seine Existenz sei lange Jahre hindurch mit der eines Mannes vergleichbar gewesen, der mit fremdem Gelde sehr hoch spiele. Das ruinire die Nerven.

Erstaunlich war das Gedächtniß des Fürsten, so sagten alle, die mit ihm in Berührung kamen. Aller bemerkenswerthen Ereignisse bis in seine früheste Kindheit zurück, vieler Tausende von bedeutenden und unbedeutenden Personen, mit denen er in Berührung gekommen, erinnerte er sich deutlich nach ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften und wußte sie meisterhaft zu schildern. Konnte sich jemand aus der Familie oder aus dem Kreise der Gäste nicht sofort auf einen Ort, einen Vorgang, einen Namen besinnen, so erhielt er mit größter Sicherheit vom Fürsten die gewünschte Auskunft.

In der Unterhaltung zeigte er sich von der größten Vielseitigkeit. Er erschien in allen Sätteln gerecht und gab seiner Ansicht stets einen Ausdruck, welcher alle Welt in Verwunderung setzte, die Fachleute nicht ausgenommen.

Momentaufnahme, 25. Sept. 1895 in Friedrichsruh.

Nach jeder Seite hin erkannte man in ihm den Ausnahmemenschen. Nur ein solcher konnte die hohen Anforderungen so gut überstehen, welche das Jubeljahr vom 1. April 1895 bis dahin 1896 an ihn stellte.

Was er uns war, das bleibet unvergessen:
Das bleibt auch, wenn er längst geschieden.
Was er uns ist, so lang er weilt hienieden,
Das soll er stolz mit ernstem Sinn ermessen.

So lang er lebt, kein Wechseln kann und Wandeln
Uns dieses einen sichren Guts berauben:
Er ist der Mann, an den wir alle glauben!
Und nur wer glaubt, wird fest in Sein und Handeln.

Wir sehn auf ihn, will Unmuth uns beschleichen,
Wenn deutsche Herzen grollend sich verbittern,
Die Völker sich in Widerspruch zersplittern,
Wenn alte Hoffnungen gemach verbleichen.

Wir sehn auf ihn, wenn Stürme sich erheben,
Wir aber planlos auf den Wogen treiben.
Das Reich soll stark im Sturm und stetig bleiben:
Drum gehts nicht anders: er muß lang' noch leben."*)

*) Gedicht von Hans Hoffmann. Siehe Bismarck, Illustrirte Rundschau, Heft 1, Jahrgang I.

Morgenständchen.

Der Fürst, die Fürstin, Gräfin Herbert und Dr. Schweninger auf dem Balcon.

Eine Aufklärung.

Mitten in den Festjubel des Jahres 1895 hinein war plötzlich eine sensationelle Eröffnung gekommen. Wie ein Blitz in finsterer Nacht im Nu dem Wanderer den Weg zeigt, den er zu gehen hat, so war unerwartet eine Enthüllung gemacht worden, die dem, welcher die dunklen Ursachen von Bismarck's Entlassung zu erforschen suchte, einen wichtigen Fingerzeig gab.

Im Anfange des September erschien nämlich in der sozialdemokratischen Zeitung „Vorwärts" ein Brief, den der ehemalige Hofprediger Stöcker*) am 14. August 1888 an einen Führer der konservativen Partei geschrieben hatte. Er wirft ein erstaunliches Licht auf das geheime Treiben unserer politischen Parteien in jener Zeit, wodurch das Volk auf Wege geführt wurde, die es gar nicht gehen wollte, er beleuchtet auch die, welche, mitten im öffentlichen Leben stehend, sich für die Generalvertreter christlicher, deutscher und volksfreundlicher Gesinnung ausgaben. Wieder einmal zeigte es sich vor aller Welt, daß den höchsten und reinsten Zielen, sowohl eines Volkes als auch der gesammten Menschheit, der Fluch anhaftet, zum Spielball der Leidenschaften und selbstsüchtigen Bestrebungen mißbraucht zu werden. Der Brief lautete folgendermaßen:

„X. sagte mir, daß Sie einige Artikel, welche das schnöde Spiel von Bismarck und Genossen mit dem Kaiser**) aufdecken, für zeitgemäß hielten. Darf ich Ihnen dagegen meine Anschauungen über das, was ich für richtig halte, darlegen? Ich glaube, daß im Augenblick Fürst Bismarck den Kaiser vollkommen eingenommen hat, ganz besonders in Bezug auf das Kartell, das nun einmal Bismarck für die Grundlage seiner Politik und für ein ungemein großes Ereigniß ansieht. Will man dagegen die Bismarck'schen Intriguen seit der Walderseeversammlung ausspielen, und zwar mit mehr oder weniger Gegenüberstellung von Bismarck und dem Kaiser, so verliert man das Spiel und reizt den letzteren. Ich hörte noch gestern, daß er ganz für die Kartellpolitik gewonnen ist. Was man nun meines Erachtens thun kann und muß, ist Folgendes: Prinzipiell wichtige Fragen, wie Judenfragen, Mutineum, Harnack, Reichstagswahl im sechsten Wahlkreise, die gewiß mit einem Fiasco der antisozialdemokratischen Parteien schließt, muß man, ohne Bismarck zu nennen, in der allerschärfsten Weise benutzen, um dem Kaiser den Eindruck zu machen, daß er in dieser Angelegenheit nicht gut berathen sei, und ihm den Schluß auf Bismarck überlassen. Man muß also rings um das politische Zentrum resp. das Kartell Scheiterhaufen anzünden, und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Opportunismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten.

Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: Sechs Monate will ich den Alten — Bismarck — verschnaufen lassen, dann regiere ich selbst. Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein. . . . Herzlichste Grüße! Ihr getreuer Stöcker".

Also Zwietracht sollte zwischen dem Kaiser und Bismarck gesäet werden. Diese war natürlich gleichbedeutend mit der Entlassung Bismarcks. Der Sturz des Fürsten war das heiß ersehnte Ziel dieser Parteiführer, und in welcher Schätzung des Kaisers verfolgte man es!

Die erwähnte Walderse-Versammlung hatte im November 1887 stattgefunden bei dem General Grafen Waldersee in Berlin. Sie hatte den Zweck gehabt, den damaligen Prinzen Wilhelm für die christlich-soziale Partei des Hofpredigers Stöcker zu gewinnen. Der Fall Harnack dagegen ereignete sich im September 1888. Die theologische Fakultät zu Berlin hatte den Professor Harnack für das Fach der Kirchengeschichte vorgeschlagen, doch der Oberkirchenrath hatte ihn als den Vertreter der Ritschelschen Theologie verworfen, Professor Harnack erschien ihm zu frei. Das Staatsministerium stellte sich aber auf Seite des Professors und wies den Einspruch des Oberkirchenraths zurück. Darüber erhob sich in derjenigen Presse, welche dem Hofprediger Stöcker nahe stand, ein gewaltiger Zorn. Die „Evangelische Kirchenzeitung" Stöckers sprach davon, daß Harnack die theologische Fakultät Berlins „verritscheln" werde. „Verritscheln ist für uns ein ähnlicher Vorgang, als wenn ein blühendes Thal vergletschert".

*) Siehe Seite 26. **) Wilhelm II.

Unerklärlich ist, was mit dem Ausdruck Mutineum gemeint war. Die Stöckersche Zeitung „Volk“ behauptete, es müsse heißen Martineum und es sei dies das geplante orthodoxe Privatgymnasium zu Breklum in Schleswig-Holstein.

Die „H. N.“ bemerkten zu dem obigen Briefe, daß die Waldersee-Versammlung eine Aeußerung des damaligen Reichskanzlers Bismarck zur Folge gehabt habe, wonach dieser dem Prinzen, jetzigen Kaiser, in außerordentlicher Korrespondenz rieth, sich auf vorzeitige Beziehungen zu irgend einer besonderen Partei oder Clique nicht einzulassen. „In diesem Vorgange suchen wir die psychologische Erklärung für die Feindschaft, die in dem Stöckerschen Briefe gegen den damaligen Reichskanzler zum Ausdruck kommt.

Unter der Regierung des Kaisers Friedrich wurde von verschiedenen amtlichen und kirchenregimentlichen Seiten ein regressives Vorgehen gegen Stöcker und dessen damalige christlich-soziale „Agitation“ angeregt und zwar mit der Entschiedenheit, daß ein Kronrath unter dem Vorsitz des Kaisers und Königs in Charlottenburg darüber stattfand, zu welchem außer dem Staatsministerium eine Anzahl hoher Be-

Friedrichsruh im Winter.

amter und Offiziere berufen wurde. Die Stimmung war daselbst gegen Stöcker gerichtet und gipfelte in der Anregung von Maßregeln behufs sofortiger Beseitigung dieses angesehenen Domgeistlichen. Der Beschluß des Kaisers aber fiel auf Antrag des Ministerpräsidenten dahin aus, dem Betheiligten die Wahl zu stellen, ob er seine Stellung als Hof- und Domprediger beibehalten oder seine öffentliche Agitation in Volksversammlungen fortsetzen wolle. Stöcker wählte, wie bekannt, den Verzicht auf die Agitation und behielt die Stelle des Hof- und Dompredigers einstweilen bei, bis sie ihm im Jahre 1890, ein halbes Jahr nach der Entlassung des Fürsten Bismarck, entzogen wurde, obschon er sich seitdem der Agitation in Volksversammlungen, soviel uns bekannt ist, enthalten hatte. Wir wissen nicht, ob die Stimmung, in welcher sein Brief, den der „Vorwärts“ brachte, geschrieben wurde, eine dauernde geblieben ist. Aber ihre Entstehung und ihre Bitterkeit verdankt sie zweifellos der Haltung, welche der Reichskanzler in seinem Verkehr mit dem Prinzen den „Matineen“ (das sind die Waldersee-Versammlungen) gegenüber genommen hatte, um zu verhindern, daß der künftige Thronerbe schon damals für den Einfluß einer bestimmten Coterie gewonnen wurde.

In dem Stöckerschen Blatte „Das Volk“ wird gesagt, die Redaktion habe Stöcker, der in Bayern auf seinem Gute sei, nicht gefragt, ob der vom „Vorwärts“ veröffentlichte Brief echt sei. Aber wenn dies der Fall wäre, so sei er erklärlich durch das damalige Vorgehen des Kanzlers, der den Antrag gestellt habe, Stöcker auf Grund des Sozialisten-

Das Pförtnerhäuschen im Winter.

gesetzes auszuweisen. Die Insinuation, Fürst Bismarck habe diesen Antrag gestellt, beruht auf Erfindung, wenn auch die Erwägung der Frage damals nahe gelegen hat."

Dieser Brief giebt uns geeignete Veranlassung, hier im „Bismarck-Denkmal" darzulegen, wie sich die Entlassung Bismarcks vollzog und wie der Fürst sich darauf zu den öffentlichen Angelegenheiten stellte. Das große Ereigniß war von so hoher Wichtigkeit und kam dem ganzen Volke so unerwartet, daß es dasselbe im Anfange für undenkbar hielt und noch Jahre nachher das Wiederauftreten Bismarcks auf seinem alten ruhmvollen Schauplatze mit Sicherheit erwartete.

Am ersten Januar 1890 hatte der Fürst in Friedrichsruh folgenden Glückwunsch des Kaisers Wilhelm II. erhalten:

„Voll innigen Dankes gegen Gott blicke Ich zurück auf das zu Ende gehende Jahr, in welchem es uns beschieden war, nicht nur unserm theuren Vaterlande den äußeren Frieden zu erhalten, sondern auch die Bürgschaften für die Aufrechterhaltung des Friedens zu verstärken. Mit hoher Befriedigung hat es Mich auch erfüllt, daß es unter der vertrauensvollen Mitwirkung der Vertretung des Reiches gelungen ist, das Gesetz über Alters- und Invaliditätsversicherung zu Stande zu bringen und dadurch einen wesentlichen Schritt auf dem Mir am Herzen liegenden Gebiete der Fürsorge für die arbeitende Bevölkerung vorwärts zu thun. Ich weiß sehr wohl, welch reicher Antheil an diesen Erfolgen Ihrer aufopfernden, schaffensfreudigen Thätigkeit gebührt, und bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren, verantwortungsvollen Herrscherberufe Ihren treuen, erprobten Rath noch viele Jahre erhalten."

Danach schien Fürst Bismarck Recht gehabt zu haben, als er im Oktober des Jahres 1889 bei einer Unterredung mit Alexander III. von Rußland in Berlin auf die Worte des Zaren: „Ja, Ihnen glaube ich, und in Sie setze ich Vertrauen, aber sind Sie auch sicher, daß Sie im Amte bleiben?" erwiderte: „Gewiß, Majestät, ich bin dessen ganz sicher, ich werde mein Leben lang Minister bleiben."

Daß der Fürst sich so ausdrückte, hat er später selbst bezeugt. Ohne Zweifel aber mußten damals die Worte des Zaren ihn nachdenklich machen. Denn Alexander III. würde nicht so gesprochen haben, wenn er nicht von der Stimmung des preußischen Hofes genau unterrichtet gewesen wäre.

Bereits vier Wochen nach dem Neujahrsglückwunsche sah der Kaiser den General v. Caprivi bei sich und bedeutete ihn, daß er ihn für den frei werdenden Reichskanzlerposten in Aussicht nähme.

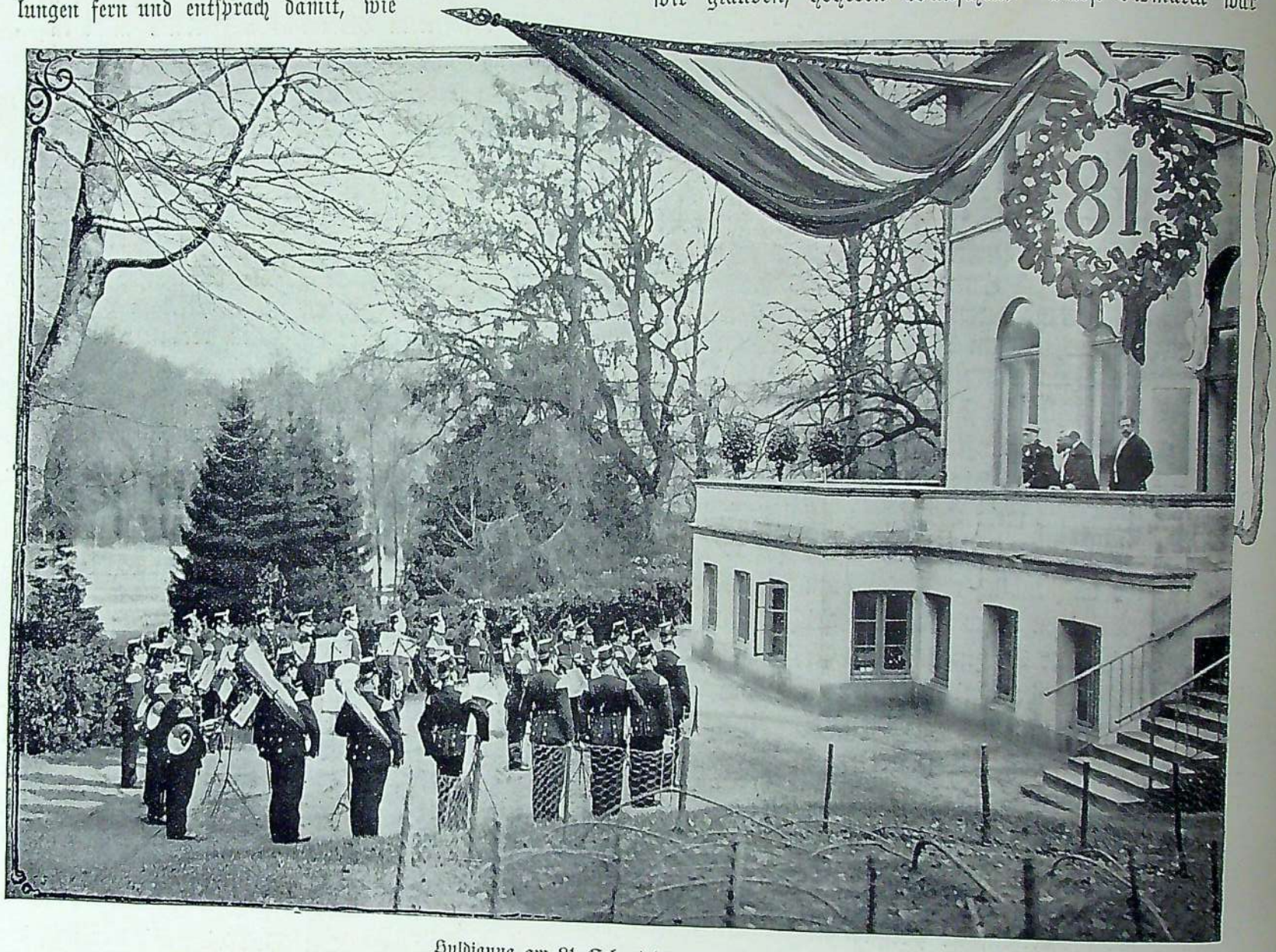
Den nächsten Anlaß zum Zwiespalt zwischen Kaiser und Kanzler gaben die verschiedenen sozialpolitischen Ansichten. Der Kaiser meinte, daß „die staatliche Fürsorge für die arbeitenden Klassen zu dem Ziele führen werde, sie mit ihrer Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung zu versöhnen". Dieser Ansicht stimmten bei der ehemalige Erzieher des Kaisers, Geheimrath Dr. Hinzpeter, der dem Kaiser nahestehende Graf Douglas und allmählich auch der Staatsminister von Boetticher, welcher bisher die „rechte Hand" Bismarcks genannt wurde. Nach dieser Ansicht mußte das Sozialistengesetz fallen, welches vielen der Arbeiterschaft die gesetzliche Gleichberechtigung entzöge, sowie ihr Vereinsrecht, die Versammlungsfreiheit, die Preßfreiheit und die Freizügigkeit beschränke.

Diese Frage beherrschte im Winter 1889/90 die ganze innerpolitische Lage. „Der Fürst Bismarck war nach den ‚H. N.' der Ansicht, daß die sozialdemokratische Bewegung in letzter Konsequenz keine Rechts-, sondern eine Kriegsfrage und als solche zu behandeln sei, wenn man den Bestand der geltenden Staats- und Gesellschaftsordnung mit Aussicht auf Erfolg in der Zukunft sicher stellen wolle. Der Reichskanzler war überzeugt, daß der Kampf mit der Sozialdemokratie um die Macht unvermeidlich sei und deshalb je eher, desto besser stattfinde, d. h. bevor die Bemühungen größeren Erfolg erzielten, welche die Sozialdemokraten unablässig machen, um die Zuverlässigkeit der Armee zu untergraben und namentlich den für dieselbe wichtigen Stand der Unteroffiziere in die Hände bekomme. Angesichts des Vertheidigungszustandes, in dem sich Staat und Gesellschaft den sozialistischen Arbeitermassen gegenüber befinden, und angesichts der Möglichkeit, daß, wenn eine Lösung der sozialistischen Frage nicht bei Zeiten herbeigeführt

Vor dem Thore im Winter.

21*

wird, in der Zukunft der Tag kommen kann, wo bei nothwendiger militärischer Bekämpfung eines sozialistischen Revolutionsversuchs ein sozialdemokratisch durchsetztes Unteroffizierkorps die Soldaten veranlaßt, „zu hoch", d. h. in die Luft zu schießen, blieb es für den Fürsten unverständlich, daß die Frage der Aufhebung des Sozialistengesetzes vom juristischen Standpunkte, anstatt von dem der Erhaltung und der Sicherung des Staates entschieden werden sollte. Nach der Meinung des Fürsten kam es vor Allem darauf an, die Staatsgewalt im Besitz aller Waffen zur Bekämpfung der Sozialdemokraten zu erhalten, damit sie bei einer etwaigen Katastrophe Herr im Lande zu bleiben vermöge. Mit diesen Ansichten und mit denen, die der Reichskanzler über anderweitige Bemühungen zur Lösung der Arbeiterfrage im Wege der Gesetzgebung hegte, befand er sich schon damals im Widerspruch mit denjenigen der maßgebenden Zukunft. Da ihm dadurch die Möglichkeit abgeschnitten war, seine Ueberzeugung im Reichstage zu vertreten, hielt er sich den Verhandlungen fern und entsprach damit, wie wir glauben, höheren Wünschen." Fürst Bismarck war



Huldigung am 81. Geburtstage, dem 1. April 1896.
(Nach einer Momentaufnahme von Strumper & Cie., Hamburg).

jedoch zugegen bei der für den Abend des 24. Januar berufenen Kronrathssitzung, worin die Vorlagen des Ministers von Boetticher berathen werden sollten, denn der Kaiser wollte am 27. Januar, seinem Geburtstage, mit dem neuen sozialpolitischen Programm hervortreten. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Kanzler und Kronrath verhinderten diese Absicht.

„Die Erlasse", so hat nachmals Bismarck in Friedrichsruh zu einem Berichterstatter über die in der Kronrathssitzung besprochenen Proklamationen, welche erst am 5. Februar bekannt gegeben wurden, gesagt, „die Erlasse waren seit Langem eine Lieblingsidee des Kaisers. Hintzpeter, Douglas und Andere, kurz, solche, die nicht im Dienste waren, haben mit Seiner Majestät darüber Berathungen gehalten. Der Kaiser versprach sich von den Erlassen Erfolg bei den Wahlen. Mir wurde eine Redaktion gezeigt, die weitgehender war als diejenige, welche erschienen ist. Ich war prinzipiell gegen die Erlasse. Sollten sie aber durchaus erscheinen — und der Kaiser bestand darauf — so wollte ich wenigstens meine Redaktion durchsetzen, damit die Erlasse gemildert würden. Ich übernahm deshalb die Redaktion und schrieb die Erlasse in der jetzigen Form nieder, als Diener des Kaisers. Die Redaktion rührt also von mir her. Ich habe keinen Kollegen zugezogen. Ich fügte noch die internationale Konferenz*) bei; ich dachte, sie sollte gleichsam ein Sieb sein, eine gewisse

*) Diese fand am 15. März statt.

Hemmung des humanen arbeiterfreundlichen Elan unseres Herrn. Ich glaubte, diese Konferenz würde sich gegen allzugroße Begehrlichkeit der Arbeiter aussprechen, gleichsam Wasser in den Wein gießen. Aber selbst diese geringen Erwartungen sind getäuscht worden. Die Ergebnisse der Konferenz sind gleich Null. Es hatte Keiner den Muth zu widersprechen, auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Die ganze Konferenz ist eine einzige Phraseologie, nicht eine Frage hat sie praktisch gelöst. Ueberhaupt, es ist Illusion, den Arbeiterschutz international machen zu wollen. Jeder Staat steht doch schließlich für die Interessen seiner Industrie. Ich glaubte übrigens damals immer noch, daß der Staatsrath die Erlasse nicht billigen würde. Da aber auch dieser zustimmte, so gingen sie durch, ohne mein Votum, ohne meine Gegenzeichnung."

Der erste Erlaß verkündete das Ausschreiben einer internationalen Konferenz zur Hebung der Arbeiterinteressen, der zweite stellte es als Aufgabe der Staatsgewalt hin, die Zeit, die Dauer und Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt blieben. Besonders die staatlichen Bergwerke sollten bezüglich der Fürsorge für die Arbeiter zu Musteranstalten entwickelt werden.

Da der Staatsrath noch nicht wußte, wie sich der Reichstag zum Sozialistengesetz verhalten würde, so hielt er es für nöthig, auf jeden Fall den kaiserlichen Erlassen zuzustimmen. Aber seine Zustimmung bedeutete für Bismarck als den alleinigen Neinsager soviel wie Aussicht auf Rücktritt.

Bismarck selbst drückte dem Kaiser die Absicht aus, daß er von allen seinen Aemtern außer vom Reichskanzleramt zurücktreten wolle. Nur sei jetzt vor den neuen Reichstagswahlen nicht der geeignete Zeitpunkt. Die Aenderung könnte die Wahlen ungünstig beeinflussen.

Der Kaiser Wilhelm hatte voll Zuversicht und Hoffnung zum Staatsrath gesagt: „Die Sozialdemokratie überlassen Sie Mir, mit dieser werde Ich ganz allein fertig". Allein wie die Sozialdemokraten das Entgegenkommen des Kaisers auffaßten, ging bald darauf aus einem Aufruf des „Berliner Volksblattes" klar hervor. Es hieß darin: „Angesichts der kaiserlichen Erlasse muß für die deutschen Arbeiter die Wahlparole lauten: Wählt Arbeitervertreter, wählt Sozialdemokraten, so viel Ihr möget, wollt Ihr Euer Recht, Euer ganzes Recht. Jedes Tausend Stimmen mehr, das auf die Vertreter der Arbeiterklasse fällt, wird ihren Forderungen um so größeren Nachdruck verleihen. Nur das ist der rechte Sieg, den man sich selber erkämpft."

Die Sozialdemokraten sahen also die wohlwollenden Erlasse nur als eine Etappe auf dem Weg zu ihrem Ziele an. Bismarck äußerte später über diese Begehrlichkeit zu dem Redakteur der „Dresdener Nachrichten", Dr. Erwin Reichardt: „Wer der sozialistischen Gefahr begegnen will, hat zwei Wege: Entweder ihren Forderungen nachgeben oder kämpfen. Der Kaiser, welcher noch nicht die schlimmen Erfahrungen eines Siebzigers besaß, hatte sich für den Frieden entschieden, ich dagegen wollte kämpfen, je eher, desto lieber. Diese Meinungsverschiedenheit war einer der Gründe, aus denen ich das Amt niederlegte."

Wie schon erwähnt, hatte auch die für den 15. März berufene internationale Konferenz zur Berathung gemeinschaftlicher Maßregeln für den Arbeiterschutz gar keinen Erfolg. Fürst Bismarck betheiligte sich an diesen Berathungen nicht, doch sah er die fremden Abgeordneten fast freundschaftlich bei sich.

Indessen hatte das Schicksal bereits ganz unerwartet seinen Austritt aus allen seinen Aemtern eingeleitet. Am 14. März nämlich begab sich Bismarck's Bankier, Herr von Bleichröder, zu ihm und fragte an, ob der Fürst bereit sei, den bekannten Centrumsführer Windthorst zu einer Unterredung zu empfangen. Bismarck drückte seine Verwunderung über die gar nicht nöthige Anfrage aus. Gleich danach trat Windthorst, der zugleich mit Bleichröder gekommen war, ein und hatte eine anderthalbstündige Unterredung. Das Gespräch drehte sich besonders um die Stellung des Centrums und seine Ansprüche im neuen Reichstage. Windthorst verlangte die gänzliche Wiederherstellung der Gesetzgebung, wie sie vor 1870 bestand, Bismarck aber erklärte diese Forderung für „exorbitant".

Dieses harmlose Gespräch wurde noch an demselben Tage dem Kaiser mit Entstellung der Wahrheit mitgetheilt. Es hieß nämlich, der Kanzler habe Windthorst zu sich bitten lassen, um mit ihm über eine „Kooperation" zu verhandeln, und zwar in dem Sinne, daß der Kanzler mit dem Centrum gegen die Ansichten des Kaisers auftreten wolle.

Selbstverständlich erregte diese Nachricht den Kaiser, und er sandte sofort den Chef des Civilkabinets, Herrn von Lucanus, an den Fürsten Bismarck mit der Forderung, daß letzterer, wenn er politische Auseinandersetzungen mit den Abgeordneten beabsichtige, zuvor dem Kaiser davon Meldung mache. Fürst Bismarck erwiderte darauf dem Sinne nach, daß er sich den freien Empfang von Besuchern seines Hauses vorbehalte.

Hierauf erschien der Kaiser selbst am 15. März nach einer Spazierfahrt durch den Thiergarten vor zehn Uhr früh im Reichskanzlerpalais. Der Fürst lag noch im Bett, kleidete sich rasch an und begab sich zu seinem Monarchen. Der Kaiser fragte erregt nach dem Grunde der Unterredung mit Windthorst. Bismarck entgegnete, daß nur eine persönliche

Häuschen, von Kutscher und Dienerschaft bewohnt.

würdigen, aber für die Betheiligten sehr peinlichen Unterredung. Aller weitere umständliche Wortlaut des Gesprächs, wie man ihn sonst wohl findet, ist ein Spiel der Phantasie oder beruht auf Klatsch.

Fürst Bismarck erkannte jetzt, daß der Bruch des Kaisers mit ihm thatsächlich eingetreten sei, und daß „der Kaiser sein eigener Kanzler" sein wolle. Er hatte bei der Unterredung darauf hingewiesen, daß sein Verhalten durch die Kabinetsordre vom 8. September 1852 begründet sei. Vielleicht hatte sich der Kaiser auf dieselbe Kabinetsordre berufen, jedenfalls verlangte er vom Kanzler eine Denkschrift darüber. Die wichtige, sonst wenig bekannte Ordre lautete so:

„Ich (König Friedrich Wilhelm IV.) finde es nöthig, daß dem Ministerpräsidenten, mehr als bisher, eine allgemeine Uebersicht über die verschiedenen Zweige der inneren Verwaltung und dadurch die Möglichkeit gewährt wird, die nothwendige Einheit darin, seiner Stellung gemäß, aufrecht zu erhalten und Mir über alle wichtigen Verwaltungsmaßregeln auf Mein Erfordern Auskunft zu geben. Zu dem Ende bestimme Ich Folgendes: 1. Ueber alle Verwaltungsmaßregeln von Wichtigkeit, die nicht schon nach den bestehenden Vorschriften einer vorgängigen Beschlußnahme des Staatsministeriums bedürfen, hat sich der betreffende Departementschef vorher mündlich oder schriftlich mit dem Ministerpräsidenten zu verständigen. Letzterem steht es frei, nach seinem Ermessen eine Berathung der Sache im Ministerium, auch nach Befinden eine Berichterstattung darüber an Mich zu veranlassen. 2. Wenn es zu Verwaltungs-

Ein Heim im Sachsenwalde.

Aussprache stattgefunden habe. Der Kaiser bestand hierauf nochmals auf seinem Recht, vorher Mittheilung zu fordern, wenn der Kanzler mit hervorragenden Parteiführern verhandeln wolle. Dieses Verlangen wies der Reichskanzler zurück, denn er könne seinen Verkehr mit Abgeordneten nicht unter Aufsicht stellen, auch nicht über seine Schwelle gebieten lassen. Nachdrücklich erwiderte der Kaiser: „Auch nicht, wenn ich es Ihnen als Souverän befehle?" Bismarck lehnte auch dieses ab und setzte hinzu, daß er sein Amt nur beibehalten habe, weil er dem Kaiser Wilhelm I. versprochen habe, seinem Enkel zur Seite zu stehen, daß er aber sein Amt gern niederlegen wolle, wenn er dem Kaiser im Wege stehe. Dies ist dem Sinne nach der Inhalt der hoch denk-

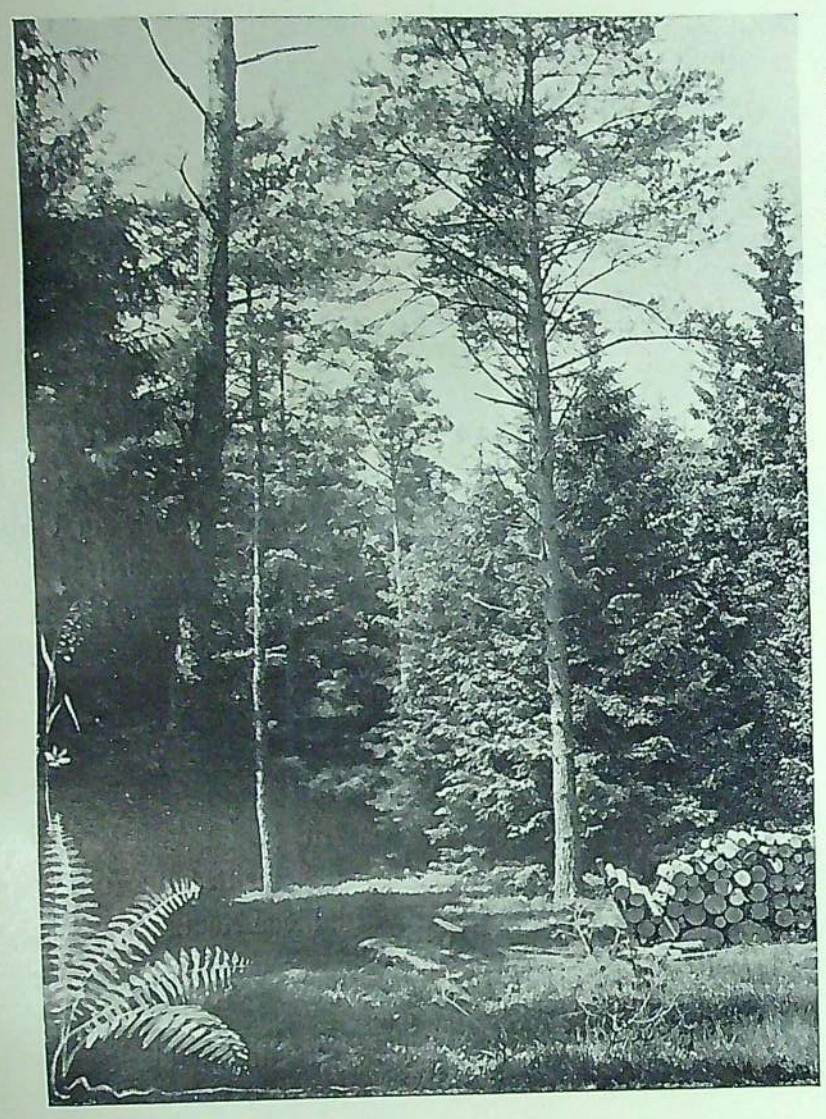
Im Sachsenwalde.

maßregeln der angegebene Art nach den bestehenden Grundsätzen Meiner Genehmigung bedarf, so ist der erforderliche Bericht vorher dem Ministerpräsidenten mitzutheilen, welcher denselben mit etwanigen Bemerkungen Mir vorzulegen hat. 3. Wenn ein Verwaltungschef sich bewogen findet, Mir über eine Angelegenheit seines Ressorts unmittelbar Vortrag zu halten, so hat er den Ministerpräsidenten davon zeitig vorher in Kenntniß zu setzen, damit derselbe, wenn er es nöthig findet, solchen Vorträgen beiwohnen kann. — Die regelmäßigen Immediatvorträge des Kriegsministeriums bleiben von dieser Bestimmung ausgeschlossen. Charlottenburg, den 8. September 1852. Gez. Friedrich Wilhelm. Gegengez. Manteuffel."

Es ist zu betonen, daß Bismarck, als er sich auf diese Ordre bezog, nicht an eine eigene unbeschränkte Stellung dachte.

Im Gegentheil, er hat stets Nachdruck darauf gelegt, daß er „niemals habe herrschen wollen“. Und wenn gehässige Menschen ihm dies dennoch vorwerfen möchten, so ist hier gerade der geeignetste Platz, einen anderen Erlaß mitzutheilen, der von Kaiser Wilhelm I. herrührt und Bismarcks Zustimmung haben mußte. Die wichtige Kundgebung des Kaisers erschien am 4. Januar 1882 und lautete folgendermaßen:

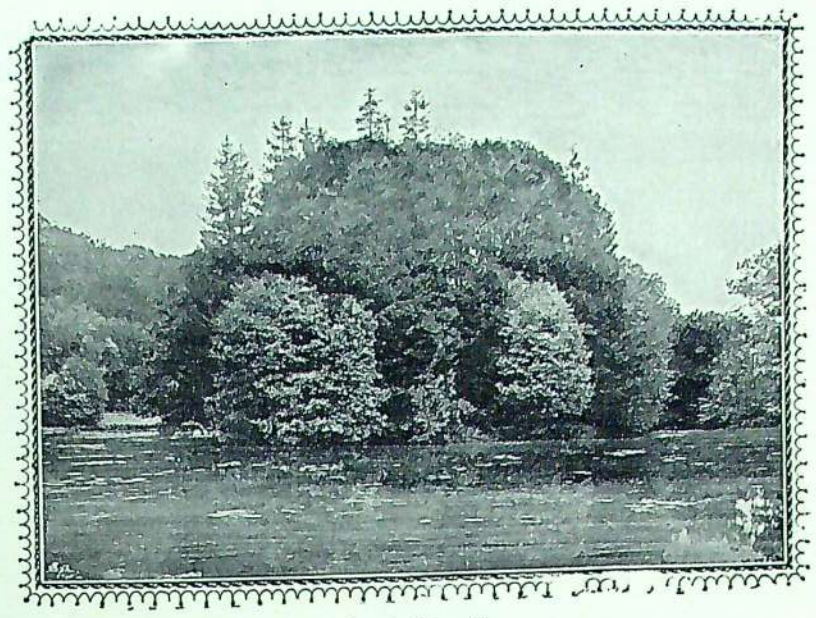
„Das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben. Die Regierungsakte des Königs bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers und sind, wie dies noch vor dem Erlaß der Verfassung geschah, von den Ministern des Königs zu vertreten, aber sie bleiben



Im Sachsenwalde.

als den allein Regierenden darstellen wollten. Da Bismarck ohne seine volle Billigung des Erlasses gar nicht im Amte hätte bleiben können, so beweist das Schriftstück durch die scharfe Hervorhebung der Königsrechte zur Genüge, daß der Kanzler nicht an eine Selbstständigmachung seiner Stellung dachte. Dieser Erlaß des Kaisers Wilhelms I. und die Ordre vom Jahre 1852, sowie die Unterredung Kaiser Wilhelms II. ergänzen sich und seien hiermit nebeneinandergestellt.

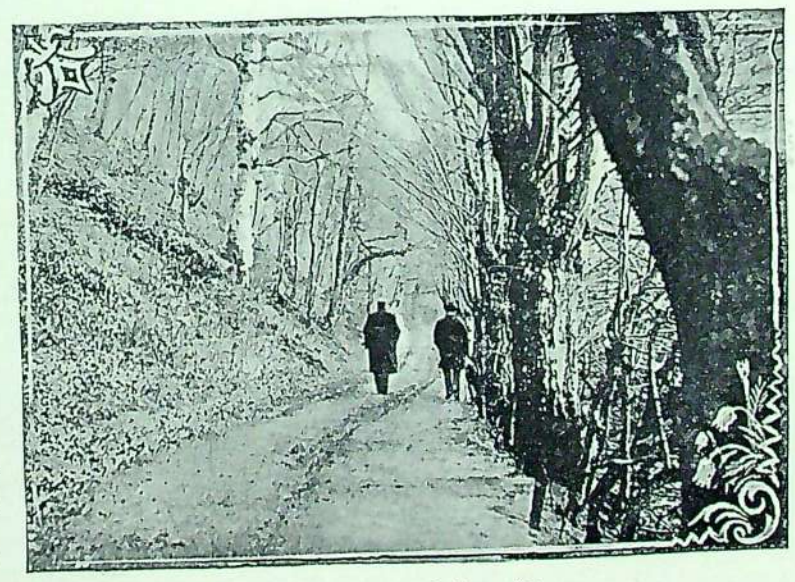
Die Denkschrift über den Befehl von 1852 wollte der Fürst dem Kaiser am 17. März vorlegen. Aber bei der großen Verantwortlichkeit gegenüber den deutschen Interessen kam Bismarck, nachdem in ihm einigermaßen ein ruhigerer Ueberblick über das Morgenereigniß vom 15. eingetreten war,



Im Sachsenwalde.

Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen und der seine Willensmeinung durch sie verfassungsmäßig ausdrückt. Es ist deshalb nicht zulässig und führt zur Verdunkelung der verfassungsmäßigen Königsrechte, wenn deren Ausübung so dargestellt wird, als wenn sie von den dafür verantwortlichen jedesmaligen Ministern und nicht von dem König selbst ausgingen. Die Verfassung Preußens ist der Ausdruck monarchischer Tradition dieses Landes, dessen Entwickelung auf den lebendigen Beziehungen seines Königs zum Volke beruht. Diese Beziehungen lassen sich auf die von der Krone ernannten Minister nicht übertragen, denn sie knüpfen sich an die Person des Königs. Ihre Erhaltung ist eine staatliche Nothwendigkeit für Preußen. Es ist deshalb Mein Wille, daß sowohl in Preußen, wie im gesetzgebenden Körper des Reichs über Meine und Meiner Nachfolger verfassungsmäßigen Rechte zur persönlichen Leitung der Politik Meiner Regierung kein Zweifel gelassen und der Meinung stets widersprochen werde, als ob die in Preußen jederzeit bestandene und durch Artikel 43 der Verfassung ausgesprochene Unverletzlichkeit der Person des Königs oder die Nothwendigkeit verantwortlicher Gegenzeichnung Meinen Regierungsakten die Natur selbständiger Königlicher Entschließungen benommen hätte. Es ist die Aufgabe Meiner Minister, Meine verfassungsmäßigen Rechte durch Verwahrungen gegen Zweifel und Verdunkelung zu vertreten. Das Gleiche erwarte Ich von allen Beamten, die Mir den Amtseid geleistet haben.“

Der vorstehende Erlaß wurde besonders hervorgerufen durch hämische Angriffe von Abgeordneten, welche Bismarck



Spaziergang im Sachsenwalde.

die Ueberzeugung, daß Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl von ihm forderten, das Geschehene zu ertragen und kein Entlassungsgesuch einzureichen. Das letztere aber hatte der Kaiser erwartet, deshalb erschien auch am frühen Morgen des 17. März der General von Hahnke bei Bismarck mit dem, jedoch nicht direkten Auftrage: Der Kaiser erwarte um 2 Uhr Nachmittags das Erscheinen Bismarcks im Schlosse zur Stellung des Entlassungsgesuchs. Der Kanzler entgegnete, daß sein Gesundheitszustand es ihm nicht erlaube, auszugehen, und daß er wegen Aufsetzung seines Entlassungsgesuches um Frist bitte. Sein Gewissen fordere von ihm und die politische Lage bedinge es, daß er nicht ohne Weiteres Kaiser und Vaterland im Stich lasse. Ein einfaches kurzes Abschiedsgesuch werfe auf die Sachlage ein falsches Licht. Aber der Kaiser hätte ja die Macht, den Kanzler zu jeder Zeit verabschieden zu können.

Am Nachmittag nach dieser Unterredung berief Bismarck das Ministerium zu einer Berathung und theilte ihm das in den letzten Tagen Geschehene, sowie eine Denkschrift über die Kabinetsordre von 1852 mit. Alle Minister hatten mit Bismarck die Meinung, daß die Ordre noch ihre Gültigkeit habe. Allein nur v. Scholz und Maybach blieben später dieser Ansicht treu. Aufs Tiefste bedauerten alle Minister die Ereignisse der letzten Tage.

Am Abend traten die Minister ohne Bismarck bei dem Herrn von Bötticher zu einer neuen Berathung zusammen, um zu den Ereignissen gemeinsame Stellung zu nehmen. Da erschien ein Adjutant des Kaisers, der von der Ministerberathung am Nachmittag bereits Kenntniß erhalten hatte, und erklärte den Ministern, daß sie jede weitere Bemühung unterlassen sollten, denn „der Kaiser bedürfe ihres Rathes in dieser Sache nicht mehr, da seine Entschlüsse in Betreff des Fürsten Bismarck fest stünden."

Gleichzeitig schickte der Kaiser den Kabinetsrath von Lucanus in das Reichskanzlerpalais und ließ Bismarck amtlich mittheilen, daß er sich wundere, von Bismarck noch kein Abschiedsgesuch erhalten zu haben. Er erwarte es zu einer festgesetzten Stunde. Der Kanzler erklärte sich bereit, das Abschiedsgesuch vorzulegen, nur könne er das nicht innerhalb weniger Stunden. Einer einfachen Absetzung könne er nicht widerstreben, das Entlassungsgesuch aber eines eng mit den Geschicken Preußens und Deutschlands verknüpften Mannes erfordere Zeit. Die Geschichte müsse wissen, warum er das Gesuch gestellt habe.

Diese Begründung seines Entlassungsgesuches setzte Bismarck am 18. März auf. Das Schriftstück ist nie an die Oeffentlichkeit gelangt, obwohl der Fürst öfter das Verlangen aussprach, daß es geschehen möge, nicht zum Beweise für sein freiwilliges Abschiedsgesuch, sondern für seine unfreiwillige Entlassung. Jedenfalls hatte er darin dargethan, daß sein Verbleiben im Amte vorläufig noch eine Nothwendigkeit sei. Das Schriftstück, welches den größten Wendepunkt der Neuzeit einleitete, war sicher mit der größten Sorgfalt abgefaßt worden.

Inzwischen war es bereits in Europa bekannt geworden, daß der General von Caprivi Bismarcks Stelle ersetzen solle. Die „Hamburger Nachrichten" behaupteten, daß der General „schon vor acht Tagen" vom Kaiser empfangen worden sei, ohne daß der Hofbericht davon Meldung machte. Die Meinung der deutschen Blätter über den zukünftigen Reichskanzler war ungemein getheilt, viele schwiegen noch gänzlich über die Wandlung der Ereignisse, als wollten sie immer noch nicht recht daran glauben. Von Caprivi wußte man, daß er militärische Verdienste hatte, Divisions-Kommandeur in Metz, darauf Chef der Admiralität, dann kommandirender General des 10. Armeekorps in Hannover gewesen war. Er galt für sehr befähigt, und der Kaiser hielt ihn für einen seiner besten Generale.

Daß er ehrliche Gesinnung mitbrachte, wird man ihm nie abstreiten. Doch erhoben sich Stimmen, die darauf hinwiesen, ob er für ein so umfassendes, ihm gänzlich unbekanntes Amt wie das des Reichskanzlers, noch dazu als Nachfolger Bismarcks, geeignet sei. Das „Neue Wiener Tageblatt" schrieb: „Die Nennung des Namens Caprivi für den ihm zugedachten Posten wird in den Hauptstädten der deutschen Bundesstaaten kaum geringeres Befremden hervorrufen, als in Berlin selbst. Denn nichts in seiner seitherigen Vergangenheit schien diesen Mann für die hochwichtige Sendung zu bestimmen, die Verantwortung für die gesammten Angelegenheiten des Deutschen Reiches zu tragen und die politische Leitung Preußens zu übernehmen."

Auch in London, ja in allen Ländern, überraschte die Meldung von der Ernennung Caprivis zum Reichskanzler ungemein. Die „Times" behaupteten, die Ernennung könne keine andere Bedeutung haben, als daß der Kaiser beabsichtige, künftighin seinen eigenen Willen zum beseelenden Willen in der Deutschen Regierung zu machen.

Der Abschied.

Mit dem 20. März erhielt der Kaiser die Denkschrift des Fürsten Bismarck. Wenige Stunden nachher überbrachten die Chefs des Zivil- und Militärkabinets, v. Lucanus und v. Hahnke, dem Fürsten die Entlassung mit einem hochehrenvollen kaiserlichen Kabinetsschreiben, das so lautete:

Mein lieber Fürst!

Mit tiefer Bewegung habe Ich aus Ihrem Gesuche vom 18. d. Mts. ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Aemtern, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben, zurückzutreten. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen. Wenn Ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgenschweren Tragweite Ihres Rücktritts jetzt genöthigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue Ich dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten.

Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen Mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrags zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Aemtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht ertheile, daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werde.

Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in Meinem Leben betrachtet, daß ich Sie bei Meinem Regierungsantritt als Meinen ersten Berather zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die auch Ich künftig aus voller Ueberzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhm-

voller Anerkennung gedacht werden. Ihre Verdienste vollwerthig zu belohnen, steht nicht in Meiner Macht. Ich muß Mir daran genügen lassen, Sie Meines und des Vaterlandes unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe Ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde Ich Ihnen Mein lebensgroßes Bildniß zugehen lassen.

Gott segne Sie, Mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters.

In diesen Gesinnungen bleibe Ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König

Berlin, den 20. März 1890. Wilhelm II. R.

Ein zweites kaiserliches Schreiben von demselben Tage lautet:

Ich kann Sie nicht aus der Stellung scheiden sehen, in der Sie so lange Jahre hindurch für Mein Haus, wie für die Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes gewirkt, ohne auch als Kriegsherr in inniger Dankbarkeit der unauslöschlichen Verdienste zu gedenken, die Sie sich um meine Armee erworben haben. Mit weitblickender Umsicht und eiserner Festigkeit haben Sie Meinem in Gott ruhenden Herrn Großvater zur Seite gestanden, als es galt, in schweren Zeiten die für nöthig erkannte Reorganisation unserer Streitkräfte zur Durchführung zu bringen. Sie haben die Wege bahnen helfen, auf welchen die Armee mit Gottes Hülfe von Sieg zu Sieg geführt werden konnte. Heldenmüthigen Sinnes haben Sie in den großen Kriegen Ihre Schuldigkeit als Soldat gethan. Und seitdem, bis auf diesen Tag, sind Sie mit nie rastender Sorgfalt und Aufopferung bereit gewesen, einzutreten, um unserem Volke die von den Vätern ererbte Wehrhaftigkeit zu bewahren und damit eine Gewähr für die Erhaltung der Wohlthat des Friedens zu schaffen. Ich weiß Mich eins mit Meiner Armee, wenn Ich den Wunsch hege, den Mann, der so Großes geleistet, auch fernerhin in der höchsten Rangstellung ihr erhalten zu sehen. Ich ernenne Sie daher zum General-Obersten der Kavallerie mit dem Range eines General-Feldmarschalls und hoffe zu Gott, daß Sie mir noch viele Jahre in dieser Ehrenstellung erhalten bleiben mögen.

Berlin, den 20. März 1890. Wilhelm R.

An den General der Kavallerie, Fürsten von Bismarck,
à la suite des Kürassierregiments von Seydlitz (Magdeburgisches)
Nr. 7 und des 2. Garde-Landwehrregiments.

Sofort, nachdem die Entlassung Bismarcks bekannt geworden war, erhob sich in vielen Zeitungen des In- und Auslandes ein höchst unwürdiger Klatsch, zum Theil aus Gehässigkeit, zum Theil aus Sensationssucht. Es wurden die albernsten Dinge über die Ereignisse und über Bismarck ausgestreut. Die Bewohnerschaft von Berlin aber war so betäubt, daß sie zuerst gar nicht wußte, wie sie das ungeheure Ereigniß aufnehmen sollte. Daher sah man auch zuerst keine Volksansammlungen auf den Straßen und hörte keine Demonstrationen.

Aehnlich war der Eindruck im Herrenhause und in der Abgeordnetenversammlung. Der Minister von Boetticher verlas in der letzteren die Anzeige von der Wandlung der Dinge im Geschäftston und alle hörten schweigend zu.

Dagegen liefen von den deutschen Fürsten und Freien Städten sofort die ehrendsten und theilnahmsvollsten Schreiben ein. In gleicher Weise äußerten sich Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, der König von Belgien und die Ministerpräsidenten von Oesterreich-Ungarn und Italien.

Auch Kaiser Wilhelm erhielt theilnehmende Briefe von deutschen Fürsten, so vom Großherzog Alexander von Weimar.

Er telegraphirte hierauf ungefähr Folgendes zurück:

„Besten Dank für den freundlichen Brief. Ich habe in der That bittere Erfahrungen und sehr schwere Stunden durchgemacht. Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Großvater noch einmal verloren. Es ist Mir aber von Gott einmal bestimmt, also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachhabenden Offiziers ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte! Und nun Volldampf voran!“

Am 21. März kam auch der Staatssekretär Graf Herbert von Bismarck um seine Entlassung ein.

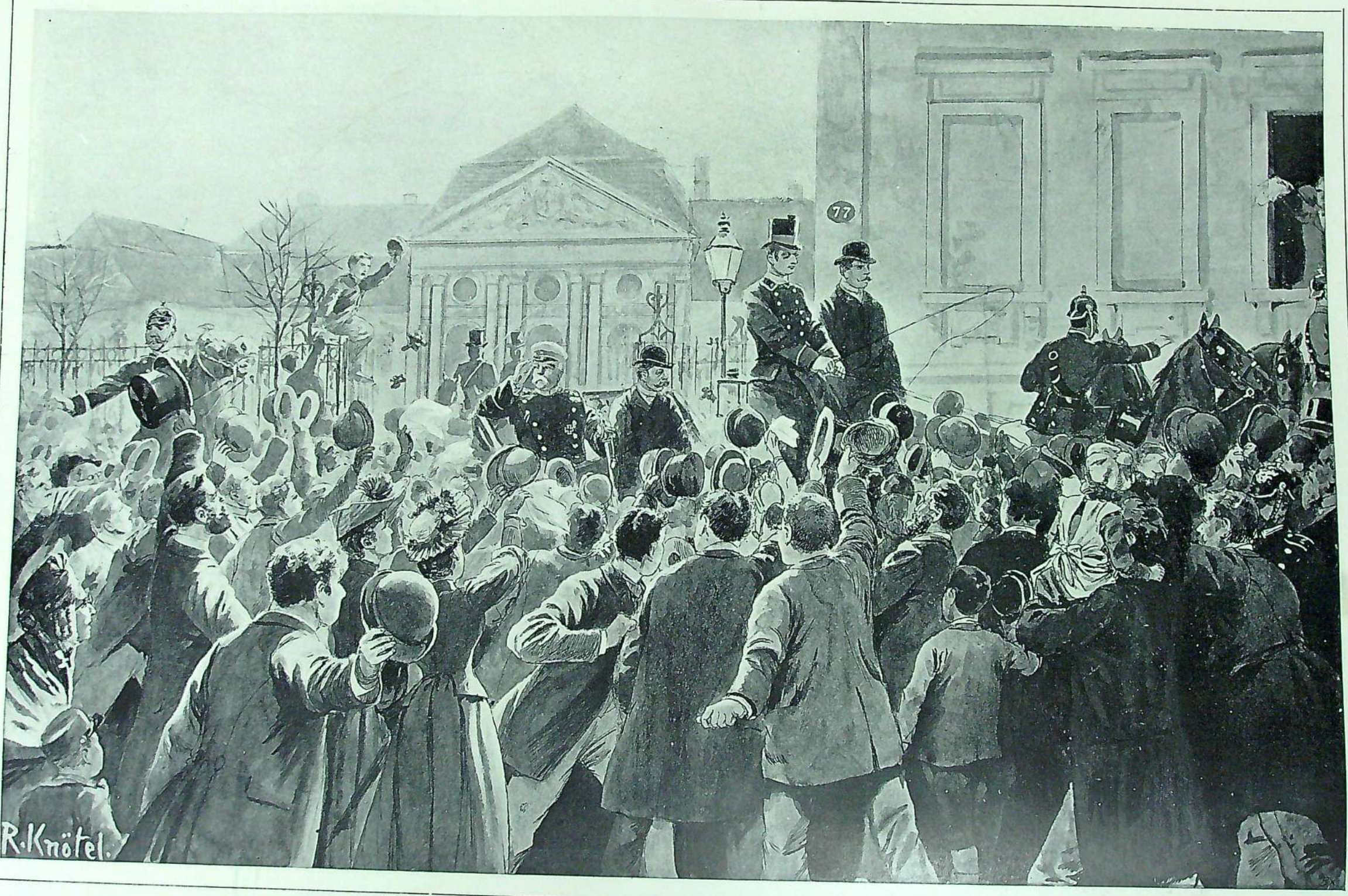
Am folgenden Tage war der Geburtstag Kaiser Wilhelms I. Der Fürst war mit seiner Gemahlin an diesem Tage bei der Kaiserin Friedrich, um Abschied zu nehmen.

In sehr warmen Ausdrücken war die Adresse des Bundesraths gehalten, dessen Vorsitzender Bismarck so lange gewesen war. Der Großherzog von Baden, der Prinz von Wales, welche gerade in Berlin anwesend waren, sowie die Prinzessin Friedrich Karl statteten ihre Abschiedsworte beim Fürsten persönlich ab. Die Städte Darmstadt und Dortmund ernannten den Scheidenden zu ihrem Ehrenbürger, und die Berliner Schlosserinnung machte ihn zum Ehrenschlossermeister. Kurz, von allen Seiten und in der mannigfachsten Weise strömten die Zeichen des Dankes und der Liebe herbei, so daß Bismarck zweimal öffentlich danken mußte.

Häßlich und unehrenhaft war die Schadenfreude der Neider und Gegner. Fürst Bismarck sagte darüber im Juli desselben Jahres zu dem Berichterstatter der „Nowoja Wremja“:

Fürſt Bismarck am Sarge Kaiſer Wilhelms I., am 28. März 1890.

Nach einer Zeichnung von F. Wittig.



Ovation beim Verlassen des Reichskanzler-Palais, den 29. März 1890.

Nach einer Zeichnung von R. Knötel.

„Alle „guten Freunde“ athmeten auf, schöpften Luft und sagten: Endlich! Ja, man konnte mir nicht verzeihen, daß ich achtundzwanzig Jahre erster Minister gewesen war. Achtundzwanzig Jahre! Denken Sie, quelle insolence! Ja, einen solchen frechen Menschen hätte man längst über Bord werfen müssen. Und alle die, welche in diesen achtundzwanzig Jahren vergeblich gehofft hatten, Premierminister zu werden, alle, welche sich für gekränkt, für übersehen, für nicht genügend geschätzt, für schlecht belohnt hielten — alle unterschrieben, und in achtundzwanzig Jahren haben sich solcher Leute nicht wenige gesammelt.“

Gegen den General von Caprivi, dessen Ernennung zum Reichskanzler mittlerweile bekannt gegeben war, zeigte sich Fürst Bismarck stets, wo sich beide treffen mußten, höflich entgegenkommend. Am 21. März empfing er den Nachfolger zum Frühstück, aber gleich darauf verbreitete es sich, daß er stolz zu Caprivi gesagt habe: „Le roi me reverra!“ Er hat später in den „Hamburger Nachrichten“ erklärt, daß er niemals dieses Wort gesprochen habe. Am 22. März sah dann Bismarck den neuen Reichskanzler und sämmtliche Minister und Staatssekretäre zur Mittagstafel, auch machte er Herrn von Caprivi am 27. März persönlich einen Abschiedsbesuch. Die Gehässigkeiten, welche ihm von einem Theil der Presse gegen den neuen Reichskanzler vorgeworfen wurden, waren Erdichtung. In einer Depesche an den italienischen Ministerpräsidenten Crispi hatte er sogar gebeten, Crispi möge die vertrauensvollen Beziehungen zu Deutschland auch auf seinen Nachfolger übertragen. Und acht Wochen später ließ er in den „Hamburger Nachrichten“ öffentlich erklären:

„Gegenüber den Versuchen der Presse, den Anschein zu erwecken, Fürst Bismarck wolle dem neuen Reichskanzler Schwierigkeiten bereiten, stellen wir fest, daß der Fürst uns direkt den Wunsch ausgedrückt hat, Herr von Caprivi, den er wegen seiner persönlichen Eigenschaften hochschätze, möge, seinem Charakter und der Schwierigkeit seiner Aufgabe entsprechend, „mit Rücksicht“ behandelt werden. Der Fürst sei mit Herrn von Caprivi befreundet und wünsche es zu bleiben.“

Der Geschäfte wegen war es ja nun nöthig, daß der neue Reichskanzler baldigst das Palais in der Wilhelmstraße bezog, doch machte es auf den Scheidenden einen peinlichen Eindruck, daß er „Hals über Kopf“ die durch ihn weltberühmt gewordenen Räume verlassen mußte. Die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung“, die damals meist sichere Nachrichten über Bismarck brachte, schrieb im folgenden Juli:

„Fürst Bismarck war buchstäblich nicht im Stande, ordentlich einzupacken, hat beim überstürzten Umzug eine Menge Eigenthum verloren und kam sich mit den Seinen vor etwa wie eine deutsche Familie, die im Jahre 1870 aus Paris ausgewiesen wurde.“

Am 26. März begab er sich früh von Dreiviertel 11 bis 12 Uhr in das königliche Schloß, um sich vom Kaiser und der Kaiserin zu verabschieden. Bekleidet mit der Uniform seines Kürrassierregiments, über die sich das Band des Schwarzen Adlerordens zog, fuhr er in seinem aufgeschlagenen Zweispänner durch die Straßen. Bereits vor dem Reichskanzlerpalais hatte sich eine größere Menge von Personen, darunter viele Damen, versammelt. Man warf dem Kanzler Blumen zu, und er winkte seinen Dank zurück. Zwei berittene Schutzleute sprengten vor, zwei hinter dem Wagen her.

Auch in der Nähe des Schlosses harrte eine von Minute zu Minute wachsende Menschenmenge, die es drängte, dem scheidenden großen Kanzler ein Lebewohl zuzurufen. Als ihn auf der Schloßbrücke brausende Hoch- und Hurrahrufe empfingen, hielt er den Blumenstrauß, welchen er in der Hand trug, vor das Gesicht. Die stürmische Kundgebung der Menge war erschütternd.

Der Kaiser, welcher zuerst abwesend war, fuhr kurz nach dem Kanzler ins Schloß. Die Abschiedsaudienz kann nur kurze Zeit gedauert haben, denn der „Reichsanzeiger“ meldete, daß um 11 Uhr der Chef des Civilkabinets Vortrag beim Kaiser gehalten habe. Von der Kaiserin und den Prinzen wurde der Fürst auf das Herzlichste empfangen, er verweilte bei ihnen bis um 12 Uhr. Inzwischen hatte sich die harrende Menge im Lustgarten und Unter den Linden mächtig vergrößert, meist waren die gebildeten Stände vertreten. Bei der Fahrt über die Schloßbrücke mußten die Pferde langsam gehen, da regnete es Blumen in den Wagen und alles drängte stürmisch heran, die Bemühungen der Schutzleute waren völlig erfolglos. Der Wagen mußte zuletzt ganz still halten. Der Tumult war überwältigend, hundertstimmig dröhnten die Rufe: „Bismarck hoch!“ — „Pferde ausspannen!“ Der Kanzler mußte zuletzt den Wagen verlassen, denn die Pferde schlugen über die Stränge. Er suchte überall beruhigend auf die namenlos begeisterte Menge zu wirken. Der plötzliche, elementare Ausbruch der Liebe und Verehrung des theueren Mannes war von ganz beispielloser Wirkung und viele vergossen Thränen.

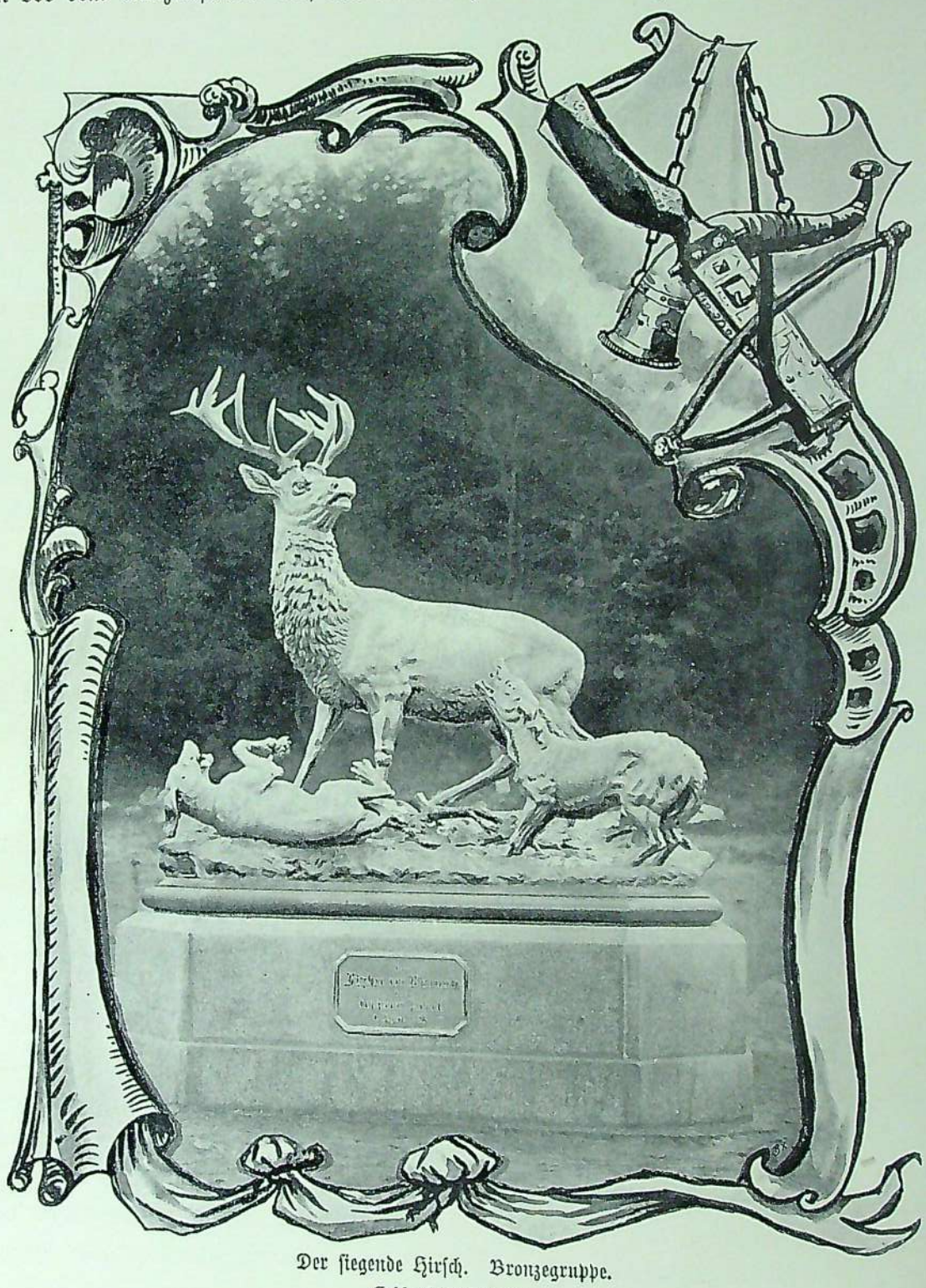
Endlich hatten sich die Pferde wieder beruhigt, der Fürst stieg ein und fuhr zum Großherzog von Baden. Von den Fenstern des Schlosses hatte man aufmerksam die Vorgänge auf der Schloßbrücke beobachtet.

Um 12 Uhr 20 Minuten traf der Wagen vor dem Reichskanzlerpalais wieder ein. Tausendstimmige Hurrahs begrüßten hier den Fürsten, bis er in dem Ehrenhofe verschwand. Aber die Menge ließ in ihrer Begeisterung nicht nach, der Fürst mußte sich zeigen, er trat stramm und hochaufgerichtet auf den Perron des Schlosses, welches heller Sonnenschein überfluthete. So grüßte er wiederholt mit freundlichem Ernst militärisch und durch Neigen des Kopfes die gegen das

Gitter des Hofes drängende Menge. Auch nachdem er in das Palais getreten war, sah er sich genöthigt, für die brausenden Huldigungen seiner Verehrer wiederholt mit Gruß vom Fenster aus zu danken.

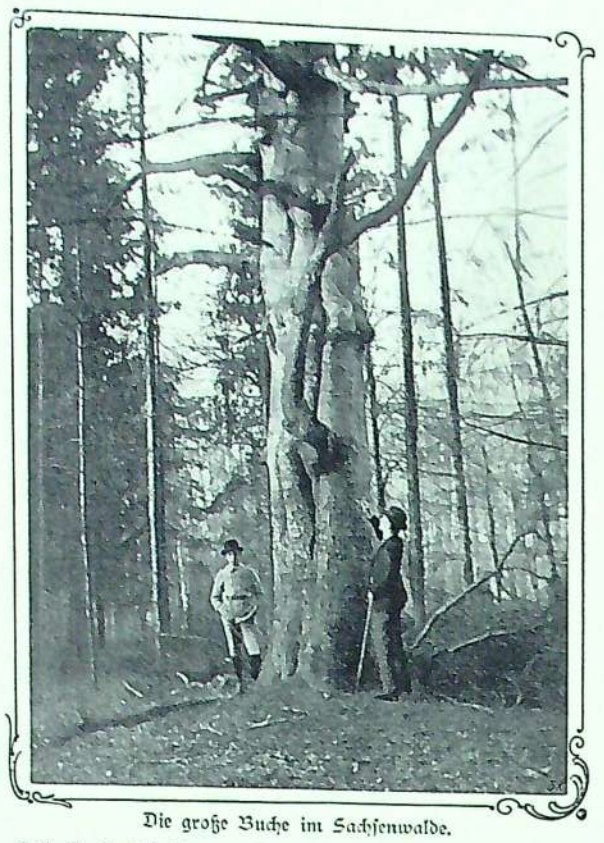
Am Nachmittag versammelte sich abermals ein zahlreiches Publikum, besonders Damen, vor dem Reichskanzlerpalais, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Fürst wolle abreisen. Alle wollten ihn noch einmal sehen. Auf eine Anfrage erfuhr man jedoch, daß die Abreise noch nicht stattfinden werde. Dagegen entwickelte sich ein anderes Schauspiel, denn aus allen Kreisen der Gesellschaft, besonders vom diplomatischen Korps, fuhren in den späteren Nachmittagsstunden zahlreiche Personen vor dem Kanzlerpalais vor, um dem Fürsten und der Fürstin ihre Aufwartung zu machen. In großer Fülle wurden herrliche Blumenspenden im Palais abgegeben.

Am 27. und 28. März wurde es gleichfalls nicht leer von Besuchern im Reichskanzlerpalais. Die Zahl der kostbaren Blumenspenden nahm außerordentlich zu. Die Generalität verabschiedete sich vollzählig vom Fürsten, und groß war die Menge der Männer der Wissenschaft und Kunst, welche ihren Abschiedsbesuch machten. An letzterem Tage fuhr der Fürst am Palais der Prinzessin Friedrich Karl und an dem des Prinzen Georg vor, dann setzte er die Fahrt fort auf der Charlottenburger Chaussee nach dem Mausoleum. Es war am Spätnachmittag. Rührenden Abschied nahm der Fürst von der Ruhestätte des großen Kaisers, mit dem er Deutschlands Ruhm und Größe geschaffen hatte, dem er unermüdlich und treu ergeben gewesen war. Der Tag neigte sich bereits, als sein einfaches Kabriolet am Seitenportal des Charlottenburger Schlosses, dicht neben der Schloßwache hielt. Die zahlreichen Spaziergänger in der Umgebung erkannten aber den Fürsten, welcher in der Uniform der Seydlitzkürassiere aus dem Wagen stieg, gar bald und grüßten ihn, seine ernste Absicht ahnend, ehrerbietig und still. Alsdann ließ er sich vom Hofgärtner drei Rosen geben, und mit ihnen schritt er langsam die einsamen Gänge des Parkes nach dem Mausoleum hin. Ein tiefer Ernst bemächtigte sich seiner, als er die Stufen zu dem geweihten Grabmal emporstieg. Nachdem er die Vorhalle durchschritten, verweilte er zunächst einen Augenblick an den Denkmälern Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, dem „Engel Preußens", darauf stieg der große Kanzler hinab zur Gruft des großen Kaisers Wilhelm I. Er legte die drei Rosen auf den Sarg und verblieb mehr als zehn Minuten an der Ruhestätte seines seligen Herrn, Augenblicke mächtig inhaltvollen Andenkens.



Der siegende Hirsch. Bronzegruppe.
Geschenk der Anhalter.

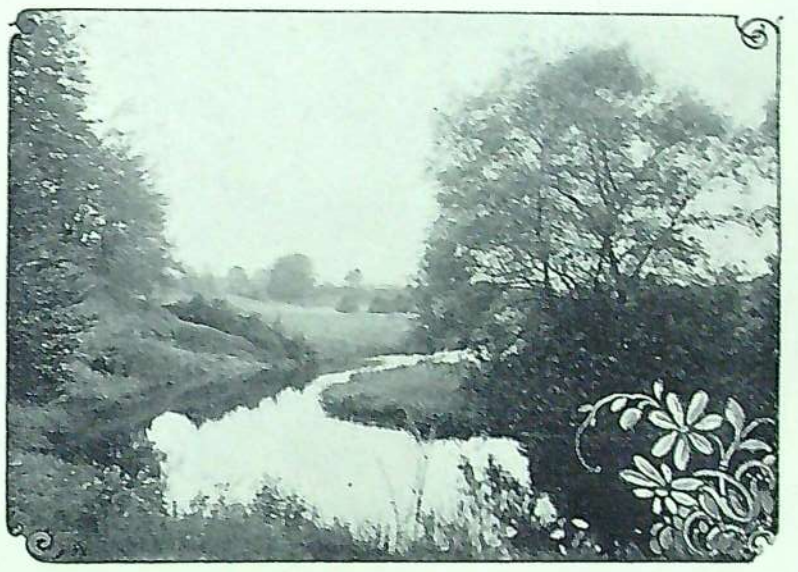
Tiefe Ergriffenheit erfüllte seine Züge, als er die Gruft wieder verließ. Kaum vermochte der Mann, welchen seine Zeitgenossen den Eisernen nannten, seine tiefe Bewegung zu beherrschen. Vor dem Schloßportale hatte sich indessen die Menschenmenge vergrößert. Sie begrüßte ihn begeistert trotz seiner tiefen Ergriffenheit, er dankte, aber ernst und still.



Die große Buche im Sachsenwalde.

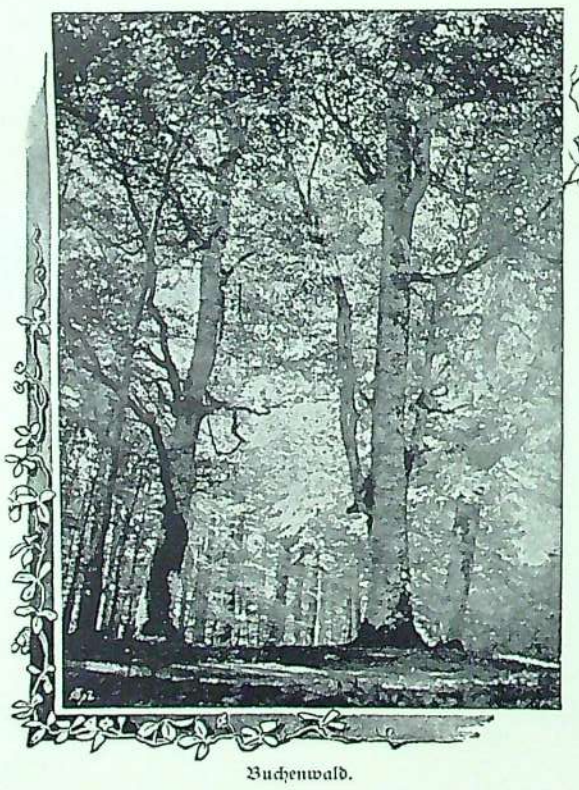
Einen anderen ergreifenden Abschied hatte er schon am Morgen genommen, nämlich von dem, welcher ewig unzertrennlich von ihm genannt werden wird, vom großen Schlachtendenker Grafen Moltke. Das waren zwei Abschiede an diesem 28. März, die fast zu viel wurden für einen Tag.

Mit dem 29. März nahete der letzte Tag, an welchem der Fürst das Reichskanzlerpalais bewohnte. Am Vormittag erschienen noch eine Reihe hoher und höchster Personen und sagten ihr Lebewohl. Heller, warmer Sonnenschein lag auf den Straßen Berlins, und im Thiergarten trieb der Frühling Knospen und Blüthen. Den ganzen Tag über harrte eine dichte Menschenmasse in der Wilhelmstraße des Augenblickes der Abfahrt, von vier Uhr an vertheilte sie sich auf die Straßen, durch welche der Weg nach dem Bahnhof führte, nämlich in der Wilhelmstraße, Unter den Linden, am Brandenburger Thor, auf dem Königsplatze, bis zum Lehrter Bahnhofe. Fenster und Balcone waren dicht mit Menschen besetzt und ein starkes Aufgebot von Schutzleuten konnte nur mit Mühe die Fahrdämme frei halten, um den Verkehr im Flusse zu erhalten. Viele Damen hatten Trauerkleidung an und Sträuße oder Kränze in den Händen. Fünf Minuten nach 5 Uhr ging eine Bewegung durch die Menge, denn vor dem Portal im Hofe des Schlosses fuhr ein Wagen vor, den der Fürst, bekleidet mit der Kürassieruniform, und sein Sohn, der Graf Herbert, in Civilkleidung bestiegen. Noch einen langen Blick warf der große Kanzler nach dem Palais empor, der Geburtsstätte seines Weltruhms, aber schon richteten die brausenden Hoch- und Hurrahrufe der Verehrer seine Gedanken wieder auf die unmittelbare Gegenwart. Tücher wehten, und ein förmlicher Regen von Blumen und Kränzen fiel auf den Wagen herab, als er in die Straße hinausbog. Die Scene, die sich jetzt dem Auge darbot, hatte Berlin noch nie erlebt, von so übermächtiger Wirkung war sie. Alles warf sich dem Wagen entgegen und stürzte zu beiden Seiten heran, so daß die Pferde stehen bleiben mußten. Abermals versuchte man die Pferde auszuspannen, um den Wagen selbst zu ziehen. Der Fürst dankte überall hin mit freundlichem Lächeln, im Ganzen aber waren seine Züge ernst. Endlich konnten die Pferde wieder vorwärts schreiten, es ging jedoch nur langsam, es schien, als wollte die Menge den Mann, in welchem sich der Stolz, der Ruhm des Vaterlandes verkörperte, nicht von Berlin fortlassen.



Am Flusse.

In jeder Straße wiederholte sich die unbeschreibliche Huldigung. Dem dahinfahrenden Wagen wälzte sich die unendliche Menschenmenge nach, alle auf der Straße Stehenden mit sich reißend, daß die anderen Wagen, welche dem Fürsten folgten, weit zurückbleiben mußten. In dem nächsten Wagen saß die Fürstin Bismarck mit dem Grafen und der Gräfin Wilhelm Bismarck, im dritten Professor Schweninger.



Buchenwald.

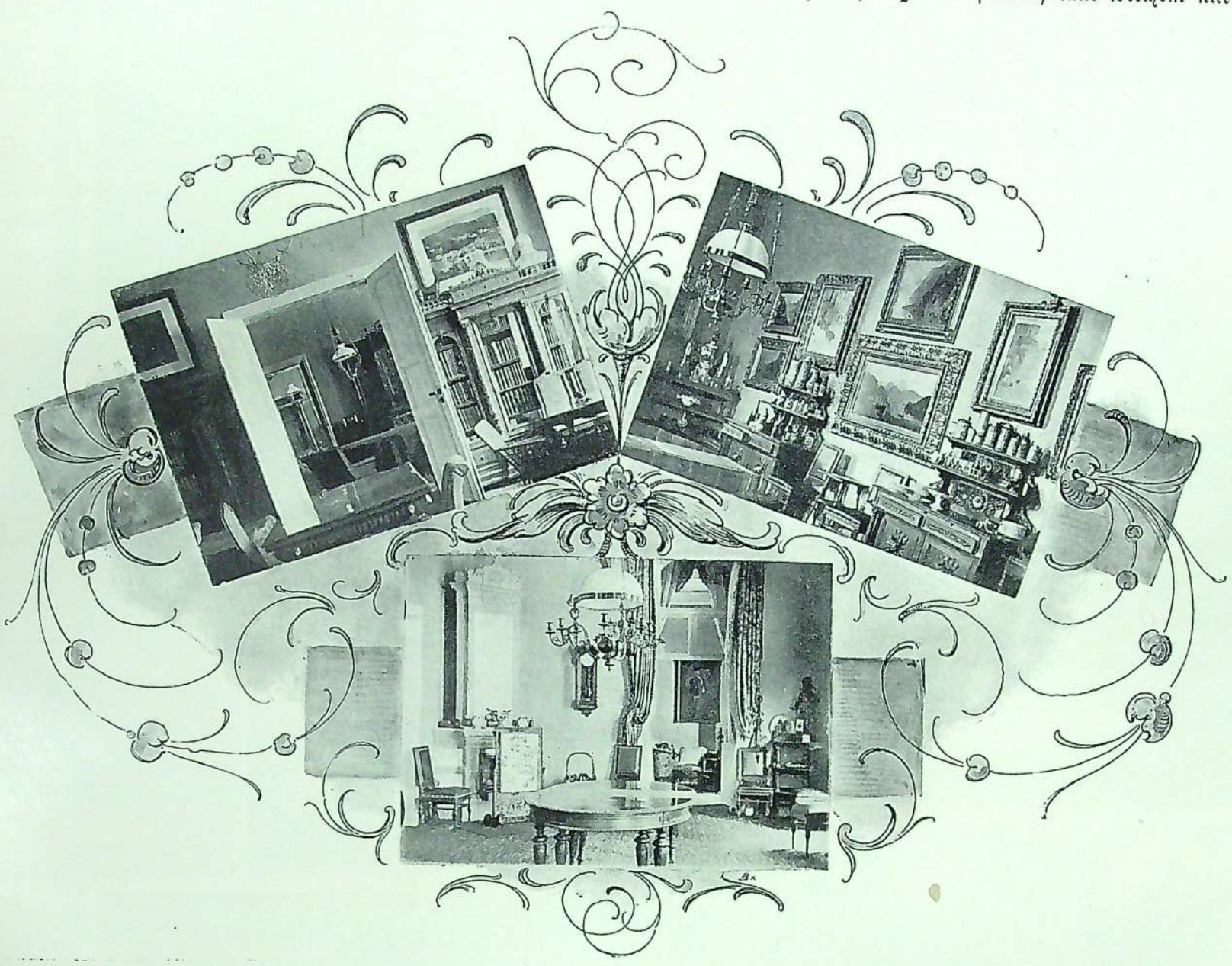
Die sich nun entwickelnden Vorgänge sind so fesselnd, daß wir hier dem Bericht eines Augenzeugen folgen wollen, der seine Erlebnisse in der „Nationalzeitung“ erzählte. Er berichtete: Auf dem vom hellen Sonnenschein umflutheten Lehrter Bahnhof, von dem aus die Abreise nach Friedrichsruh mit dem Expreßzuge nach 5 Uhr erfolgte, herrschte bereits in den ersten Nachmittagsstunden ein außergewöhnliches Leben. Die Wartesäle waren schon um 3 Uhr überfüllt. Alle Schichten der Bevölkerung waren vertreten, neben den Damen der Aristokratie, die meistens in Trauer gehüllt waren, hatten sich zahlreiche Frauen aus dem Handwerkerstande und den arbeitenden Klassen eingefunden. Noch bunter zusammengesetzt war womöglich das Männerpublikum, Generäle in goldstrotzender

Fürſt Bismarck als Privatmann.

Nach einer Aufnahme unmittelbar nach dem Rücktritte aufgenommen.

Uniform unter ihm, sowie Offiziere der Garde und Linie. Zu ihnen gesellten sich Parlamentarier, bekannte Rechtsanwälte, Aerzte, Studenten, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, jeder Stand schien vertreten. Vor dem Bahnhofe hatten zahlreiche Blumenverkäufer Posto gefaßt. So voll ihre Körbe auch von Blumen waren, ein Augenblick genügte, und sie waren entleert. Alle Frauen trugen Blumensträuße, die Vorsitzenden und Leiter zahlreicher Vereine hatten gleichfalls Blumenstücke von seltener Pracht und Größe entgegengebracht. Bemerkenswerth war besonders ein Stück: Aus florüberzogenem Veilchenkissen hob sich der Erdball, ebenfalls mit schwarzer Gaze überzogen, hervor.

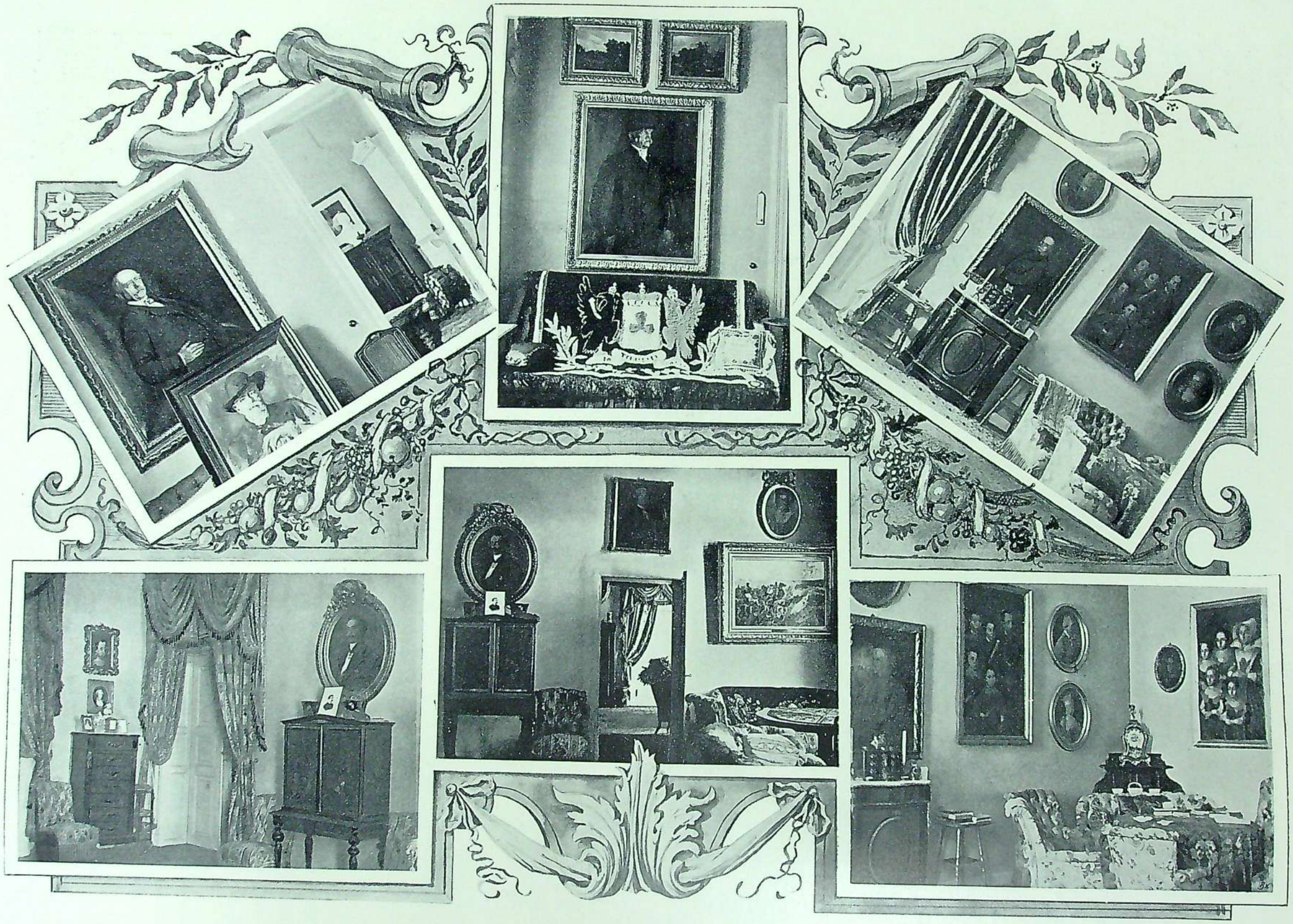
Die vierte Stunde war herangekommen. In den Wandelgängen des Bahnhofs schob sich die Menge, alles drängte nach den Ausgangsthüren, aber dieselben waren verschlossen, und an der Billethalle prangte ein Plakat, laut welchem nur



Fürstenhaus Friedrichsruh.
Die Bibliothek und das Speisezimmer.

denjenigen Personen, die Fahrkarten gelöst hätten, der Eintritt zum Perron gestattet sei. Nun galt es, sich mit Billetten zu versehen, und die Schalter wurden gestürmt. „Ich bin ein Preuße", so schmetterte mit einem Male die Musik, eine Eskadron der Gardekürassiere mit Fahne rückte heran, das gesammte Offizierkorps des stolzen Regiments befand sich dabei. In zwei Gliedern nahmen die Mannschaften mit gezogenem Pallasch auf dem Bahnhof Aufstellung.

Während vor dem Bahnhof das Publikum mittlerweile zu ungezählten Tausenden und Zehntausenden anwuchs, hatte sich auf dem Bahnhofe fast das gesammte diplomatische Korps eingefunden. Man sah den französischen Botschafter Herbette mit Familie, den englischen Botschafter Sir Edward Malet, den österreichischen Botschafter Grafen Szechenyi mit Gemahlin, den russischen Botschafter Grafen Schuwalow, den italienischen Botschafter Grafen Launay. Die Gesandten fast aller Staaten waren anwesend. Wir müßten eine Namensliste des diplomatischen Korps geben, wenn wir alle die Herren erwähnen wollten, die gekommen waren, um dem scheidenden großen Kollegen „Lebewohl" zu sagen. Das gesammte Staatsministerium mit dem Reichskanzler von Caprivi an der Spitze war ebenfalls zur Verabschiedung anwesend. Hier die Minister von Scholz, von Lucius, Maybach, dort von Boetticher mit dem Kriegsminister Verdy du Vernois und dem Minister des königlichen Hauses von Wedell. Die Generalität Berlins und Potsdams war in seltener Vollzähligkeit erschienen.



Friedrichsruh.

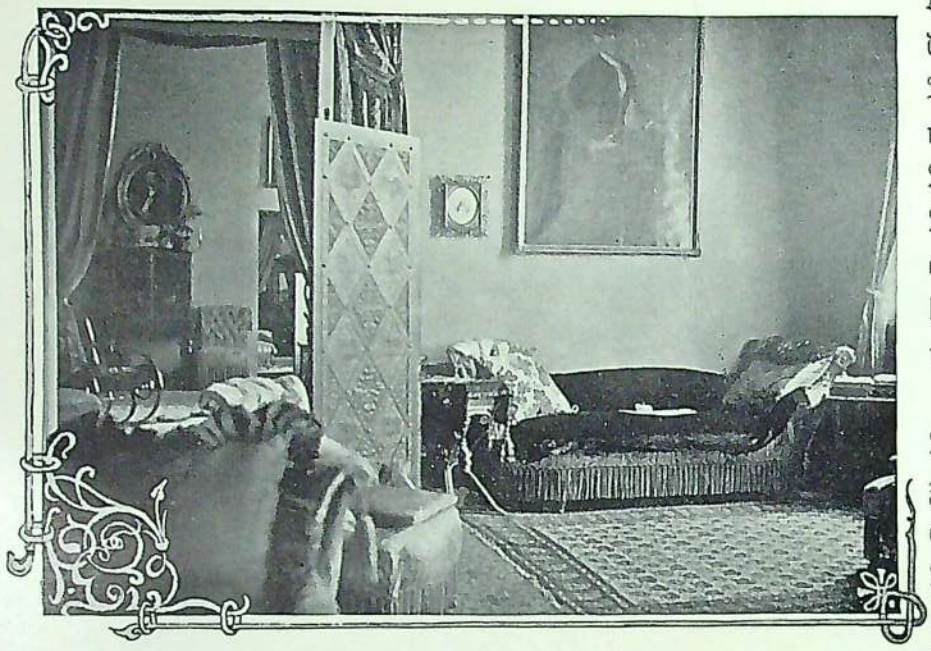
Schloß-Interieurs mit Ahnenbildern und Lenbach'schen Portraits.

Der kommandirende General der Garde Freiherr von Meerscheidt-Hüllessem ging in eifriger Unterhaltung mit dem Chef des Militärkabinets General von Hahnke, dem kommandirenden General des kaiserlichen Hauptquartiers Generallieutenant von Wittich auf und ab. Hier war der General von Grolmann, dort Graf Lehndorff.

Mit einem Male brachen Hochrufe von einer Begeisterung, von einem Sturm aus, der alle fortriß. Wie ein herankommender Donner hörten sich die Hurrahrufe an, sie erschütterten die Luft. Kommandorufe ertönten: „Achtung! Präsentirt das Gewehr!" Wie aus Erz gegossen standen die Kürassiere da, es war 20 Minuten nach 5 Uhr. Fürst Bismarck betrat den Perron, alle Häupter entblößten sich, tief gerührt und freundlich lächelnd reichte der Fürst allen die Hand und schritt dann langsam die Ehrenseskadron ab. Vor dem Coupé seines Salonwagens nahm der Fürst Aufstellung.

Nun spielten sich Scenen ab, geradezu überwältigend, unbeschreiblich. Von einer Begeisterung, Gluth, von einer Wärme, von einer Nachhaltigkeit, die wie mit elementarer Wucht hervorbrachen. Hinter den Gardekürassieren, in den Fenstern des Warteſalons, stand in dichter, ununterbrochener Kette die Menge, ein Hurrahrufen ohne Ende brach los, wenn die Hochs auf der einen Stelle zu ersterben drohten, dann setzten sie an anderen gewaltiger wieder ein. Da erhob sich auf einmal eine schrille, laute Stimme mit dem Rufe: „Auf Wiedersehn!" und „Auf Wiedersehn!" so hallte es durch den weiten Raum. „Der Begründer des deutschen Reiches, Fürst Bismarck, lebe hoch!" ließ sich eine Stimme vernehmen. Alle, alle ohne Ausnahme fielen ein. Eine Stimme intonirte die „Wacht am Rhein", zwei, drei Stimmen fielen ein, und schließlich sangen alle, alle, daß es wie andächtig durch die weite Halle klang. „Deutschland, Deutschland über alles" wurde jetzt angestimmt, und mächtig brauste auch dieses Lied über die Menge hin.

Schrank im Wohnzimmer.



Schlafzimmer der Fürstin.

Fürst Bismarck stand tief gerührt da, von allen Seiten drängten jetzt seine Freunde und seine Bekannten zu ihm heran, ein Händeschütteln, ein Abschiednehmen ohne Ende. Der Kaiser und die Kaiserin ließen dem Fürsten ein prächtiges Veilchenkissen überreichen, auf dem ein grüner Lorbeerkranz mit goldenen Früchten ruhte. Von dem Kranz hing eine Schleife mit schwarz-weiß-rothen Farben herab. In den Ecken des duftigen Kissens prangten Tuffs von Marschal-Niel Rosen. Auch der Fürstin hatte das Herrscherpaar gedacht. Sie empfing einen prächtigen Blumenkorb mit Flieder und Rosen, dessen Fuß rothe Azalien umrankten.

Es stand der Fürst noch über 5 Minuten auf dem Bahnsteig, umbraust, umstürmt von den Hoch- und Hurrahrufen, dann begab er sich in sein Coupé. Von allen Seiten flogen in dasselbe hinein Blumen, der ganze Salonwagen glich einem duftenden Hain. Da fingen die Rufe: „Auf Wiedersehn!" von neuem an, sie wurden stärker, mächtiger, die Glocke erklang, die Truppen präsentirten, die Musik spielte, ihre Klänge erstarben in den Hoch- und Hurrahrufen. „Die Wacht am Rhein" wurde nochmals gesungen, und langsam fuhr der Zug aus der Halle. Fortwährend winkte der Fürst Abschiedsgrüße zu, die Damen wehten mit den Tüchern — es war ein überwältigender Moment, man sah ringsum thränende Gesichter, hörte lautes Schluchzen. „Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!" donnerten die Rufe hinter dem nun schnell fortdampfenden Zuge.

Damit war der größte Staatsmann seines Jahrhunderts der Stätte seines weltbewegenden Wirkens entrückt. Es war eine außergewöhnliche Huldigung, mit der er davonfuhr.

Standuhr im Schloß.

Das deutsche Nationalbewußtsein und Friedrichsruh.

Als im Jahre 1888 die beiden Heldenkaiser Wilhelm I. und Friedrich kurz nach einander dahinschieden, blickte mancher Vaterlandsfreund mit Sorgen in die Zukunft. Einer nach dem andern von den großen Mithelfern am deutschen Einigungswerk war dahingegangen, nun hatten auch die beiden Hauptsäulen des Nationalbewußtseins dem Tode ihren Tribut bezahlt, und doch bedurfte das von ihnen Geschaffene noch der Festigung, vor allem hatte die große Menge des

Huldigung der Dresdner Liedertafel in Friedrichsruh, 21. Mai 1892.

Volkes einen sichtbaren Mittelpunkt nöthig, in dem es ohne Skrupel die Verkörperung der deutschen Einheit sah. Zwar lebten noch Heldenfürsten, welche einst das deutsche Reich mitgeschaffen hatten und stets thatkräftige Vertreter des Einheitsgedankens geblieben waren, noch lebte Moltke, der Felsenhort gegen feindliche Angriffe, und Bismarck, von dem man gewohnt war, daß er den unheilvollen Zündstoff innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen durch „kalte Wasserstrahlen" unschädlich machte, auch war Kaiser Wilhelm II. sofort nach seiner Thronbesteigung mächtig für die Errungenschaften der Vergangenheit eingetreten, aber ein Thersites nach dem andern glaubte mit seiner Lästerzunge das gute Gedeihen, die kräftige Entwickelung des jungen Deutschlands herabsetzen zu dürfen, und wie gefährlich dies bei der gedankenlosen Menge im Laufe der Zeit werden kann, das weiß jeder, der die Geschichte kennt. Die Vaterlandsfreunde sehnten daher von Herzen eine Neubelebung des Nationalbewußtseins herbei. Als sie nun aber sahen, daß Fürst Bismarck aus dem Staatsdienste schied, da fürchteten sie sehr, daß Deutschland einer schweren Zeit entgegenginge.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Wieder in Berlin! Ankunft

26. Jan

Aufnahme von M. Ziesler in Berlin. — Verlag und Copyright 1896 The Werner Company, Chicago.

ft vor dem Königlichen Schlosse.

January 1894.

Allein wie freudig wurden sie allmählich überrascht, als sie bemerkten, daß Bismarcks Abgang eine unerschöpfliche, immer mächtiger rauschende Quelle vaterländischen Empfindens wurde. Friedrichsruh, der Hauptwohnsitz des Fürsten, wurde zum Wallfahrtsort aller, die ihren heißen Gefühlen für das Vaterland begeisterten Ausdruck geben wollten, und das war die überwältigende Mehrheit des Volkes. Alle Befürchtung vor Gespenstern, aller Kleinglaube schwand, und innere und äußere Feinde sahen die Verwirklichung ihrer Gelüste in weite Ferne gerückt.

Die Entwicklung, die Neuentflammung des Deutschkultus, von dem Friedrichsruh Ursache und Zeuge wurde, zu verfolgen, ist sehr anziehend, und daher soll hier eine Schilderung der Jahre 1890—95 Platz finden

Der Fürst in 1895.

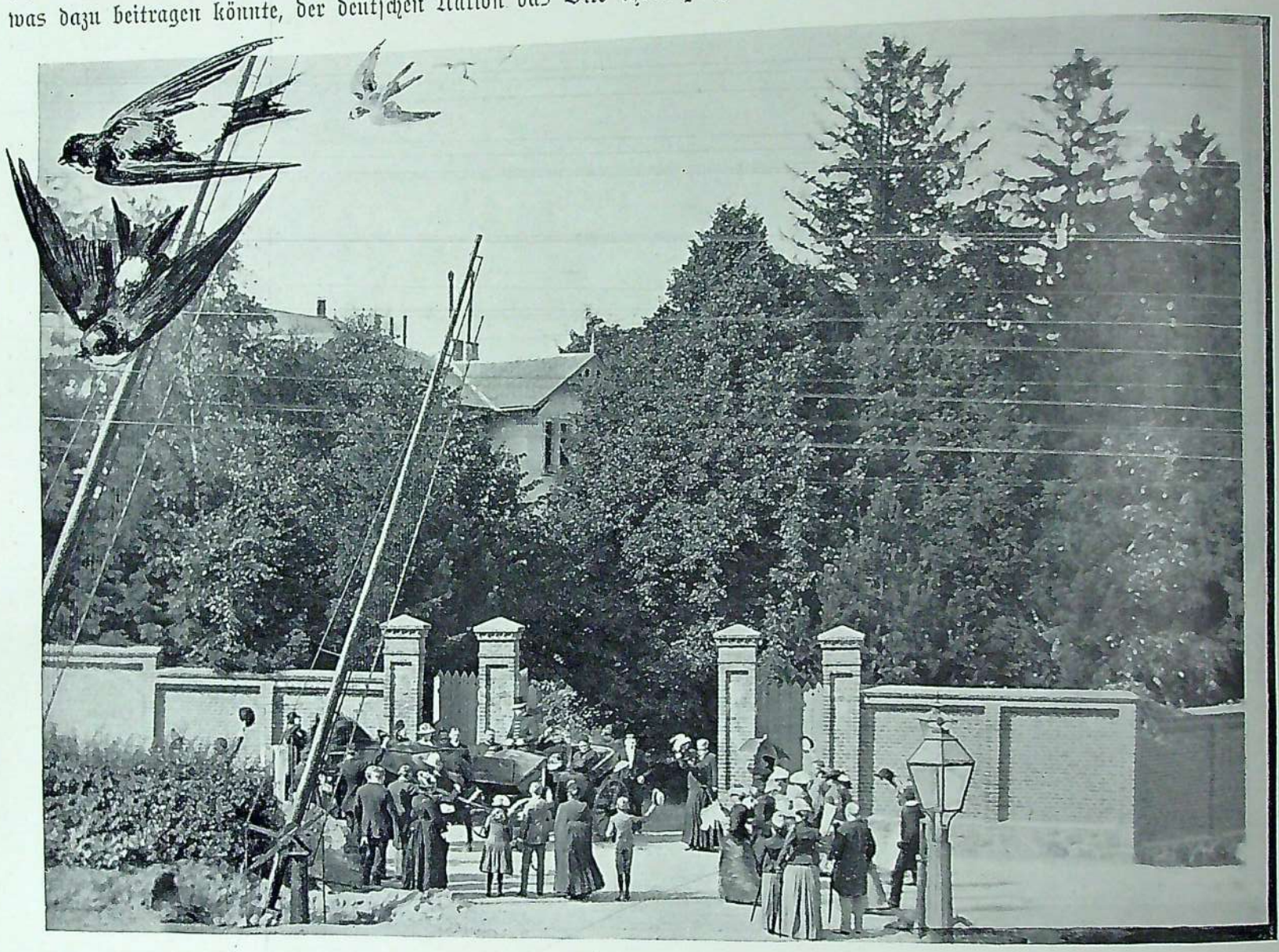
(Nach einer Original-Aufnahme von E. Bieber, Königl. Hof-Photograph Berlin und Hamburg, Januar 1895 zu Friedrichsruh.)

Mit dem Abgange Bismarcks begann sogleich ein häßliches Schauspiel. Unendlich viele, die bisher in Bismarcks Umgange und in seiner Macht ihren Vortheil gesucht hatten, kehrten ihm ohne Weiteres den Rücken, stellten sich ihm feindselig, ja erbärmlich gehässig gegenüber. Die meisten von diesen niedrigen Seelen thaten, als sei mit Bismarck der Erzgegner des deutschen Reiches gestürzt worden, ja sie jubelten laut auf über seine Beseitigung. Da war es denn erfreulich zu sehen, daß zunächst das dem Fürsten befreundete Hamburg in seinem Verhalten keine Aenderung eintreten ließ. Es brachte dem großen Nachbar zwei Tage nach seiner Ankunft in Friedrichsruh, nämlich am Vorabend seines Geburtstages, einen glänzenden Fackelzug. Am folgenden Tage, dem 1. April, traf eine Abordnung Göttinger Studenten zur Beglückwünschung ein, und am Abend brachten preußische Eisenbahnbeamte dem Fürsten einen zweiten Fackelzug. Vierzehn Tage später überreichte der Centralverband deutscher Industrieller dem Fürsten eine Ergebenheitsadresse.

Inzwischen trat ein Umschlag ein in der inneren und äußeren Politik des deutschen Reiches, der dem Fürsten bedenklich erschien. Nach außen begann eine Annäherung an England, welche darin gipfelte, daß Deutschland mit England in Ostafrika Witu, Uganda und die Insel Sansibar gegen die unbeschränkte Herrschaft über das ostafrikanische Festland bis zu den Seen und gegen den Besitz von Helgoland vertauschte. Diese Annäherung verstimmte Rußland, dessen Freundschaft Fürst Bismarck für wichtiger hielt. Außerdem wurde im Innern eine Versöhnungspolitik eingeleitet, und zwar in dem Sinne, daß die bisher als reichsfeindlich geltenden Parteien durch große Zugeständnisse zum Aufgeben ihres gegnerischen Strebens gebracht werden sollten. Fürst Bismarck hielt nach langer Erfahrung dieses Entgegenkommen nicht allein für erfolglos, sondern für gefährlich, denn er sah voraus, daß die Zugeständnisse nur das Verlangen nach mehr reizen und bis zum Unbegrenzten steigern würden. Dadurch konnte das Bestehen des Reiches in Frage gestellt werden.

Infolge dessen erhob der Fürst oft mächtig seine Stimme, um die Regierung zur Umkehr auf diesem Wege zu veranlassen. Die von ihm beeinflußten Artikel in den „Hamburger Nachrichten," die sich ihm zur Verfügung stellten, sowie seine Reden an Abordnungen, fielen oft scharf aus, so daß eine Erwiderung der Regierung nicht ausbleiben konnte. Daher sandte der neue Reichskanzler v. Caprivi am 23. Mai 1890 an die kaiserlich deutschen und königlich preußischen Gesandtschaften einen Erlaß, in dem es hieß: „Ew. . . wird nicht entgangen sein, daß gegenwärtige Stimmungen und

Anschauungen des Fürsten v. Bismarck, Herzogs von Lauenburg, mehrfach durch die Presse an die Oeffentlichkeit gebracht worden sind. Wenn die Regierung Seiner Majestät in vollster Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Staatsmannes hierzu unbedenklich schweigen konnte, so lange seine Aeußerungen sich auf persönliche Verhältnisse und innere Politik beschränkten, mußte sie sich, seit auch die auswärtige Politik davon berührt wird, die Frage vorlegen, ob solche Zurückhaltung auch ferner zu rechtfertigen sei, ob sie nicht im Auslande schädlichen Mißdeutungen unterliegen könnte. Seine Majestät der Kaiser sind indeß der Ueberzeugung, daß . . . der thatsächliche Werth des von der Presse Wiedergegebenen mit der Zeit auch im Auslande immer richtiger werde gewürdigt werden . . . Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt und wollen seitens Allerhöchst ihrer Regierung alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres großen Staatsmannes zu trüben. Indem ich Ew. . . .



Ausfahrt mit der Fürstin.

hiervon mit der Ermächtigung, erforderlichenfalls demgemäß sich zu äußern, in Kenntniß setze, gebe ich mich der Hoffnung hin, es werde auch seitens der Regierung, bei welcher Sie beglaubigt sind, den Aeußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Werth nicht beigelegt werden." *)

Mit dieser Stellungnahme der Regierung war ein Kampf aufgenommen worden, der zuweilen sehr erbittert geführt wurde und Deutschland in zwei feindselige Lager zu scheiden begann. Ehe jedoch das Unheil für das Reich verhängnißvoll wurde, führte Kaiser Wilhelm II. selbst aus eigenem Antriebe und in hochherziger Weise die Versöhnung zwischen der Regierung und Bismarck herbei. Die Bedenken des Fürsten wurden gemindert, als der Reichskanzler v. Caprivi, zu dem das deutsche Volk in seiner Gesammtheit nie das rechte Vertrauen gewonnen hatte, sein Amt an den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst abtrat.

Bevor wir aber in unserer Darstellung so weit kommen, ist es unsere Pflicht, eine kurze Schilderung des bezeichneten Kampfes zu geben. Fürst Bismarck fand in dem Erlaß des Herrn von Caprivi einen festen Anhalt, wohin er seinen Groll, der ihm von der Entlassung geblieben war, ablenken sollte. Als im Juni die Abordnungen, darunter auch eine aus Stuttgart, welche ihm den Ehrenbürgerbrief der Stadt brachte, immer häufiger in Friedrichsruh eintrafen, nahm er wieder-

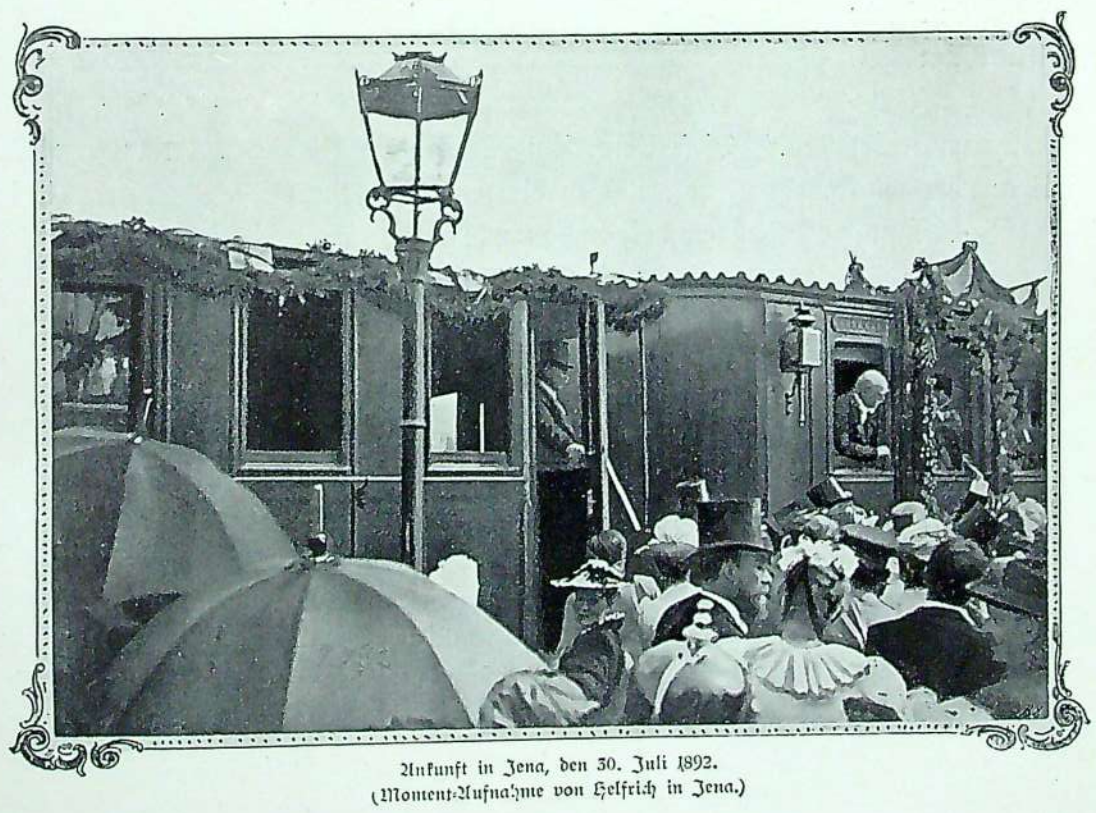
*) Nach H. Blum: Fürst Bismarck und seine Zeit. München 1895.

holt Gelegenheit, sich über das Schreiben*) seines Nachfolgers zu äußern. Wichtig und kennzeichnend ist hier die Antwort, welche er den Ueberbringern einer Dankadresse von 30 000 Berliner Bürgern gab. Er sagte darin:

„Die Gründe für mein Scheiden von Berlin liegen nicht in mir, auch nicht da, wo man sie heute so vielfach sucht. Sie liegen lediglich in der Zersetzung der Ansichten meiner Kollegen in der Regierung. Nur die Einigkeit einer Regierung macht sie stark. Ich war mit den Kollegen nicht mehr eins, und der nothwendige einige Geist war nicht mehr vorhanden. Damals hatte ich die große Verantwortung allein und konnte darum nicht mehr bleiben. Jetzt habe ich die Verantwortlichkeit nicht mehr, und darum rede ich frei heraus. Ich befinde mich etwa in der Lage des Fürsten Metternich, welchem ich mich sonst nicht vergleichen möchte und dem ich nicht nachahmen will. Aber er sagte, daß er von der Bühne in das Parterre hinabgestiegen sei. Und in dieser Lage befinde ich mich jetzt auch. Es giebt Menschen, viele Menschen, welche mir das nicht gönnen wollen. Aber jeder, der ein Parterrebillet gelöst hat, hat doch das Recht der Kritik. Er muß dasselbe nur mit Anstand gebrauchen und nicht mit der schrillenden Pfeife. Und es bleibt eine Pflicht für mich, meine Meinung zu sagen für die vielen, welche dieselbe hören wollen im Inlande und im Auslande, und nicht zu schweigen. Ein altes Sprichwort sagt: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Und dieses Sprichwort möchte man nun heute umdrehen und sagen: Wem Gott ein Amt nimmt, dem nimmt er auch den Verstand. Aber ich kann den Herren sagen, daß ich noch genau der Alte bin, gerade wie vor drei Monaten, und noch denselben Verstand beanspruche wie vor drei Monaten. Und ich füge mich nicht, und wenn ich auch ganz allein bleibe. Für einen Mann, wie ich bin, ist es eine Pflicht, selbst an höchster Stellung seine Meinung frei heraus zu sagen. Und an dieser Stelle tritt eine solche Pflicht erst recht ein. Ein guter Minister soll nicht auf das Stirnrunzeln des Monarchen schauen, welchem er dient, sondern er soll ihm frei seine Meinung sagen. Er hat ja dann bei gegentheiliger Entscheidung das Recht der Wahl, ob er sich fügen oder gehen will.

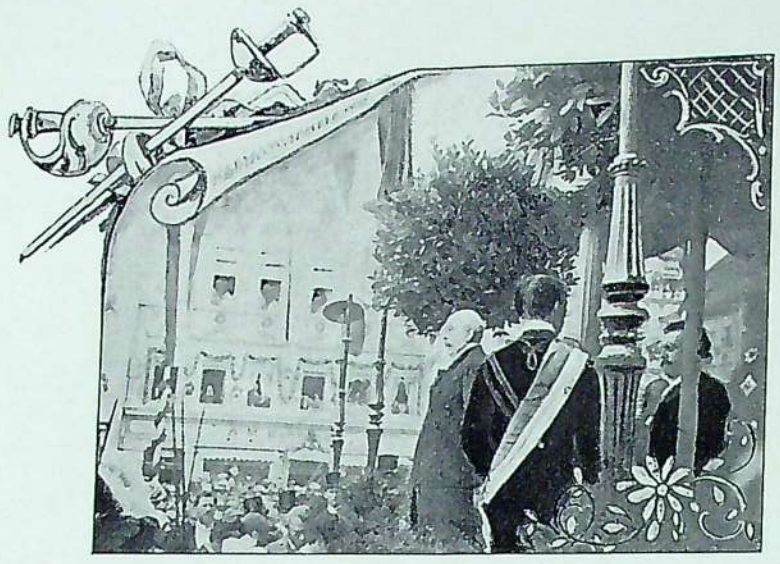
Besuch beim Nachbar.
(Nach einer Aufnahme von W. Wilke in Hamburg.)

Und wenn ich auch nicht mehr im Amte bin, so habe ich doch das Recht eines jeden Staatsbürgers behalten, frei seine Meinung herauszusagen. Ich kann mich nicht wie ein stummer Hund verhalten. Und ich habe nichts anderes gethan, als die Friedenspolitik meines Nachfolgers im Amte, welche ich alle zeit angebahnt und im Auge behalten, zu unterstützen. Was ich rede und thue, thue ich im Interesse der Dynastie und des Friedens .... Ich vermag es ja nicht, vierzig Jahre meines Lebens einfach zu streichen. Hätte ich es nicht anders gekannt, so hätte ich mich ruhig um meinen Hafer und meine Kartoffeln gekümmert. Aber heute zu verlangen, daß ich mit einem Male ein ruhiger Landmann werde, das geht nicht an. Ich muß eben so verbraucht werden, wie ich bin."



Ankunft in Jena, den 30. Juli 1892.
(Moment-Aufnahme von Helfrich in Jena.)

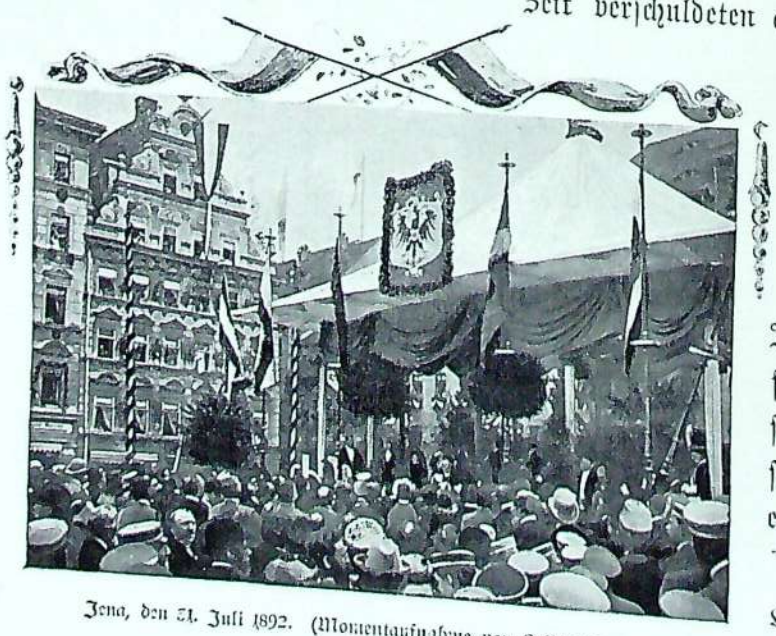
*) Er erhielt sofort Kenntniß davon. Veröffentlicht wurde es erst 1892.



Rede auf dem Marktplatz zu Jena, 31. Juli 1892.
(Momentaufnahme von Helfrich in Jena.)

Ein Theil der Presse nahm in folge des Ministerialerlasses Veranlassung, lärmvoll über Bismarck herzufallen, noch mehr als sie es beim Abgange des Fürsten gethan. Es war, wie gesagt, ein erbärmliches Schauspiel, das selbst auswärtige Blätter empörte. „Frank Leslies Zeitung“ in Amerika zog, nach dem Berichte der „Hamburger Nachrichten“, einen Vergleich zwischen Bismarck und George Washington und zwischen der Hochhaltung der verdientesten Männer beim deutschen und amerikanischen Volke. Es hieß da: „Und als Washington gar, noch lebend, nach Mount Vernon (seinem Landgut) ging, seiner Ruhe oder seiner Aecker zu pflegen, da wurde uns der Begründer unserer Nationalität, wenn nicht ein heiliger, doch ein so unendlich ehrwürdiger Mann, daß wir ihn ehrten, wie sonst nur den Gottmenschen. Wehe dem Buben, der vor uns George Washington lästern wollte, sei es mit Worten, sei es — nur in der Presse.“ Auch in Rußland und Frankreich erhoben sich Stimmen für den Fürsten Bismarck. Im Jahre 1889 hatte letzterer den Zaren von seiner aufrichtigen Hinneigung zu Rußland überzeugt, worauf der Monarch die bereits erwähnte Antwort gab, daß er dem Fürsten Bismarck glaube, damit aber die Frage verknüpfte, ob er selbst von der Sicherheit seiner Stellung überzeugt sei. Der Fürst hatte dieses Gespräch unter andern dem Herrn Lwow von der „Nowoje Wremja“ mitgetheilt, jetzt kam dieses Blatt darauf zurück und machte in einer Erwiderung gegen den „Figaro“ die Bemerkung dazu: „Seit Luthers Zeit hat es in Deutschland keinen Menschen gegeben, der mit Herrn von Bismarck zu vergleichen wäre. Wird sein Werk ebenso dauerhaft sein, wie dasjenige Luthers? Man mag immerhin daran zweifeln. Aber es ist sicher, daß die Stimme des Fürsten Bismarck selbst in seiner Zurückgezogenheit mehr Autorität hat, als die Stimme vieler europäischer Staatsmänner, die sich in Amtsthätigkeit befinden.“ Diese Bemerkung brachte der Pariser „Matin“ zum Abdruck, und es läßt sich daraus schließen, wie er über das Gebahren der deutschen bismarckfeindlichen Presse und derer, die in ihr Haß und Gift auf den Fürsten spritzten, dachte. Manches Mißverständniß und manche Verdrehung der Bismarckschen Aeußerungen in dieser Zeit verschuldeten auch die Berichterstatter, welche der Fürst anfangs bereitwillig in Friedrichsruh empfing. Ein Theil von ihnen veröffentlichte sogar dreiste Lügen, weshalb Bismarck sich genöthigt sah, solche Empfänge zu beschränken.

Fürst Bismarck's Absteigequartier in Jena.



Jena, den 31. Juli 1892. (Momentaufnahme von Helfrich in Jena.)

Neben diesen bitteren Erfahrungen und böswilligen Verleumdungen wurden dem Fürsten aber auch herzliche Freuden zu Theil. Von New-York erschien im Juli eine Abordnung der Independentschützen, um ihm zu huldigen, und als er im August seine gewohnte Badekur in Kissingen*) durchmachte, wurden ihm schöne Ehren aus dem Reich beschcert. Diese fanden ihre Fortsetzung auch nach der Rückkehr nach Friedrichsruh, und eine der erquickendsten war, als im December die Stadt Straßburg im

*) Die verschiedenen Aufenthalte des Fürsten in Kissingen findet der Leser später eingehend beschrieben.

Elsaß eine Adresse überreichen ließ. Bewegten Herzens sagte der Fürst unter anderem zu den Ueberbringern: „Durch die Ueberreichung einer Adresse aus Straßburg mit so anerkennenden Worten ist mir eine Genugthuung, eine Freude bereitet worden, welche mir unvergeßlich bis an mein Lebensende sein wird. Niemals werden die heute aus Straßburg zu mir gesprochenen Worte aus meinem Gedächtniß entschwinden, und noch auf dem Sterbebette sollen sie mir ein Trost und eine stille Freude bleiben."

Von nun an verging kein Monat, wo dem Fürsten nicht hohe Ehrungen aus dem Reich dargebracht wurden, und mit jedem Monat wurden sie zahlreicher und begeisterter.

Der „neue Kurs" der Regierung ging indessen in der Weise, wie schon angedeutet, seinen Gang. Im Juni 1891 wurde der Dreibund mit Oesterreich-Ungarn und Italien auf sechs Jahre erneuert, und gleich darauf reiste Kaiser Wilhelm II. nach England, wo er mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurde, zum Dank für das weitgehende Entgegenkommen Deutschlands gegen England in der ostafrikanischen Länderfrage. Gleichsam die Antwort darauf war die lärmvolle Begrüßung der französischen Flotte durch die Russen in dem Hafen von Kronstadt, ein Ereigniß, das unter ungeheurer, absichtlich zur Schau getragener Begeisterung stattfand und viele auf ein russisch-französisches Bündniß schließen ließ. Der „Draht mit Rußland schien abgerissen" zu sein, das heißt, Rußland schien bereit zu sein, in der Politik mit Frankreich Hand in Hand gegen Deutschland zu gehen. Bismarck ließ es in den „Hamburger Nachrichten" an Warnungen und Fingerzeigen nicht fehlen, auch mahnte er, daß Deutschland seine leitende Stellung im Dreibund wahren möge. Zu letzterer Mahnung veranlaßten ihn besonders die Handelsverträge mit Oesterreich, welche 1890 eingeleitet wurden. Ganz unnützer Weise hätten „unsere unzulänglichen Unterhändler" Oesterreich die Führung abgetreten und den Schauplatz der Verhandlungen nach Wien verlegen lassen. Die „neuen und unerprobten Männer" der Regierung zahlten zu theueres Lehrgeld.

Waren die Huldigungen des Fürsten bisher schon von Monat zu Monat gewachsen, so sollten sie sich im Juni und Juli 1892 bis zu höchsten Triumphen steigern. Anlaß dazu gab Bismarck's Reise nach Wien zur Hochzeit seines Sohnes, des Grafen Herbert, der sich mit der Gräfin Marguerite Hoyos vermählen wollte. Am 18. Juni fuhr der Fürst mit seiner Familie von Friedrichsruh ab, denn die Hochzeit sollte am 21. stattfinden. Als er auf dem Anhalter Bahnhofe in Berlin anlangte, wurde er mit rauschendem Jubel der ihn Erwartenden empfangen. Alles drängte sich an ihn heran, um seine Hand zu drücken. Man hoffte, daß er eine Rede halten würde, allein er lehnte dies ab. Unter den Klängen patriotischer Lieder und unaufhörlichem Grüßewinken der Anwesenden fuhr er wieder davon. Und so ging es auf allen Bahnhöfen bis Dresden.

Da er in der sächsischen Residenz am Abend ankam, hatte er sich schon vorher beim Könige von Sachsen, seinem hohen Gönner, entschuldigen lassen, daß es ihm nicht möglich sein würde, sich persönlich zu melden. Dresdener Vereine hatten dem Fürsten bereits in Friedrichsruh gehuldigt, jetzt aber veranstaltete ihm die ganze Residenz officiell einen großartigen Empfang, denn auf dem Bahnhofe waren der Oberbürgermeister Dr. Stübel, sowie die gesammten Räthe und Verordneten der Stadt erschienen. Dr. Stübel richtete an den Fürsten und seine Gemahlin eine Anrede, worauf der Fürst bewegt an die großen Zeiten erinnerte, in denen Sachsen so hervorragend mitgewirkt habe. Die Einigkeit sei mit Blut festgekittet.

Die Stadt hatte sich festlich geschmückt, und Tausende und aber Tausende jubelten dem verehrten Gast begeistert entgegen, als er durch die Straßen nach dem Hotel fuhr. Hier brachten ihm weit über zehntausend Bürger einen glänzenden Fackelzug, und mehr als fünfzehnhundert Sänger trugen ihm patriotische Lieder vor. Nach zwei Stunden, um 11 Uhr Abends, fuhr der Fürst in einem mit Blumen überschütteten Wagen wieder ab.

Auch in Böhmen und Mähren wurde der Fürst an den Haltepunkten von der deutschen Bevölkerung mit stürmischem Jubel begrüßt, am meisten jedoch in Wien, wo er vor dem Herandrängen der Begeisterten kaum seinen Wagen erreichen konnte. Ebenso waren die Tage bis zum 23. Juni, wo er nach München abfuhr, abgesehen von der Hochzeitsfeier, eine ununterbrochene Kette von festlichen Veranstaltungen zu seiner Ehre, zu seiner Freude. Stundenlang harrete die Wiener Bevölkerung zuweilen auf den Straßen, um ihn, den Großen, den Herrlichen, welcher stets die Bundesgenossenschaft mit Oesterreich-Ungarn so warm verfocht, nur einmal zu sehen. Es waren Tage seelischer Erhebung für Alle, welche die Bedeutung seines Wirkens erfaßt hatten.

Aber es sollte daneben an einigen Tropfen Wermuth nicht fehlen, denn das schon erwähnte Rundschreiben des Reichskanzlers v. Caprivi an die Botschafter hatte bewirkt, daß die Vertreter der deutschen Botschaft in Wien sich von der Hochzeit fern hielten. Aus demselben Grunde unterblieb jedenfalls auch der Empfang des Fürsten durch den ihm sonst sehr wohlwollenden Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.

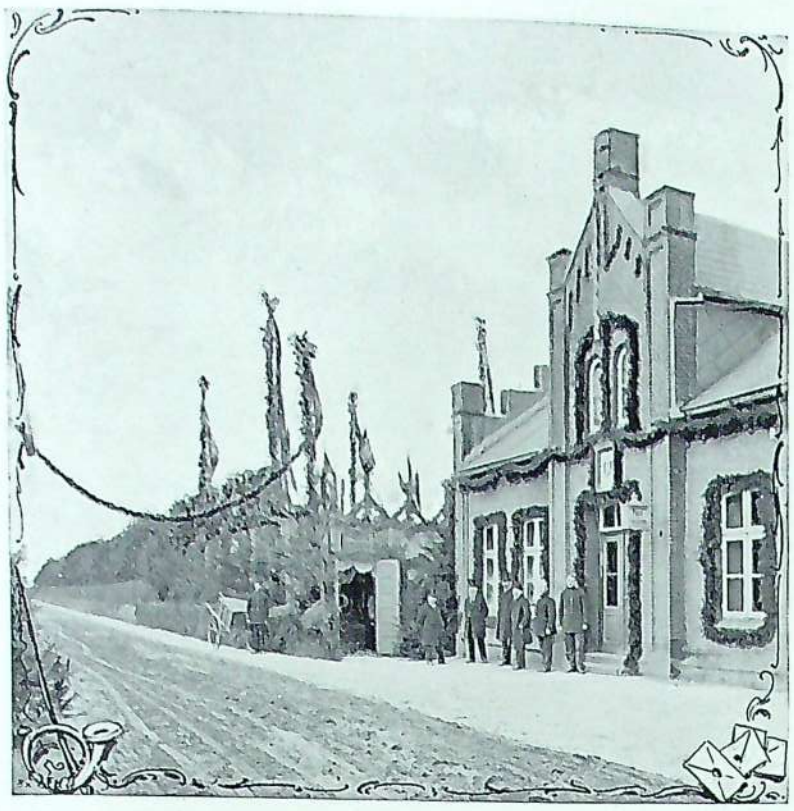
Diese Tropfen Wermuth erregten jedoch nicht bloß den Sinn Bismarck's, sondern fast ganz Deutschland erhob Widerspruch dagegen, daß sein Liebling nicht auch von dieser Seite alle Ehren empfangen hatte. Und so gestaltete sich

Eine Trinkfestafel in Tricotdesuit.

Gezeichnet von C. Timmer.

Prof. Schwenninger. Gräfin Manhau. Der Hirt. Dr. Cheylandeer. Genf Manhau. Fritz Einbore. Cheilian und Schmidt v. Manhau.

9x



Das Postgebäude in Friedrichsruh am Geburtstage des Fürsten.

die Rückreise des Fürsten, welche über München, Kissingen und Jena erfolgte, zu einem Triumphzug ohne Gleichen. Der Fürst nahm öfter Veranlassung auf das Vorgehen Caprivi's gegen ihn hinzuweisen, und alle Huldiger theilten seine Mißbilligung, selbst wenn sie in Entrüstung überging. Dieser Triumphzug bewies zum ersten Male, daß der Fürst noch seinen hohen Platz im Herzen des deutschen Volkes inne hatte. Er vernichtete siegreich das Gewölk, welches das Bild des großen Mannes seit 1890 getrübt hatte.

Schon auf der ganzen Fahrt bis München begleitete den Fürsten Begeisterung. Der Empfang in der bayerischen Residenz aber übertraf jede Erwartung. Obwohl er um 2 Uhr in der Nacht ankam, waren doch zu seiner Begrüßung Tausende erschienen, auch hatten sie dicht die Straßen besetzt, welche zu dem Wohnhause des Malers Franz von Lenbach, seinem Quartier, führten. Unzählige Fackeln beleuchteten seinen Weg.

Bei dem Prinzregenten Luitpold hatte er sich wie bei König Albert von Sachsen entschuldigen lassen. Die Münchener aber füllten seinen Aufenthalt aus mit den begeistertsten Ehrungen. Die Vertretung der Stadt, Vereine der Bürgerschaft, die Studenten, alle erschienen bei dem, welcher ihnen das deutsche Nationalbewußtsein am sichtlichsten verkörperte, und brachten ihm überströmenden Dank durch Reden, Ständchen oder wie die Studenten durch einen riesigen Fackelzug.

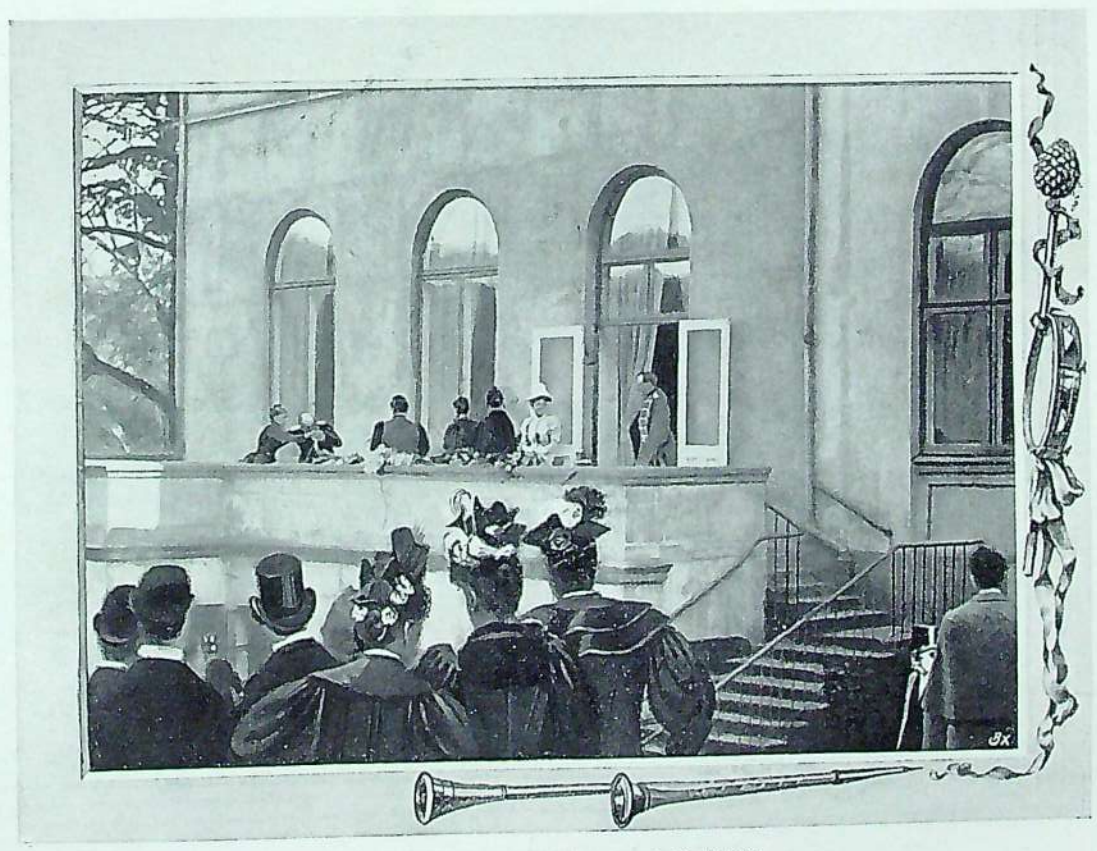
Bei einer dieser Gelegenheiten äußerte der Fürst*): „Früher war mein ganzes Bestreben darauf gerichtet, das monarchische Gefühl im Volke zu heben. In der amtlichen Welt wurde ich gefeiert und mit Dankbarkeit überhäuft. Das Volk wollte mich steinigen. Heute jubelt mir dagegen das Volk zu, während die anderen Kreise mich ängstlich meiden. Ich glaube, das nennt man Ironie des Schicksals."

Sehr erhebend gestaltete sich der Besuch des Fürsten mit seiner Gemahlin auf dem Rathhause. Am Wege dahin waren alle Fenster und Dächer dicht mit jubelnden Menschen besetzt. Die Reden und Gegenreden auf dem Rathhause drehten sich natürlich wieder um das, was jeden echten Deutschen in innerster Seele beschäftigt, nämlich um die Einheit des deutschen Reiches und um den Dank für ihre Urheber, vornehmlich Bismarck. Die Worte des letzteren, originell und Schlaglichter werfend wie immer, fielen auch hier zündend in die Herzen der Zuhörer.

Alsdann besuchte er das Kneipzimmer der Künstlergesellschaft „Allotria". Mit dem 26. Juni hatten die Glanztage in München ein Ende, denn an diesem Tage fuhr der Fürst, von all der rührenden Liebe bis zu Thränen bewegt, nach Augsburg, um ein paar Stunden dort zu verweilen. Die altberühmte Stadt bereitete ihm nicht minder große Ehren wie München. Der Fürst war tief gerührt davon. Seine Reise setzte er darauf fort über Ansbach, Würzburg nach Bad Kissingen, wo er seine gewohnte Kur gebrauchen wollte. Jubel, unbeschreiblicher Jubel schallte ihm auf allen Haltepunkten entgegen. Seine Ankunft in Kissingen feierte der „Schwäbische Merkur" mit folgenden schönen Worten:

„Fürst Bismarck ist heute noch der populärste oder vielmehr der

*) Siehe H. Blum: Fürst Bismarck.



Ein Tänzchen auf dem Balcon am 1. April 1893.
(Moment-Aufnahme von W. Wilke in Hamburg.)

18. Juni 93.

Huldigung der Mecklenburger. Hoch auf den Fürsten.

(Moment-Aufnahme von W. Wilke in Hamburg.)

einzige wirklich populäre Mann Deutschlands. Es giebt keinen Anderen, dessen Ankunft ein Ereigniß von so durchschlagender und lange nachzitternder Wirkung ist, keinen, bei dessen Nahen es heißt: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Wer das nicht glaubt, wer sich für ebenso populär hält oder für noch populärer, nun, der mag die Probe einmal machen. Da wird der Wunsch immer inniger und dringlicher, daß der unleidliche und geradezu gefährliche Zustand, der jetzt besteht, endlich beseitigt werde, daß endlich ein Ausgleich zwischen dem Kaiser und seinem früher von ihm selbst so hochgehaltenen Kanzler folgen möge."

Um diese Zeit war es, wo der Erlaß des Grafen von Caprivi auch in weiten Kreisen bekannt wurde, ja es kamen noch viel bestimmtere Verhaltungsbefehle für den Botschafter in Wien, betreffend sein Nichterscheinen bei der Hochzeit, zur öffentlichen Kenntniß.

Die Antwort darauf waren Hunderte von Huldigungs-Depeschen an Bismarck aus ganz Deutschland, sowie eine Einladung des Fürsten durch die Stadt Jena. Auch erschienen über 700 Damen und Herren aus Württemberg, um dem großen Reichskanzler ihre tiefe Ergebenheit zu versichern. Zu ihnen sagte er:

„Etwas flößt mir Vertrauen ein auf die Dauer dessen, was geschaffen ist: Das ist der Antheil, den die deutschen Frauen an dieser Bewegung haben. Eine Bewegung, die durchgeschlagen ist bis in die Häuslichkeit, die muß eine tiefe und wahre sein. Zwischen den beiden Geschlechtern repräsentirt die Frau das Herz und der Mann den Verstand, womit nicht bestritten sein soll, daß nicht auch der Mann Herz haben kann. Aber in der nationalen Politik ist das Herz stärker als der Verstand. Die deutsche Frau hält ihre Begeisterung fest und überträgt sie auf ihre Kinder und läßt sich nicht so leicht durch spitzfindige Raisonnements irre machen, wie wir das an uns haben. Deshalb danke ich den Damen und Ihnen allen und bin sicher, daß Sie mich nie fallen lassen. Das Herz ist eben stärker."

Lehnstuhl mit dem Geburtstagskranze des Kaisers.

Am 27. Juli widerfuhr dem Fürsten in Kissingen eine Massenhuldigung, denn etwa 5000 Badenser, Hessen, Rheinpfälzer, Frankfurter, Thüringer erschienen vor ihm, die Herzen voll heißer Dankbarkeit und unbegrenzter Verehrung. Ihre beredten Sprecher waren Professor Erdmannsdörfer aus Heidelberg und Bankdirektor Eckhard aus Mannheim. Die ganze Begrüßung trug das Gepräge solcher Großartigkeit, wie sie nach Bismarcks eigenen Worten niemals einem deutschen Minister in neuerer Zeit zu Theil geworden war. In Reden, die reich an politischen Fingerzeigen waren, antwortete er und befestigte durch die Macht seiner Persönlichkeit nur noch mehr das Band, welches die treu Ergebenen mit ihm verknüpfte. Am 30. Juli folgte er der Einladung nach Jena. Auf der Fahrt dahin wuchs der Andrang seiner Verehrer auf den einzelnen Stationen noch weit mehr als von Wien bis hierher. Zu Hunderten und Tausenden erschienen die Bewohner der sächsischen Fürsten- und Herzogthümer auf den Haltepunkten der Eisenbahn, versicherten ihn unter stürmischer Freude immer von Neuem ihrer Treue und überzeugten ihn abermals, wie „tief das, was er im Dienste des Vaterlandes geschaffen, Wurzel geschlagen hatte im Herzen des deutschen Volkes." Diese mächtig hervordrängenden Gefühlsäußerungen des Volkes tilgten viele Verbitterung, womit die Vergangenheit ihn erfüllt hatte. Aus den Bädern eilten die Gäste herbei, aus den Städten die Bürger, aus den Dörfern die Landleute und von den Bergen die Waldbewohner, um ihn in hoher Freude anzustaunen, ihm ihre Liebe zu beweisen. In Weimar erwarteten ihn allein gegen 20 000 Menschen auf dem Bahnhofe, die Stadtvertretung an der Spitze. Fürst Bismarck ergriff hier voll Herzensbedürfniß die Gelegenheit, seinen erlauchten Gönner und Förderer im politischen Wirken, den Großherzog Karl Alexander, hochleben zu lassen.

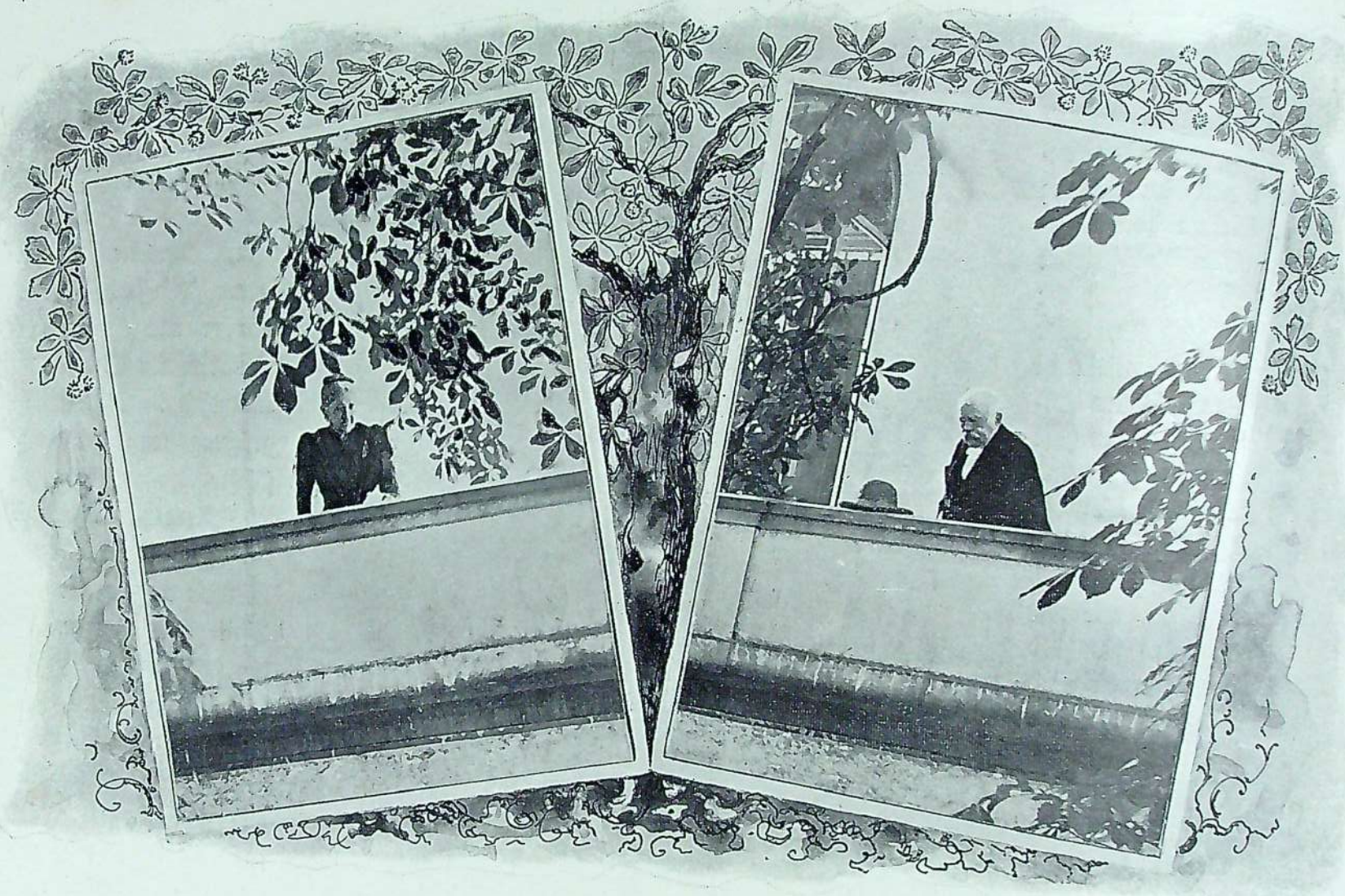
Während er in Jena einfuhr, tobte ein furchtbares Gewitter, aber dennoch waren Tausende zur Bewillkommnung herbeigeeilt, und auf dem Wege bis zu seiner Wohnung im „Schwarzen Bären" harrete außerdem eine ungezählte jubelnde Menge.

Bereits auf dem Bahnhofe wurden zwei Ansprachen an ihn gehalten. Er entgegnete darauf:

„Es ist für mich ein erhebendes Gefühl, diesen Ausdruck nationalen Denkens auf klassischem Boden zu empfangen. Warum ich diesen Boden einen klassischen nenne, geht aus Ihren Reden hervor. Die Universität Jena ist klein, aber

berühmt, berühmter und auch im Auslande bekannter als manche andere Universität. Der Ruhm Jenas und Thüringens beruht auf ihren deutschen Herzen. Thüringen selbst im Herzen Deutschlands hat stets ein warmes nationales Empfinden bewiesen, trotz seiner verschiedenen Territorien. Auch diese Spaltung ist eine echt deutsche Eigenthümlichkeit, aber sie hat die Thüringer nie dem Gefühl für das große Allgemeine entfremdet. Thüringens Lande sind umrandet von Gesängen und Sagen aus ursprünglicher Zeit, vor und nach Luther können Sie auf ein reiches dichterisches Leben zurückblicken. Ohne Poesie und Romantik, centralisirt, würde der Deutsche zum Franzosen werden. Es ist erfreulich, daß die Bildungsstätten in Deutschland nicht wie in manchen centralisirten Ländern in einer Stadt vereinigt sind. So verbreiten Sie überall Aufklärung im Volke und sind Pflegerinnen urdeutscher Eigenschaften in seiner Mitte."

Im Saale des „Schwarzen Bären" empfing der Fürst, während Tausende auf der Straße harreten, den Senat der Universität, dessen Sprecher, Prorektor Professor Dr. Brockhaus, sehr treffend an den Umstand anknüpfte, daß einst der Reformator der Kirche, Luther, hier im Bären eingekehrt war. Nun sei der Reformator Deutschlands in demselben er-

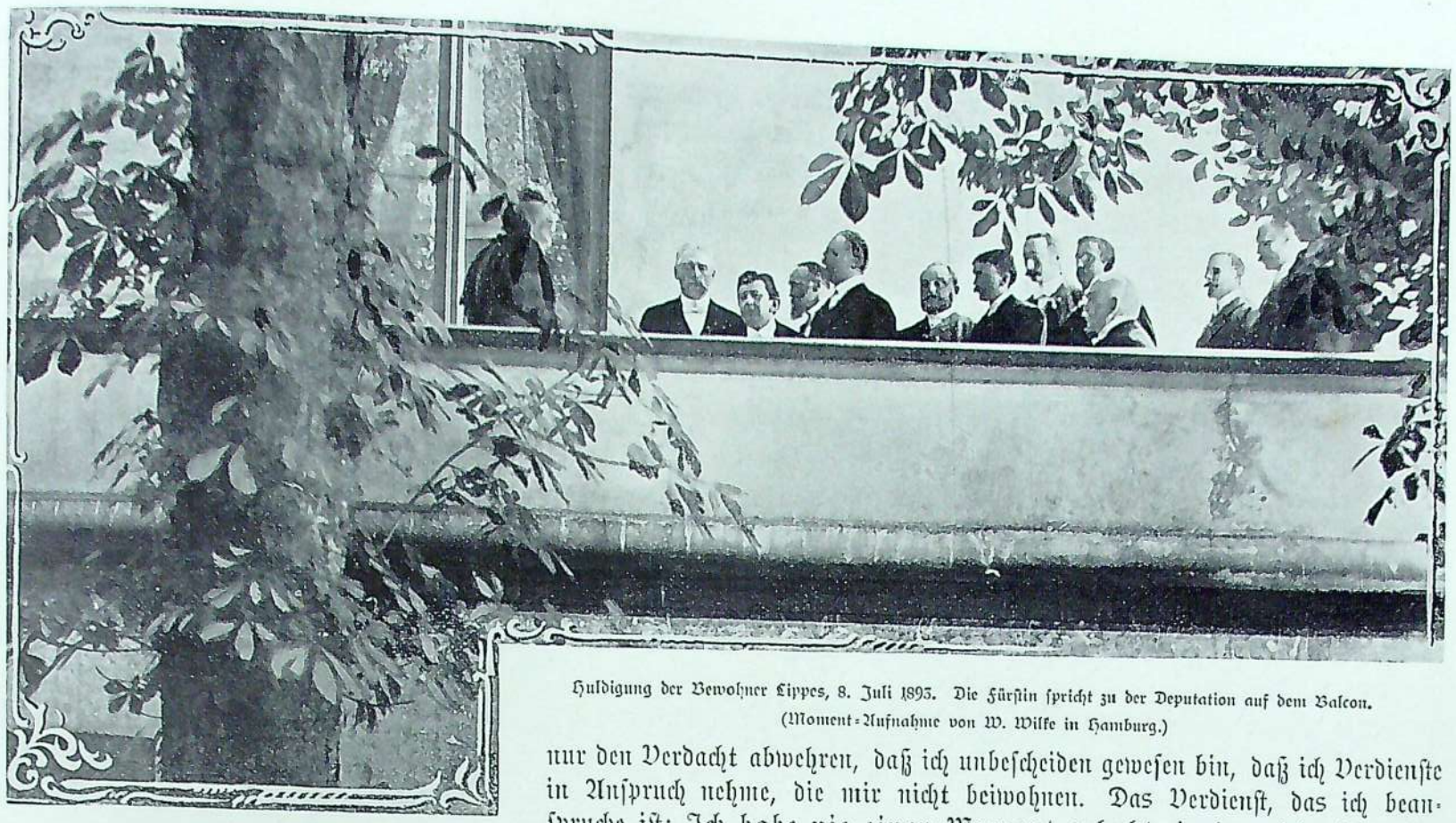


Bei der Huldigung der Bewohner Lippes, den 8. Juli 1893.
(Moment-Aufnahme von W. Wilke in Hamburg.)

schienen. Darauf entgegnete der Fürst mit dem Hinweis auf früheres Streben nach deutscher Einheit, an welchem ja bekanntlich Jena, und vor Allem seine Studentenschaft, starken Antheil genommen hatte! Dann sprach er weiter:

„Wir haben erlebt, daß die unzeitigen Anfänge von der Leitung, die hoch über uns schwebt, immer rechtzeitig zurückgeschlagen worden sind, die nur zu unvollkommenen Gebilden hätten führen können, bis der Moment kam, wo wir unsere Streitigkeiten in einem bedauerlichen Bruderkriege, wenn ich den von 1866 erwähnen darf, erledigen mußten. Es ging aber nicht anders. Auch der französische Krieg war nothwendig. Ohne Frankreich geschlagen zu haben, konnten wir nie ein deutsches Reich mitten in Europa errichten und zu der Macht, die es heute besitzt, erheben. Frankreich würde vielleicht später Bundesgenossen gefunden haben, um uns daran zu hindern. Auch der französische Krieg war ein nothwendiger Abschluß. Diese ganze Entwickelung müssen Sie nicht meiner vorausberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben. Es wäre eine Ueberhebung von mir, zu sagen, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen und vorbereitet hätte. Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen, aber man kann immer aus ihr lernen. Man kann die Politik eines großen Staates, an dessen Spitze man steht, seiner historischen Bestimmung entsprechend leiten, das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch genommen habe. Es gehört allerdings noch mehr dazu: Vorurtheilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigene Ueberhebung, und zwar dies in höherem Grade als eine überlegene Intelligenz, die alles voraussieht und beherrscht.

Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen, und das Abwarten des rechten Momentes ist in beiden Situationen die Regel gewesen, die ich auf die Politik übertragen habe. Ich habe oft lange auf dem Anstand gestanden und habe mich von Insekten umschwärmen und zerstechen lassen müssen, ehe ich zum Schuß kam. Ich möchte von mir

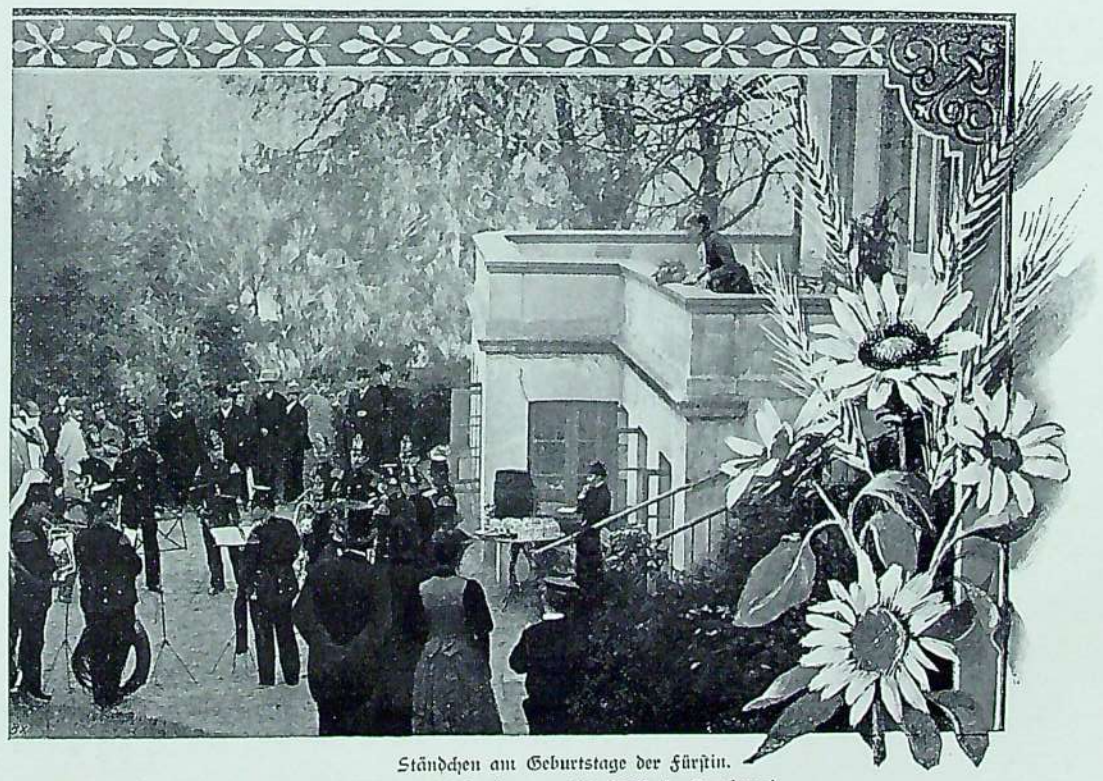


Huldigung der Bewohner Lippes, 8. Juli 1893. Die Fürstin spricht zu der Deputation auf dem Balcon.
(Moment-Aufnahme von W. Wilke in Hamburg.)

nur den Verdacht abwehren, daß ich unbescheiden gewesen bin, daß ich Verdienste in Anspruch nehme, die mir nicht beiwohnen. Das Verdienst, das ich beanspruche ist: Ich habe nie einen Moment gehabt, in dem ich nicht ehrlich und in strenger Selbstprüfung nachgedacht, was ich zu thun habe, um meinem Vaterlande, und ich muß auch sagen, um meinem verstorbenen Herrn, König Wilhelm I., richtig und nützlich zu dienen. Das ist nicht in jedem Augenblicke dasselbe gewesen, es haben Schwankungen und Windungen in der Politik stattgefunden. Aber Politik ist eben an sich keine logische und keine exakte Wissenschaft, sondern es ist die Fähigkeit, in jedem Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen. Es ist mir das nicht immer gelungen, aber überwiegend doch in den meisten Fällen. Man hat von mir gesagt, ich hätte außerordentlich viel Glück gehabt in meiner Politik. Das ist richtig. Aber ich kann dem Deutschen Reiche nur wünschen, daß es Kanzler und Minister haben möge, die immer Glück haben. Es hat das eben nicht Jeder. (Große Heiterkeit.) Meine Vorgänger im Amte, im Dienste des preußischen Staates, haben es nicht so gehabt. Ich glaube nicht, daß irgend einer von ihnen, wenn er nach Jena gekommen wäre, den Empfang gehabt hätte, wie er mir zu Theil geworden ist. Ich will wünschen, daß ihn mein Nachfolger hat, daß Sie ihm in derselben freudigen spontanen Begeisterung entgegenjauchzen mögen, wie ich es heute, nachdem ich nichts mehr in der Politik zu thun habe, erlebt habe. Es ist das für mich ein erhebendes, freudiges Gefühl gewesen, und ich wüßte nicht, was man mir in diesem Leben mehr anthun könnte, was irgendwie ins Gewicht fiele neben dem Wohlwollen und der freudigen Liebe meiner Mitbürger, wie sie mir heute entgegengetreten ist."

Der folgende Tag war ein Sonntag. Schon um 10 Uhr des Morgens konnte der Fürst eine zahlreiche Menge vom Balcon des Bären herab mit einem fröhlichen „Guten Morgen!" begrüßen. Dann sang die Currende vor dem Lutherzimmer „Eine feste Burg ist unser Gott", und darauf brachten dem Fürsten sämmtliche Gesangvereine Jenas und der Umgegend ein Ständchen.

Schon vorher war der Marktplatz zu einer Festhalle hergerichtet worden. Nach einer festlichen Umfahrt durch die reich geschmückte Stadt wurde dem Fürsten hier ein Commers dargeboten. Hörnerfanfaren empfingen ihn, und unter dem brausenden Gesang der Wacht am Rhein nahm er mit seiner Familie neben Comiteemitgliedern und Ehrendamen auf einer Tribüne Platz. Der Bürgermeister Singer und der Sprecher der Burschenschaft „Teutonia" hielten Ansprachen.



Ständchen am Geburtstage der Fürstin.
(Moment-Aufnahme von W. Wilke in Hamburg.)

Der Fürst kam in seiner Antwort auf die innere Festigung des deutschen Reiches zu reden und sagte:

„Fertig ist die Aufgabe vielleicht noch nicht. Aber sie kann nur fertig werden, wenn wir ein starkes Parlament zerrissen ist .... Wir müssen nationale Politik treiben, wenn wir bestehen wollen. Dazu müssen wir aber eine nationale als Brennpunkt des nationalen Einheitsgefühls haben. Ein Parlament kann nicht stark sein, wenn es von Parteien

Graf Herbert v. Bismarck mit Gemahlin (geb. Gräfin Hoyos) und ältester Tochter Hannah.
(Nach Aufnahmen von W. Höffert und Loescher & Petsch in Berlin.)

Volksvertretung haben. Wir können nicht regiert werden unter der Leitung einer der bestehenden Fraktionen .... Ich bin eingeschworen auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaiserthums, und dem hänge ich treu an, und wenn man mir in jedem Falle, wo ich nach meiner fünfzigjährigen Erfahrung in der Politik glaube, daß die Rathgeber meines Monarchen besser andere Wege einschlagen würden, den Vorwurf macht, ich treibe antimonarchische Politik, so möchte ich

doch einmal auf unsere bestehende Verfassung aufmerksam machen, nach welcher die Verantwortlichkeit für alle Regierungsmaßregeln nicht bei dem Monarchen, sondern bei dem Reichskanzler und den Ministern ruht. Ich möchte außerdem darauf aufmerksam machen, daß diese Auffassung — ich will nicht sagen eine altgermanische — aber eine uns in Fleisch und Blut liegende, lange ehe wir Verfassung hatten, gewesen ist. Ich will Sie nur an ein Beispiel aus den Werken des großen Geistes, dessen Manen hier auf dieser Stätte uns umschweben, erinnern. Goethe stellt uns in seinem Götz von Berlichingen einen kaisertreuen Ritter dar, der für seinen Kaiser eine solche Verehrung und Anhänglichkeit hat, daß er einen kaiserlichen Rath mit den Worten

Graf Wilhelm v. Bismarck mit Gemahlin (geb. v. Arnim-Kröchlendorf) und Töchtern.*)

(Nach Aufnahmen von W. Höffert in Berlin und B. Berger in Hannover.)

bedrohte: ‚Trügest du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudeltsten Konterfei verehre!' Dieser Ritter trug kein Bedenken, als ihn der Hauptmann zur Uebergabe aufforderte, diesem eine scharfe Kritik aus dem Fenster entgegenzurufen. Es zeigt das klar, daß Götz von Berlichingen und Goethe beide Sachen nicht zusammengeworfen und identifizirt haben. Man kann ein treuer Anhänger seiner Dynastie, des Kaisers und Königs sein, ohne von der Weisheit der Maßregeln seiner Kommissare, wie es im Götz heißt, überzeugt zu sein. Ich bin letzteres nicht und werde diese meine Ueberzeugung auch nicht zurückhalten.

*) Seit Drucklegung wurde dem Grafen Herbert eine zweite Tochter und dem Grafen Wilhelm ein Sohn, des Fürsten erster Enkel seines Namens, geboren.

Die Rede machte einen tiefen Eindruck. Als der Fürst bald darauf nach Schönhausen weiter fuhr, konnte sich die gesammte Einwohnerschaft gar nicht genug thun in den Aeußerungen und Beweisen rührendster Liebe und Treue. Am „Schwarzen Bären" aber ward, wie zu Ehren Luthers, eine Tafel angebracht mit der goldenen Inschrift: „Hier wohnte

Graf Anno v. Rantzau mit Gemahlin (geb. Maria v. Bismarck) und Söhnen.
(Nach Aufnahmen von Loescher & Petsch in Berlin.)

Fürst Bismarck den 30. und 31. Juli 1892." Die Reise über Halle und Magdeburg glich aufs Neue einem herrlichen Triumphzuge, feierlich und festlich jedoch gestaltete sich der Einzug in das Bismarck'sche Stammschloß Schönhausen an der Elbe. Glockengeläute und glanzvolle Beleuchtung empfingen hier den Fürsten und seine Gemahlin.

In diesem Schönhausen, auf das wir später zurückkommen, hatte er einst in seinen „tollen Jahren" amtlos und

ohne die rechte Beschäftigung gelebt, eine Zeit, die ungemein qualvoll, weil unbefriedigend, für ihn war. Damals stand ihm keine Gattin als treue Lebensgefährtin zur Seite, und seine über alles geliebte Schwester Malwine war bereits an den Landrath von Arnim in Kröchlendorf verheirathet. Aber dennoch erwuchs ihm und Deutschland aus dieser Zeit ein hoher Vortheil, denn sein Geist wurde auf die Politik und auf philosophische, besonders geschichtliche Studien hingeleitet. Gewiß ist der Fürst in jenen Augusttagen, wo er von der ungeheueren Huldigung hier wieder einkehrte, dankbar auch eingedenk gewesen der stillen, lehrreichen Stunden, welche er in der Bibliothek des Schlosses verbrachte. Was er in seiner Werdezeit hier studirte — denn er saß oft tagelang in der Bibliothek — das geht aus den Titeln der Bücher hervor, welche man noch heute in den Bibliotheksschränken findet: Zedlers Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, das bändereiche, sehr unterrichtende theatrum Europaeum, eine allgemeine Geschichte von Deutschland und eine allgemeine Welthistorie, beide aus dem vorigen Jahrhundert, Gladow's Reichshistorie, historisches Labyrinth der Zeit, Ludwig Gottfried's historische Chronik der vier Monarchien, Martin Luther's deutsche Schriften, Sammlung aller Reisebeschreibungen, ein altes Staats- und Zeitungslexikon und Büsching's Erdbeschreibung.

Am Geburtstage 1894.
(Moment-Aufnahme von W. Wilke in Hamburg.)

Heute konnte er an der Seite seiner geliebten, verständnißvollen Gattin die nie geahnten, wunderbaren Früchte jenes drangvollen, unbestimmte Sehnsucht weckenden Studiums überschauen. Seine schlagfertige, oft angestaunte Kenntniß der Geschichte, der besten Lehrerin in allen Dingen, rührte von hier mit her.

Nach einer Woche fuhr er über Berlin nach Varzin in Pommern. Auch diesmal enthielt er sich den in Masse versammelten Verehrern gegenüber jeder größeren Rede, aber doch entrang sich seinem freudigen Herzen der Ausspruch und die Versicherung, daß seiner jüngsten Erfahrung nach ganz Deutschland über ein „mächtiges Reservekapital an Reichstreue" gebiete.

Die schönen Kundgebungen der herzlichen Liebe dauerten fort auf allen Haltepunkten bis der Fürst mit seiner Gemahlin in Varzin anlangte. Hier besaß er ein 36 000 Morgen großes, meist aus Wald und anfänglich nicht sehr ergiebigem Boden bestehendes Eigenthum. Hier hatte er sein Talent, Grund und Boden nutzbar zu machen, gezeigt, denn er hatte den Ertrag der Güter, welche der Name Varzin umfaßt, sehr gehoben. Auf diese Besitzung kommen wir später zu sprechen.

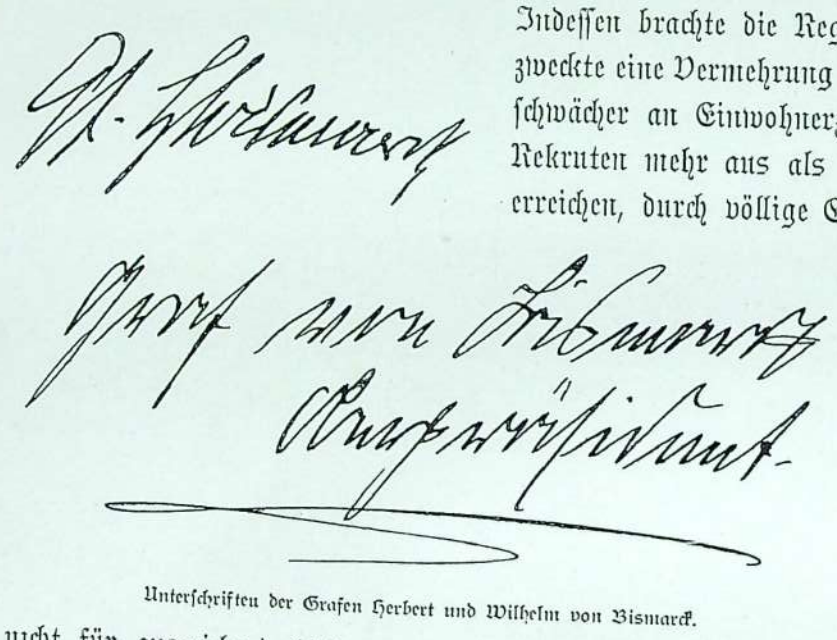
Herzliches Interesse nahm der Fürst stets an dem Wohlergehen der Gutsangehörigen, und an ihren Freuden, zum Beispiel beim Erntefest, betheiligte er sich gleichfalls gern. Dies geschah auch bei dem Aufenthalt 1892 in Varzin, der bis in den Herbst hinein dauerte. Aber diesmal verflossen die Tage weniger ungetrübt. Denn von Hamburg, seiner getreuen Nachbarstadt, ging die Schmerzenskunde aus, daß dort die Cholera in ganz furchtbarer Weise herrsche. Voll Mitgefühl sandte er an den Bürgermeister Dr. Petersen einen Brief inniger Theilnahme und erklärte seine Bereitwilligkeit, dem entstandenen Elend mit steuern zu helfen.

Dann traf am 12. Oktober die schmerzliche Nachricht in Varzin ein, daß des Fürsten hochverdienter, langjähriger

Geburtstagsfeier 1894.
(Moment-Aufnahme von W. Wilke in Hamburg.)

Mitarbeiter Lothar Bucher zu Glion am Genfer See gestorben war. Der Todesfall berührte den Fürsten tief, um so mehr, als es immer einsamer von Freunden um ihn wurde, sie starben alle dahin. Er wurde nicht müde dem dahingeschiedenen Mitarbeiter hohes Lob zu spenden. Eine charakteristische Aeußerung über ihn hat uns Dr. Hans Blum, der den Fürsten in jenen Tagen besuchte, in seinem schon citirten trefflichen Werke „Fürst Bismarck" im sechsten Band erzählt. Dr. Blum hatte mit dem Fürsten einen Spaziergang durch den Wald gemacht. „Gegen Ende der Wanderung kam Bismarck in herzlicher Trauer auf Lothar Buchers Tod zu sprechen. Nachdem er das früher erwähnte rühmliche Urtheil über den besten seiner Mitarbeiter gefällt hatte, der ihm allezeit ein ‚treuer Freund, manchmal ein Zensor' gewesen, sprach er ernst: ‚Meine Freunde, die es wirklich waren, gehen einer nach dem andern mir voraus in den Tod, und diejenigen, die meine Freunde zu sein behaupten, wenden sich ab von mir.' Dann widerlegte er das thörichte Gerede der Zeitungen, als habe Graf Herbert den treuesten Freund seines Vaters von diesem getrieben, indem er etwa bemerkte: ‚Bucher hatte seine unversöhnlichen Gegner in der zopfigen Bureaukratie unserer Ministerien. Da war vor Allen im Ministerium des Innern ein Geheimer Rath v. X., ein stöckerbeiniger Gesell, welcher Bucher grimmig haßte und ihm alles mögliche Herzeleid anthat. Der Mann war so konservativ, daß er sich im Wandel aller Ministerien selbst zu konserviren verstanden hatte. Und er war so reaktionär, daß er mir sagte: ‚Nein, Excellenz, so eine Minister-Plenarsitzung ist nichts für mich, da dürfen sich ja die Bürgerlichen setzen in meiner Gegenwart.'"

Auch davon, wie sehr die Fürstin Lothar Bucher schätzte, erzählt Dr. Blum an derselben Stelle ein hübsches Geschichtchen. Wir müssen es uns jedoch hier versagen, auf das Familien- und Geistesleben des Fürsten und seiner Verwandten in Varzin hier näher einzugehen, da wir später darauf zurückzukommen haben.



Unterschriften der Grafen Herbert und Wilhelm von Bismarck.

Indessen brachte die Regierung eine neue Militärvorlage zur Verhandlung. Sie bezweckte eine Vermehrung des Heeres, denn das kriegerisch gesinnte Frankreich, obgleich schwächer an Einwohnerzahl als Deutschland, hob schon seit ein paar Jahren 33000 Rekruten mehr aus als das deutsche Reich. Diese Vermehrung ließ sich am besten erreichen, durch völlige Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und Herabsetzung der Dienstzeit der Infanterie auf zwei Jahre. Der Reichskanzler v. Caprivi schlug jedoch, um das zu erlangen, nicht den bequemsten Weg ein, so daß ein ungemein erbitterter Kampf der politischen Parteien im Reich entstand, und der Kampf brachte natürlich Verwirrung. Auch mit Rußland brach ein Zollkrieg aus infolge der deutscherseits undiplomatisch behandelten Handelsverträge mit dem russischen Nachbar. Fürst Bismarck war gegen dieses Auftreten der Regierung, sowie gegen die zweijährige Dienstzeit, die er nicht für ausreichend hielt, wie ihre frühere, gescheiterte Einführung bewiesen habe.

Es war, als wollte sich das deutsche Volk in diesen Wirren an ihn als den bewährten Führer anklammern, denn in den Monaten des nächsten Jahres 1893 bis zum Sommer mehrten sich die Massenbesuche, besonders der Norddeutschen, in Friedrichsruh, wohin der Fürst zurückgekehrt war. Da der Fürst Bismarck nicht im Parlament erschien, obgleich er Abgeordneter war — er wollte sich nach seinem eigenen Ausspruche nicht als „Puffer zwischen der Regierung und den Parteien" gebrauchen lassen — so konnte er nicht direkt in den politischen Kampf eintreten, aber er unterließ es nie, in den Reden an die Huldigungsbesuche wichtige politische Fingerzeige zu geben oder doch wenigstens zur Einigkeit zu ermahnen. Das that er, als die Schleswig-Holsteiner ihn zum 1. April, seinem Geburtstage, beglückwünschten. Er schloß mit den Worten:

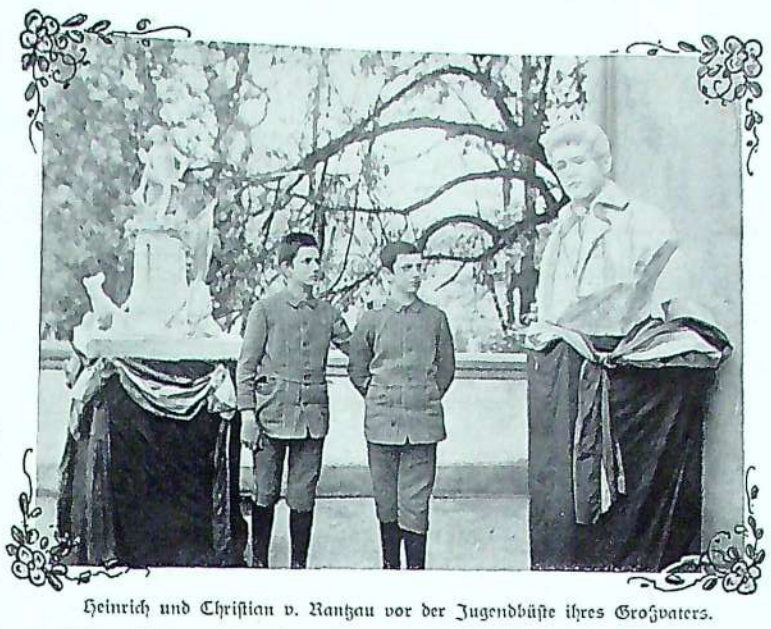
„In dem Liede, das Sie bei Ihrem Anmarsch sangen, heißt es: ‚Schleswig-Holstein stammverwandt'. Aber nicht nur zwischen Schleswig und Holstein soll Stammverwandtschaft herrschen, sondern allgemein im deutschen Reich soll sie sein, von den Alpen bis zum Meer, nicht partikularistisch, sondern unter Allen, die mit uns Schulter an Schulter stehen, mit uns kämpfen wollen, wenn wir vom Auslande her bedroht und bekämpft werden. Um diesen Begriff der Stammverwandtschaft einheitlich zum Ausdruck zu bringen, weiß ich keine andere Form, als indem wir ein Hoch anstimmen auf das Oberhaupt des Reiches, Seine Majestät den Kaiser, den Vertreter der deutschen Einheitsbestrebungen dem Inlande und Auslande gegenüber."

In jenen Tagen hatten solche Ermahnungen zur Eintracht einen erhöhten Werth.

Auf den 11. April fiel der Geburtstag der Fürstin. An ihm brachten die getreuen Hamburger in Friedrichsruh einen Fackelzug. Im Mai kamen zweimal Abordnungen aus Lübeck, am 25. Mai huldigten dem Fürsten die Oldenburger, und im Juni erschienen zu dem gleichen Zwecke unter anderen die Landwirthe des Fürstenthums Lübeck, sowie

die Mecklenburger Landsleute. Ihnen allen sagte der Fürst bedeutungsvolle Worte. Ganz besonders zeitgemäße Gedanken drückte er am 8. Juli in seiner Ansprache an die Bewohner des Fürstenthums Lippe aus. Er sagte darin:*)

„Alles, was ich Ihnen eben vortrage, ist, wenn Sie wollen, ein Klagelied darüber, daß der nationale Gedanke in den Landtagen und Einzelregierungen nicht derart gezündet hat, wie ich vor 20 und 25 Jahren gehofft habe. Und ich bin leider körperlich nicht mehr kräftig genug, um im Reichstage aufzutreten. Ich könnte dort wohl einmal eine Rede halten, aber die Gesammtheit der Leistungen, die für mich mit einem Mandat verknüpft sein würden, bin ich nicht mehr im Stande, körperlich durchzuführen. Deshalb entschuldigen Sie mich, wenn ich bei diesem politischen Anlaß, der Ihre Begrüßung doch ist, diese meine Klagelieder Ihnen vortrage. Aber ich hoffe, es wird mit der Zeit anders werden, und es werden die Bureaukraten, welche Hermann im Teutoburger Walde erschlug, die ‚Prokuratoren', wie sie damals genannt wurden, nicht wieder die Alleinherrscher werden. Zur Zeit besteht noch die Gefahr, daß sie in unblutiger, aber erstickender Weise die Herrschaft wieder über uns gewinnen werden, und daß die Errungenschaften des Schwertes, ich will nicht sagen durch die Feder der Diplomaten, aber doch durch Bureauwesen, Beamtenherrschaft und das träge Zuschauen in Erwartung, daß andere das Nöthige schon thun werden, zu Grunde gehen. ‚Die Regierung wird es schon machen!' Wer ist denn die Regierung? Ja, wenn die Fürsten es selbst besorgen könnten, sie sind alle wohlwollende Herren, aber sie sind nothwendigerweise angewiesen auf ihre Beamten, ihre Minister, Vortragenden und Geheimen Räthe. Meine Befürchtung für die Zukunft ist die, daß das nationale Bewußtsein erstickt wird in den Umschlingungen der Boa constrictor der Bureaukratie, die in den letzten Jahren reißende Fortschritte gemacht hat. Hier können nur Bundesrath und Reichstag helfen. Auch ersterer hat das Recht, sich geltend zu machen. Wenn die staatsmännische Einsicht der Bureaukratie nicht ausreicht, so ist gerade den Bundesrathsmitgliedern und dem Parlament Gelegenheit gegeben, ihr zu Hilfe zu kommen, so daß die Intelligenzen im Bundesrath und Reichstag zusammenwirken."



Heinrich und Christian v. Rantzau vor der Jugendbüste ihres Großvaters.

Der Stallmeister mit des Fürsten Reitpferd.

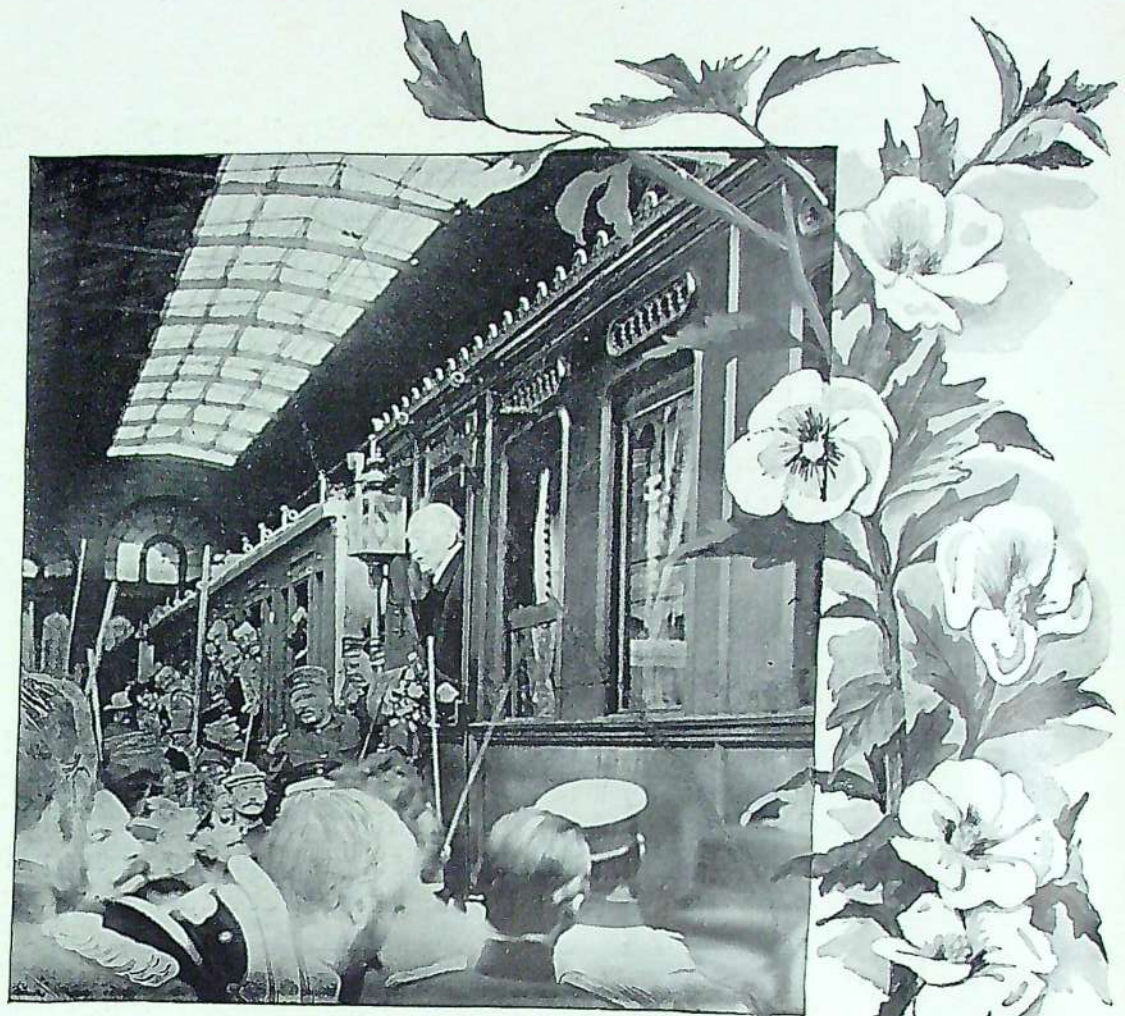
Am folgenden Tage huldigten dem Fürsten die Handels- und Gewerbekammersecretäre, denen er sagte, daß die Produzenten jeder Art, Industrielle, Handwerker, Kaufleute vor allem mit den Landwirthen zusammenhalten möchten, denn, wie er am 13. Juli beim Empfange des Landwirthschaftlichen Vereins für Harburg und Umgegend sagte, immer sei das alte Wort richtig: „Hat der Bauer Geld, hat es die ganze Welt." Den Braunschweigern gegenüber, die ihm am 21. Juli in einer Anzahl von Tausend ihre Verehrung bewiesen, betonte er die Polenfrage. Auch die Polen waren in die neue Versöhnungspolitik einbegriffen, welche die Regierung entgegen den bisherigen Grundsätzen und zum Mißvergnügen Rußlands eingeschlagen hatte. „Einen äußerlich erkennbaren Fortschritt", sagte er mit herbem Spott, „hat das Interesse für unser deutsches Gemeinwesen nur an einer Stelle gemacht, wo wir es früher nicht suchen durften: Das ist bei unseren Landsleuten polnischer Zunge. Die sind heute ministeriell geworden, was seit einem Jahrhundert nicht der Fall gewesen ist . . . Ich glaube nicht, daß sie auf die Dauer ministeriell sein werden, wenigstens nicht diejenigen, welche die Träger der polnischen Bewegung sind, der polnische Adel und die polnische Geistlichkeit. Das ist mir nach meiner fünfzigjährigen Erfahrung doch mehr als zweifelhaft. Deshalb frage ich mich, wie beim Tode Talleyrands jemand fragte: ‚Was hat wohl der alte Fuchs damit beabsichtigt, daß er jetzt starb?' So stehe ich der polnischen Bewegung und dem ‚deutschen Patriotismus' der polnischen Edelleute gegenüber".

*) Johannes Penzler, Marksteine von Bismarck's Lebensweg. Leipzig 1895

Ausfahrt mit den Schwiegertöchtern.

Die gewohnte Badekur führte am 30. Juli den Fürsten über Hannover, Göttingen, Meiningen nach Kissingen. Auf dem ganzen Wege wurde er mit stürmischem Jubel gefeiert.

Auch in Kissingen dauerten die Huldigungsbesuche fort. Bemerkenswerth war, was der Fürst am 11. August einer Abordnung von hundert bayerischen Volksschullehrern sagte: „Die Zukunft", so sprach er unter Anderem zu ihnen, „liegt zum großen Theil in den Händen der deutschen Lehrerschaft. Die deutsche Schule hat an unseren nationalen Institutionen einen sehr erheblichen Antheil. Die deutsche Schule kann uns das Ausland, das uns um dieselbe beneidet, ebenso wenig nachmachen wie das deutsche Offizierkorps, wenigstens so rasch nicht .... Wer die Schule in Deutschland hat, der hat die Zukunft."



Ovation am Stettiner Bahnhofe zu Berlin auf der Durchreise nach Varzin, den 16. Juli 1894.
(Moment-Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.)

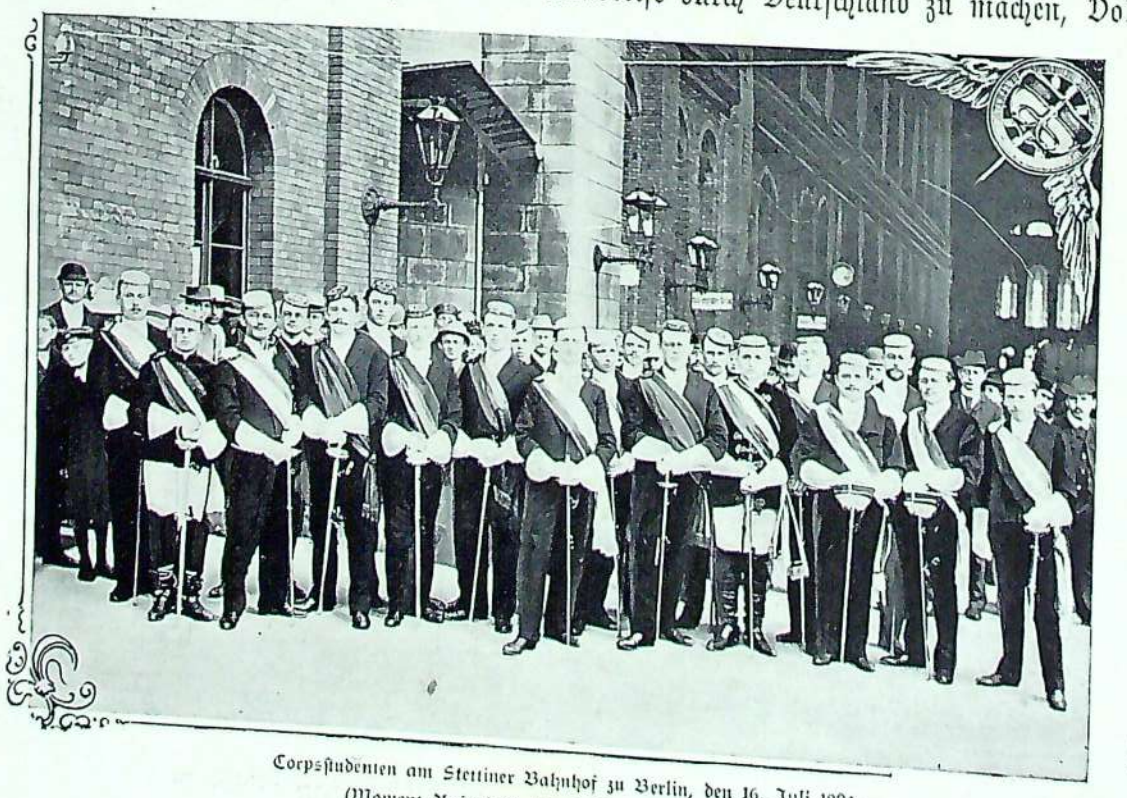
Ungemein scharf waren die Schlaglichter, welche er in der Rede an die am 20. August ihm huldigenden Thüringer auf die politische Lage warf. Was er von der Berechtigung der deutschen Dynastien sagte, hat für alle Zeiten, vorzüglich auch für die Gegenwart, aktuelle Bedeutung. Der Fürst bemerkte:

„Für Ihre Zufriedenheit als Thüringer würde es kaum förderlich sein, wenn Ihre acht freundlichen Fürstenresidenzen verschwänden aus Ihrem Berglande und deren Macht sich konzentrirte in einem kaiserlichen Oberpräsidium, das in Erfurt residirte. Der Deutsche hängt an seinen Dynastien, und die Dynastien haben gezeigt, daß sie auch an Deutschland hängen. Sie sind mit den Rechten und Bürgschaften, die ihnen geblieben, zufrieden, mehr als ich erwartet hätte. Das ist ein positiver Werth. Die Dynastien, die wir haben, müssen wir nicht bekämpfen, sondern pflegen."

Ferner drückte er sein Bedauern darüber aus, daß die Aemter des preußischen Ministerpräsidenten und des Reichskanzlers getrennt worden seien, denn, wie er auch am 27. August den Landsleuten aus Frankfurt am Main sagte, es sei dringend nothwendig, daß „der Reichskanzler sich nicht emanzipirt von der Kontrole des preußischen Staatsministeriums, das kollegial zusammengesetzt ist aus zehn sachverständigen Ministern, die in den Sachen meist besser Bescheid wissen."

Dann sagte er noch zu den Thüringern:

„Man wirft mir vor, daß ich der Regierung Opposition mache. Ich fürchte diesen Vorwurf nicht. Wenn ich agitiren wollte, brauchte ich nur eine Rundreise durch Deutschland zu machen, Volksversammlungen abzuhalten und breit zu drücken, was ich an den Maßnahmen aussetze. Das ist mir nie im Traume eingefallen. Wenn mich aber politische Freunde besuchen, so mache ich aus meinem Herzen keine Mördergrube. Das Lügen habe ich auch als Diplomat nicht gelernt. . . Meine angeborenen staatsbürgerlichen Rechte der freien Meinungsäußerung werde ich mir nicht nehmen lassen, so lange ich lebe."



Corpsstudenten am Stettiner Bahnhof zu Berlin, den 16. Juli 1894.
(Moment-Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.)

Kurz nach dem Empfange der Frankfurter verfiel der Fürst in eine schwere Lungenentzündung, zu welcher noch die Gürtelrose trat. Erst nach dem 6. September vermochte Professor Schweninger zu hoffen, daß eine Wiedergenesung möglich sei. Das deutsche Volk wußte nicht, in welcher Gefahr

Fürſt Bismarck.

Nach einem Gemälde von Franz v. Lenbach.

sich sein großer Eckhard befand, und auch Kaiser Wilhelm hatte keine Ahnung davon. Letzterer wohnte grade mit dem König Albert von Sachsen den großen Manövern bei, welche der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich bei Güns in Ungarn veranstaltete. Als er von der schweren Erkrankung des Fürsten Bismarck erfuhr, drückte er ihm sofort sein tiefes, herzliches Bedauern aus und bot ihm zur Wiedergenesung eins seiner Schlösser in Mitteldeutschland zum Winteraufenthalt an. Bismarck antwortete umgehend mit ehrfurchtsvollem Dank. Doch glaubte er in seiner altgewohnten Häuslichkeit eher die Gesundheit wieder zu erlangen. Beide Depeschen wurden veröffentlicht und riefen mächtige Freude hervor. Der Fürst also war dem Leben wiedergegeben, und zugleich hatte Kaiser Wilhelm sich ihm hochherzig genähert, die Vaterlandsfreunde brauchten für ihre Treue das deutsche Reich nicht mehr zu theilen zwischen Berlin und Friedrichsruh. Jetzt war auch zu erwarten, daß die Regierung wieder feste Bahnen wandelte und den bedeutsamen Orakelsprüchen von Friedrichsruh Gehör schenkte.

Daß der Kaiser nicht früher von der schweren Krankheit des Fürsten unterrichtet worden war, erregte damals große Verwunderung und wurde sehr lebhaft in allen Zeitungen besprochen. Es wurde bei dieser Gelegenheit eine Cabinetsordre des Kaisers vom 21. April 1890 bekannt, worin er dem Professor Schweninger Urlaub ertheilte, ausdrücklich zu dem

Die Familie von Bismarck-Külz.

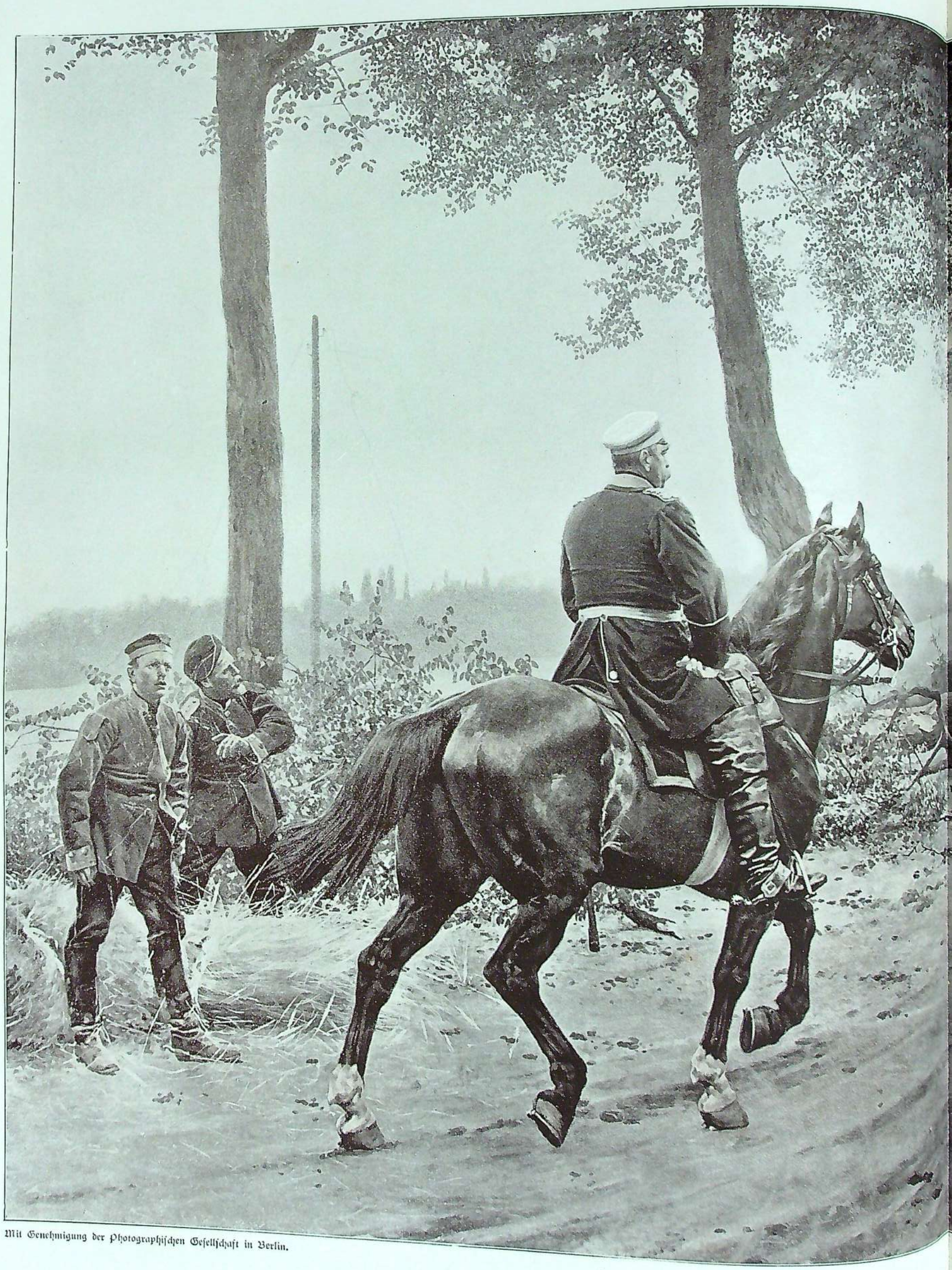
Kinder des Bernhard v. Bismarck auf Külz und seiner zweiten Gemahlin, geb. v. Lettow-Vorbeck.
Oben: Ulrich, Major, Anna (Frau v. Oertzen), Meta (Frau v. Loos) mit Kind, Bernhard,*) Pr.-Lt. u. Reg.-Adj. im Kaiser Alexander Garde-Gren.-Reg., Helene.
Unten: Otto, jetziger Bewirthschafter auf Külz und Jarchlin, und Ernst, Landrath in Naugard i. P.

Zwecke, daß er seine Fürsorge dem Gesundheitszustande des Fürsten Bismarck widmete. Ferner hieß es in der Ordre: „Indem Ich Sie mit diesem Auftrag betraue, will Ich von Zeit zu Zeit Ihrem Berichte über das Befinden des Fürsten entgegensehen." Professor Schweninger konnte sich jedoch entschuldigen, denn es mußte alles vermieden werden, was den Fürsten selbst auf die Gefahr aufmerksam machte.

Am 7. Oktober konnte endlich der Fürst mit seiner Gemahlin nach Friedrichsruh zurückkehren. Gesund war er freilich immer noch nicht, um so weniger, als seine rheumatischen Gesichtsschmerzen wieder auftraten und zu ihnen im Januar 1894 sich ein Influenzaanfall gesellte. Kaum vernahm Kaiser Wilhelm diese neue Erkrankung, so sandte er aus eigenstem Antrieb, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" meldete, seinen Flügeladjutanten, den Grafen v. Moltke, mit einer Flasche alten Weines, Steinberger Kabinet, und einem sehr gnädigen Handschreiben an den Fürsten Bismarck. Tief gerührt übersandte dieser dem Kaiser seinen Dank mit der Versicherung, sobald es ihm die Gesundheit gestattete, dem Kaiser die Gefühle seines Herzens persönlich ausdrücken zu dürfen.

Und siehe, das, was Deutschland seit Jahren ersehnt hatte, nämlich daß Kaiser und Alt-Reichskanzler wieder in persönlichen Verkehr treten möchten, es geschah. Am 26. Januar fuhr der Fürst mit dem Grafen Herbert, dem Professor Schweninger und dem Dr. Chrysander nach Berlin, um dem Kaiser seinen Dank auszusprechen. Es war um 1 Uhr, als er auf dem Lehrter Bahnhofe eintraf und vom Prinzen Heinrich, dem Bruder seiner Majestät, empfangen wurde. Begleitet

*) Erhielt gleich seinem großen Oheim als erste Auszeichnung die Rettungsmedaille ebenfalls für die Rettung seines Dieners vom Wassertode.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Bismarcks und Napoleons Zusammen

Nach dem Gemälde von

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

treffen auf der Chaussée von Donchery.

on Anton von Werner.

von einer Eskadron Gardekürassiere fuhr er an der Seite des Prinzen durch die hunderttausendköpfige, freudig erregte Volksmenge, welche die festlich geschmückten Straßen füllte, nach dem Schlosse, überall mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt. In äußerst herzlicher Weise empfing der Kaiser den Fürsten und führte ihn zum Frühstück, an dem nur noch Ihre Majestät die Kaiserin theilnahm. Draußen aber begleitete eine ungeheuere Menge das große, heilbringende Ereigniß mit den innigsten Segenswünschen. Am Nachmittag suchte König Albert von Sachsen, dieser hochherzige Verehrer Bismarcks, persönlich den Fürsten auf, während der Reichskanzler, die Minister und Staatssekretäre nur ihre Karten abgaben. Alsdann fuhr der Fürst zur Kaiserin Friedrich, abermals überall mit unsagbarer Begeisterung begrüßt. Um 6 Uhr fand ein Diner im Schlosse statt, an dem der Kaiser, die Kaiserin, König Albert, Fürst Bismarck, die Grafen Herbert und Wilhelm von Bismarck, der Minister Graf Eulenburg und Oberst Klinkowström betheiligt waren. Der Kaiser überhäufte den Fürsten mit seiner Gnade, er ernannte ihn zum Chef des Kürassierregiments Seydlitz, Magdeburgisches Nr. 7, und begleitete ihn nach 7 Uhr selbst zum Anhalter Bahnhof zurück. Der Jubelsturm des Volkes in den Straßen kannte keine Grenzen, als es die beiden dahinfahren sah. Um halb 8 Uhr führte ein Zug den Fürsten nach Friedrichsruh zurück. Mit welchen frohen Gefühlen, wie erleichterten Herzens das Volk nun seine Treue gegen Kaiser und Reich mit seiner Verehrung Bismarck's verbinden konnte, das kann nur der nachfühlen, der im Herzen seinem angestammten Herrscher, seinem geliebten Vaterland und dessen großen Männern heilige Plätze eingeräumt hat! Alles athmete befreit auf und blickte muthig einer schönen Zukunft entgegen. Und diese Hoffnung sollte nicht täuschen. Eine neue Bürgschaft für sie war der Besuch des Kaisers Wilhelm am 19. Februar in Friedrichsruh, wo er dem Fürsten wiederum aufs Herzlichste begegnete, ihm auch zwei Grenadiere in neuer Uniformirung vorstellte und eigenhändig gezeichnete Bilder von größeren deutschen Schlachtschiffen erläuterte. Glänzender als sonst gestaltete sich infolge dieser Ereignisse die Feier von Bismarck's Geburtstage. Schon am 29. März empfing der Fürst eine Abordnung aus Düsseldorf, die ihm sinnig ein Rettungsboot für die Rettungsstation in Norderney weihte. Am nächsten Tage sah er bei sich eine Abordnung von Frauen und Jungfrauen aus der Pfalz, Hessen und Baden, die ihm eine mit mehr als 100 000 weiblichen Unterschriften ausgefüllte Adresse überreichte. Da der Fürst schon öfter auf den hohen Werth der Frauengesinnung für das Bestehen und die Größe des deutschen Reiches hingewiesen hatte, so kann man sich vorstellen, wie ergriffen er von dieser überwältigenden Huldigung war. In seiner Antwort sagte er: „In der elementaren Herzensbewegung, gestatten Sie mir den scherzhaften Ausdruck, des „Ewig Weiblichen" steckt eine stärkere Macht als in den zersetzenden Säuren, die unsere Männerparteien auseinander bringen. Mein Vertrauen in die Zukunft beruht auf

Philipp von Bismarck †, Bernhards ältester Sohn aus dessen erster Ehe, seine erste Gemahlin, geb. v. d. Osten †, und ihr Sohn Karl v. Bismarck.

Frau v. Bismarck-Kniephof, geb. v. Harnier, zweite Gemahlin von Philipp v. Bismarck, und ihre Kinder: Gottfried, Herbert und Elizabeth.

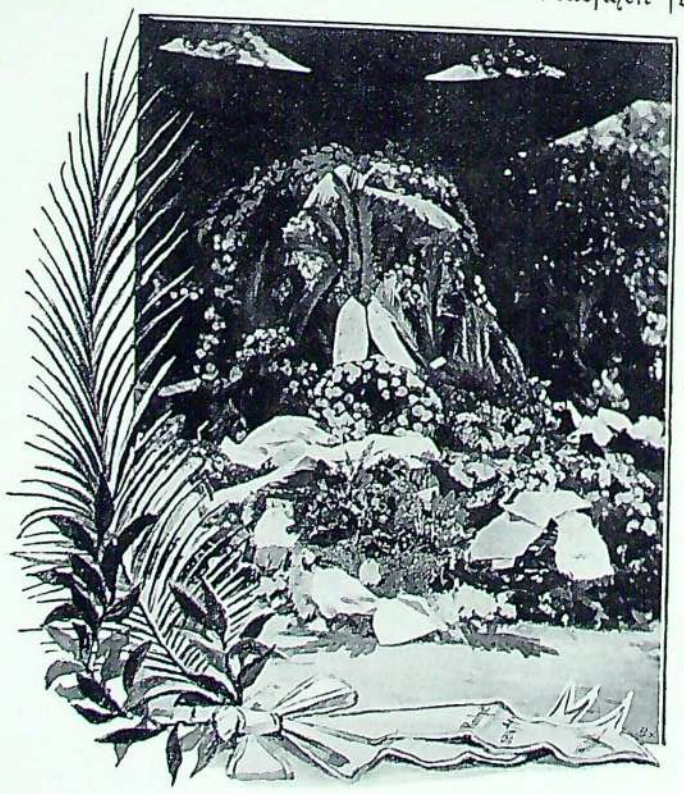
Die Grabkapelle der Fürstin.

mal leider sehr bedeutungsschwer werden sollenden Varzin. Auf dem Stettiner Bahnhofe in Berlin huldigten ihm die Studenten. Er erwiderte unter anderem:

„Ich freue mich herzlich, daß ich jedesmal, wenn ich nach Berlin komme, so freundlich begrüßt werde. Und besondere Freude macht es mir, wenn das unter Mitwirkung der Bürger der Universität geschieht, der ich selbst in meiner Jugend eine Zeit lang angehört habe. Ich bin ein halber Berliner. Ich war sieben Jahre alt, als ich zuerst nach Berlin kam. Alle Oertlichkeiten, die ich wiedersehe, sind für mich Repräsentanten meiner Vergangenheit . . . Ich habe in Berlin im Jahre 1837 so genau Bescheid gewußt, daß ich hätte Droschkenkutscher werden können, was jetzt freilich nicht mehr geht. Berlin ist mir jetzt über den Kopf gewachsen, wirthschaftlich und politisch. Politisch bin ich ja vielleicht in mancher Beziehung mit der Mehrheit der Berliner auseinander gekommen, aber mein Heimathgefühl für Berlin und seine Umgebung ist immer dasselbe geblieben."

In Varzin reihete sich Huldigung an Huldigung. Ganz besonders wichtig wurde die von mehr als 2000 Deutschen aus der Provinz Posen, welche der Oekonomierath Kennemann führte. Der Fürst berührte in seiner Antwort sehr ausführlich die verfahrene Polenfrage und sagte zum Beispiel:

„Wir singen „fest steht und treu die Wacht am Rhein", aber an der Warthe und Weichsel steht sie ebenso gut. . . Wir sehen, daß auch mit Polen unter Umständen zu leben ist, wenn wir an Ostpreußen denken, wo die polnischen Masuren, die Litauer und die Deutschen friedlich zusammen arbeiten, ohne daß bisher, weil jede Aufhetzung gefehlt hatte, eine nationale Verstimmung gespürt worden wäre. Nun kann man zwar sagen, daß dort der katholische Geistliche mit seinen Sonderinteressen fehlt. Aber betrachten Sie Ihre Nachbarn in Oberschlesien, haben dort die beiden verschiedenen Nationalitäten nicht Jahrhunderte lang in Frieden gelebt, obwohl auch dort der konfessionelle Unterschied vorhanden ist? Was ist es nun, was in Schlesien fehlt, und was hat uns Jahrhunderte lang möglich gemacht, dort in konfessioneller Eintracht zu leben? Ja, es thut mir leid, es sagen zu müssen: Es ist der polnische Adel und die polonisirende Geistlichkeit."



Der Sarkophag der Fürstin.

Diese Rede machte im ganzen Lande einen tiefen Eindruck. Doch auch der Kaiser Wilhelm hatte erkannt, daß die Politik Caprivi's abschüssige Bahnen wandelte, besonders als gerade in dieser Zeit die preußische Versöhnungspolitik von den großpolnischen Führern in Lemberg dreist verspottet wurde. Empört darüber hielt der Kaiser am 22. September in Thorn bei Gelegenheit der Manöver in Ost- und Westpreußen eine Rede in Bezug auf diesen Undank. Er sagte unter Anderem: „Meine polnischen Unterthanen mögen sich gesagt sein lassen, daß sie nur dann auf Meine königliche Gnade und Theilnahme in demselben Maße wie die Deutschen rechnen dürfen, wenn sie sich unbedingt der Stellung, welche die deutsche Frau genommen hat." Am 31. März brachten die Hamburger Bürger, 5000 an Zahl, ihm den gewohnten Fackelzug. Die Menge der Glückwünsche belief sich diesmal auf die riesige Zahl von 11000. Auch der Kaiser gratulirte und schenkte ihm einen Stahlküraß. Die deutschen Fürsten sandten gleichfalls die herzlichsten Segenswünsche.

Dann folgte am 20. April der Empfang der Abordnung nationalliberaler Reichstagsmitglieder, deren Sprecher Professor Dr. Hasse aus Leipzig war. Unter den ferneren Huldigungen sei die von einigen Hundert Schriftstellern und Journalisten anläßlich des Schriftstellertags in Hamburg erwähnt. Sie fand am 1. Juli statt.

Elf Tage später fuhr der Fürst mit seiner Gemahlin nach Schönhausen und von da über Berlin nach dem geliebten, diesmal leider sehr bedeutungsschwer werden sollenden Varzin. Auf dem Stettiner Bahnhofe in Berlin huldigten ihm die Studenten. Er erwiderte unter anderem:

Staffelei mit Bildniß der Fürstin.

„Ich freue mich herzlich, daß ich jedesmal, wenn ich nach Berlin komme, so freundlich begrüßt werde. Und besondere Freude macht es mir, wenn das unter Mitwirkung der Bürger der Universität geschieht, der ich selbst in meiner Jugend eine Zeit lang angehört habe. Ich bin ein halber Berliner. Ich war sieben Jahre alt, als ich zuerst nach Berlin kam. Alle Oertlichkeiten, die ich wiedersehe, sind für mich Repräsentanten meiner Vergangenheit . . . Ich habe in Berlin im Jahre 1837 so genau Bescheid gewußt, daß ich hätte Droschkenkutscher werden können, was jetzt freilich nicht mehr geht. Berlin ist mir jetzt über den Kopf gewachsen, wirthschaftlich und politisch. Politisch bin ich ja vielleicht in mancher Beziehung mit der Mehrheit der Berliner auseinander gekommen, aber mein Heimathgefühl für Berlin und seine Umgebung ist immer dasselbe geblieben."

In Varzin reihete sich Huldigung an Huldigung. Ganz besonders wichtig wurde die von mehr als 2000 Deutschen aus der Provinz Posen, welche der Oekonomierath Kennemann führte. Der Fürst berührte in seiner Antwort sehr ausführlich die verfahrene Polenfrage und sagte zum Beispiel:

„Wir singen „fest steht und treu die Wacht am Rhein", aber an der Warthe und Weichsel steht sie ebenso gut. . . Wir sehen, daß auch mit Polen unter Umständen zu leben ist, wenn wir an Ostpreußen denken, wo die polnischen Masuren, die Litauer und die Deutschen friedlich zusammen arbeiten, ohne daß bisher, weil jede Aufhetzung gefehlt hatte, eine nationale Verstimmung gespürt worden wäre. Nun kann man zwar sagen, daß dort der katholische Geistliche mit seinen Sonderinteressen fehlt. Aber betrachten Sie Ihre Nachbarn in Oberschlesien, haben dort die beiden verschiedenen Nationalitäten nicht Jahrhunderte lang in Frieden gelebt, obwohl auch dort der konfessionelle Unterschied vorhanden ist? Was ist es nun, was in Schlesien fehlt, und was hat uns Jahrhunderte lang möglich gemacht, dort in konfessioneller Eintracht zu leben? Ja, es thut mir leid, es sagen zu müssen: Es ist der polnische Adel und die polonisirende Geistlichkeit."

Diese Rede machte im ganzen Lande einen tiefen Eindruck. Doch auch der Kaiser Wilhelm hatte erkannt, daß die Politik Caprivi's abschüssige Bahnen wandelte, besonders als gerade in dieser Zeit die preußische Versöhnungspolitik von den großpolnischen Führern in Lemberg dreist verspottet wurde. Empört darüber hielt der Kaiser am 22. September in Thorn bei Gelegenheit der Manöver in Ost- und Westpreußen eine Rede in Bezug auf diesen Undank. Er sagte unter Anderem: „Meine polnischen Unterthanen mögen sich gesagt sein lassen, daß sie nur dann auf Meine königliche Gnade und Theilnahme in demselben Maße wie die Deutschen rechnen dürfen, wenn sie sich unbedingt

und voll als preußische Unterthanen fühlen." Später fügte der Kaiser hierzu noch: „Was Ich heute gesagt habe, mag wohl beachtet werden. Ich kann auch sehr unangenehm werden."

Niemand war über diese hochpolitische Rede mehr erfreut als Fürst Bismarck, denn er hatte das polnische Streben längst durchschaut. Der Adel verlangte seine alte verrottete Adelsrepublik, um das Wohl des Volkes kümmerte er sich nicht. Sofort brachte Fürst Bismarck seine hohe Freude über des Kaisers Energie zum Ausdruck in einer Rede, die er am 23. September an eine große Abordnung der Westpreußen hielt. Er nannte darin „die polnische Adelspartei eine Partei des Umsturzes . . . Wir müssen auf Tod und Leben dagegen kämpfen." Gott möge, so schloß er, Kaiser Wilhelm seine kundgegebene Gesinnung erhalten und fördern.

Diese Septembertage 1894 bedeuteten für Bismarck einen großen Sieg, obwohl er die Politik nicht mehr leitete. Denn die Folge war, daß Graf v. Caprivi am 26. Oktober sein Reichskanzleramt und Graf Eulenburg sein preußisches Ministerpräsidium niederlegte. Neuer Reichskanzler wurde der Statthalter von Elsaß-Lothringen, der Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der ein langjähriger Vertrauter und Freund Bismarck's war. Die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde waren damit verbürgt.

Fürstin Johanna v. Bismarck.
(Nach einer Aufnahme von Loescher & Petsch in Berlin.)

Abermals 4 Wochen später sollte dem Herzen des Fürsten der härteste Schlag zugefügt werden, denn am 27. November früh 1/4 6 Uhr starb seine Gemahlin, die Fürstin Johanna. Sie war schon seit lange krank, zuletzt bekam sie auch noch die Wassersucht und mußte künstlich erhalten werden. Spät in der Nacht des 26. war der Fürst voll Kummer und Schmerz schlafen gegangen, aber schon vor Tagesgrauen suchte er leisen Schrittes wieder das Krankenzimmer auf. Da — welch' ein erstarrender Anblick! Um das Bett der Mutter knieten und schluchzten Kinder und Enkel, die Theuere war soeben verschieden. Wortlos brach der Fürst am Todtenlager zusammen, gewaltsame Zuckungen seines Körpers bewiesen, daß er unsagbar litt.

Nun war die Einsamkeit um ihn erst recht groß geworden, da die nicht mehr lebte, ohne welche er, wie er oft bekannte, nicht das geworden wäre, was er war. Ein unendlich treues Herz, das stets ihm zu helfen, ihn zu ermuthigen bereit war, hatte er in der Verblichenen verloren, ein Herz voll seltener Menschenliebe, und nur zu Recht hatte der Pastor Schumann aus Wussow, als er bei der Beisetzung der Fürstin am 29. November in Varzin in seiner Rede sagte:*)

„Wie hat dieses nun im Sarge stille Herz bang schlagen müssen vor Besorgniß und Angst in Tagen und Stunden, wo es den Gatten, die Kinder in Gefahr und Todesbraus wußte, in Tagen und Stunden, wo durch herbe Enttäuschungen und Bitterkeiten es sich hindurchzukämpfen hatte! . . . Hier in Varzin, ihrem geliebten Landsitze mit den köstlichen Wäldern, ausgedehnten Fluren, reinen Lüften, hatte sie wiederum Erholung schöpfen wollen, aber ach, einer Kranken leuchtet die ersehnte Pracht der Natur nur von ferne. Seit Jahren von schwächlicher Gesundheit, wurde es gerade hier schlimmer mit ihr, Schmerzen der Entbehrung quälten . . . Nach ihres Hauses Wappen war ‚der Dreieinige ihre Stärke'. Aus diesem Quell floß ihre unwandelbare Güte und Selbstaufopferung, ihre rührende Geduld und Ergebung in den Schmerzen der Krankheit."

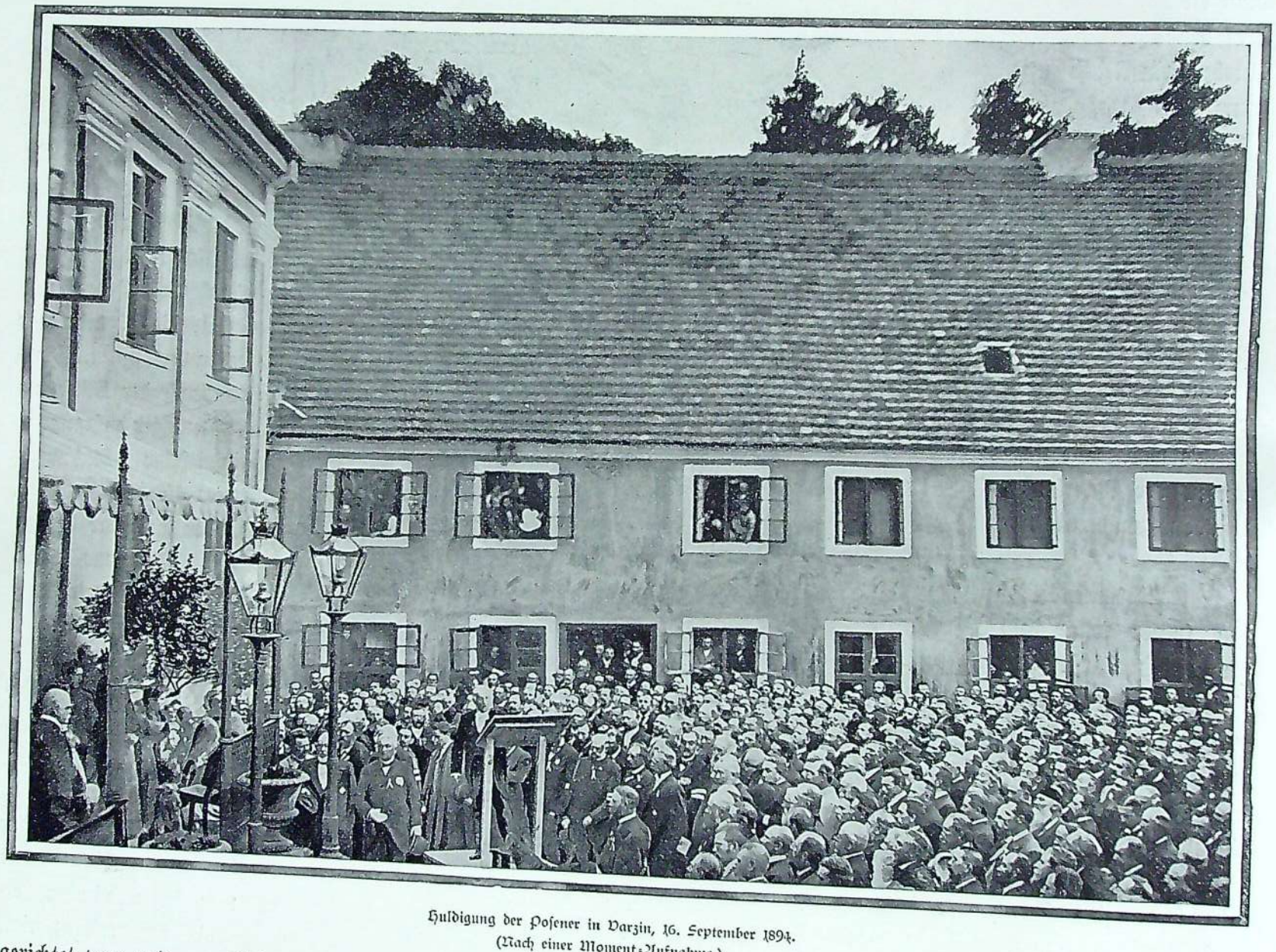
---

*) Siehe Horst Kohl: Bismarck-Jahrbuch, 2. Band, Berlin 1895.

Wir werden im Folgenden das Leben der Fürstin ausführlich erzählen und näher zeigen, wie viel sie dem großen Lebensgefährten gewesen ist. Hier am Schlusse der Beschreibung der wunderbaren Jahre, welche wir den Fürsten von 1890—1896 erleben sahen, sei es uns nur vergönnt, den unzähligen Beileidsbezeigungen welche seitdem der Fürst aus aller Welt erfuhr, trostvoll die Worte hinzuzufügen, welche wir in einem Gedicht Ernst Scherenbergs, das am 31. März 1895 in den Münchner „Neuesten Nachrichten" stand, finden:

„Schöpfer des Reiches, Dich Herrlichen, Hohen,
Sollen die Gluthen der Liebe umlohen!"

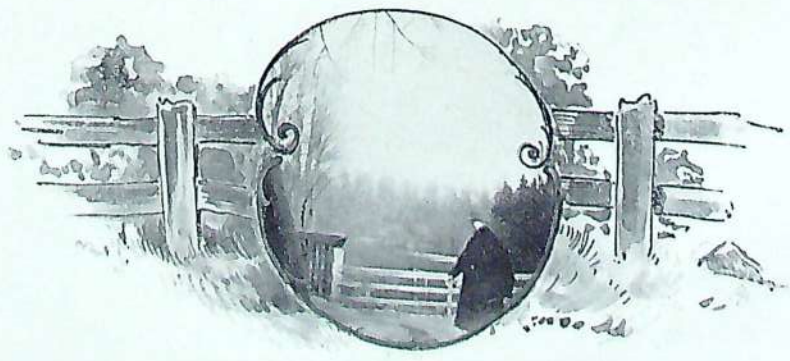
Ja, sie sollen lohen und für ewige Zeiten in den deutschen Herzen als ein heiliges Feuer gehütet werden. Mehr denn je müssen wir im Rückblick auf die von uns beschriebenen Jahre der Zurückgezogenheit Bismarcks von den Staatsgeschäften voll heißen Dankgefühls bekennen, daß alles in dem wunderbaren Leben dieses Einzigen auf Deutschlands Heil

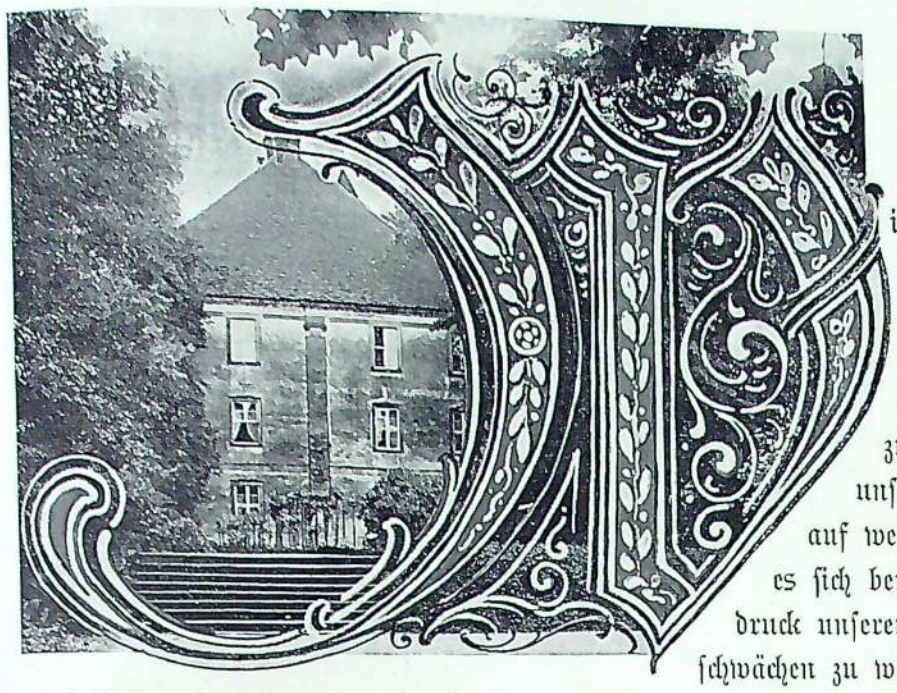


Huldigung der Posener in Varzin, 16. September 1894.
(Nach einer Moment-Aufnahme.)

gerichtet war und zum höchsten Segen Deutschlands ausschlug, stets wandelten sich die Schatten unserer Angst und Sorge bei der Wirkung seines Geistes und seines tönenden Wortes in um so heller strahlende Freude. Prophetisch klingt es uns aus der großen Vergangenheit entgegen: Solange Bismarck unter uns weilt, solange sein Geist mit uns ist, müssen wir über jede Gefahr siegen!

Nach der Schilderung der jüngsten Ereignisse, deren Zauber zuerst genauere Beschreibung von uns forderte, gehen wir über zur eigentlichen Biographie unseres Heroen.





Die Jugendzeit.

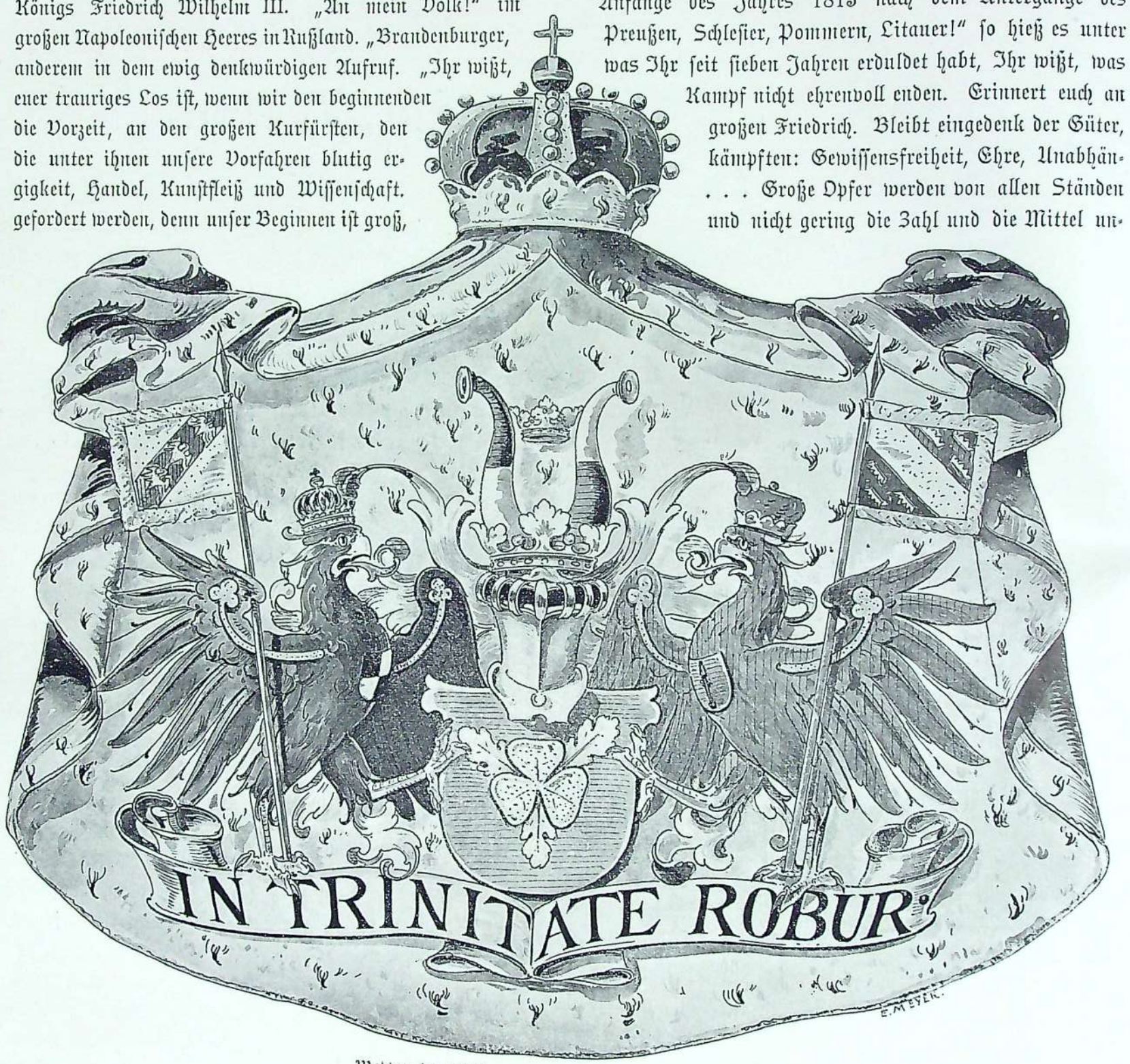
Wir haben in den vorigen Kapiteln gezeigt, wie Bismarck als Verkörperung des deutschen Nationalbewußtseins unvergleichliche Huldigungen erntete, ja wie er durch die Macht seiner geschichtlichen Erscheinung alle Erdtheile zur Bewunderung hinriß, wir werden uns nun in den folgenden zu beschäftigen haben mit dem Heranreifen und Werden unseres Helden und vor unseren Augen vorüberziehen lassen, auf welche Weise er zu seiner Ausnahmestellung gelangte. Wie es sich bereits ergeben hat, sind wir weit davon entfernt, den Eindruck unserer Darstellung durch einen parteipolitischen Standpunkt abschwächen zu wollen, wir werden, unbeirrt durch der Parteien Gunst und Haß diesem Grundsatze auch in der Biographie Bismarcks treu bleiben, doch wird uns dies nicht hindern, mit Wärme oder Begeisterung von unserem Helden zu schreiben, wo immer seine Thaten uns dazu auffordern. Dem aber, welcher uns hierin nicht beipflichten zu können glaubt rufen wir zu: „Ziehe die Schuhe deiner Parteisucht und deines Sondergeistes aus, das Gebiet, welches du betreten wirst verlangt Entäußerung von kleinlichen Leidenschaften!“ Ist es denn so bald schon vergessen, wie vor nicht langer Zeit mitten in Deutschland Fälle von jener Art möglich waren, daß eine Landesregierung der andern, welche einen Rheinhafen errichten wollte, den Wasserweg mit Steinen verschüttete? Daß der eine Staat den andern, welcher eine durchdachte Zollpolitik verfolgte, auf einspringendem Gebiet durch große Schmuggellager schädigte? Seit Bismarck sind solche und andere zahllose Erbärmlichkeiten nicht mehr möglich.

Unwiderstehlich freilich wie eine Naturkraft hat Bismarck die Welt, und im Speziellen Deutschland, mit seinem Willen durchdrungen, aber auch ebenso gleichmäßig und gesetzmäßig. Er erscheint hierin fast übermenschlich. Auch dieser Gedanke läßt Engherzige und Neidische an Bismarcks Größe herummäkeln. Sie tadeln die riesenhafte Willenskraft und Charakterstärke an dem, welcher das scheinbar verlorene Trümmerfeld Deutschland zu einem neublühenden, einheitlichen Gebiet umschuf, der im Stande war, den kleinlichen, petrefakten Partikularismus mit hoher Begeisterung und freudiger Hingabe an das allgemeine deutsche Vaterland zu beleben.

Es ist sehr betrübend, daß ein Theil unserer Landsleute Bismarck noch nicht verstehen kann oder will, weil sie ihn stückweise betrachten, gleichwie sie den Segen eines Stromes nicht richtig beurtheilen können, weil sie seinen Lauf nicht von Anfang bis zu Ende verfolgen. Wer darüber klagt, daß hier ein Stück widerstrebenden Ufers fortgeschwemmt werden muß, damit an anderer Stelle desto ungehinderter und mächtiger Nutzen und Glück erblühe, der wird auch Bismarck nicht verstehen. Aber er mache wenigstens den Versuch, und darum verfolge er ehrlichen Sinnes die Lebensbahn, welche wir im „Bismarck-Denkmal“ darstellen. Ein Mann, der in seinem höchsten Alter, unbestritten selbst von seinen Feinden, sagen durfte: „Ich habe auch als Diplomat nie gelogen!“ verdient wohl, daß man ihn aufrichtig und unbefangen beurtheilt. Und dazu soll das „Bismarck-Denkmal“ vor allem die Hand bieten.

Lange wies im Leben des jungen Bismarck nichts darauf hin, daß er einst zu so gewaltiger Thatenfülle und Größe bestimmt sei, er ragte in nichts über andere begabte Altersgenossen hervor. Aber eben dieses bringt ihn uns menschlich näher und zeigt, welcher Ausbildung der Charakter, der Muth, die Thatkraft und Intelligenz eines Mannes fähig sind. Grade dieses Menschliche an ihm, verbunden mit seiner Einfachheit und Natürlichkeit, mit seiner Treue gegen Freunde und seiner Innigkeit im Familienleben, ist es, welches ihm nicht bloß die Bewunderung, sondern auch die Liebe des deutschen Volkes erworben hat, und darum sollen in der nachfolgenden Biographie auch die kleinen freundlichen Züge aus seiner Jugend nicht fehlen, welche scheinbar bei seiner Charakteristik entbehrlich sind.

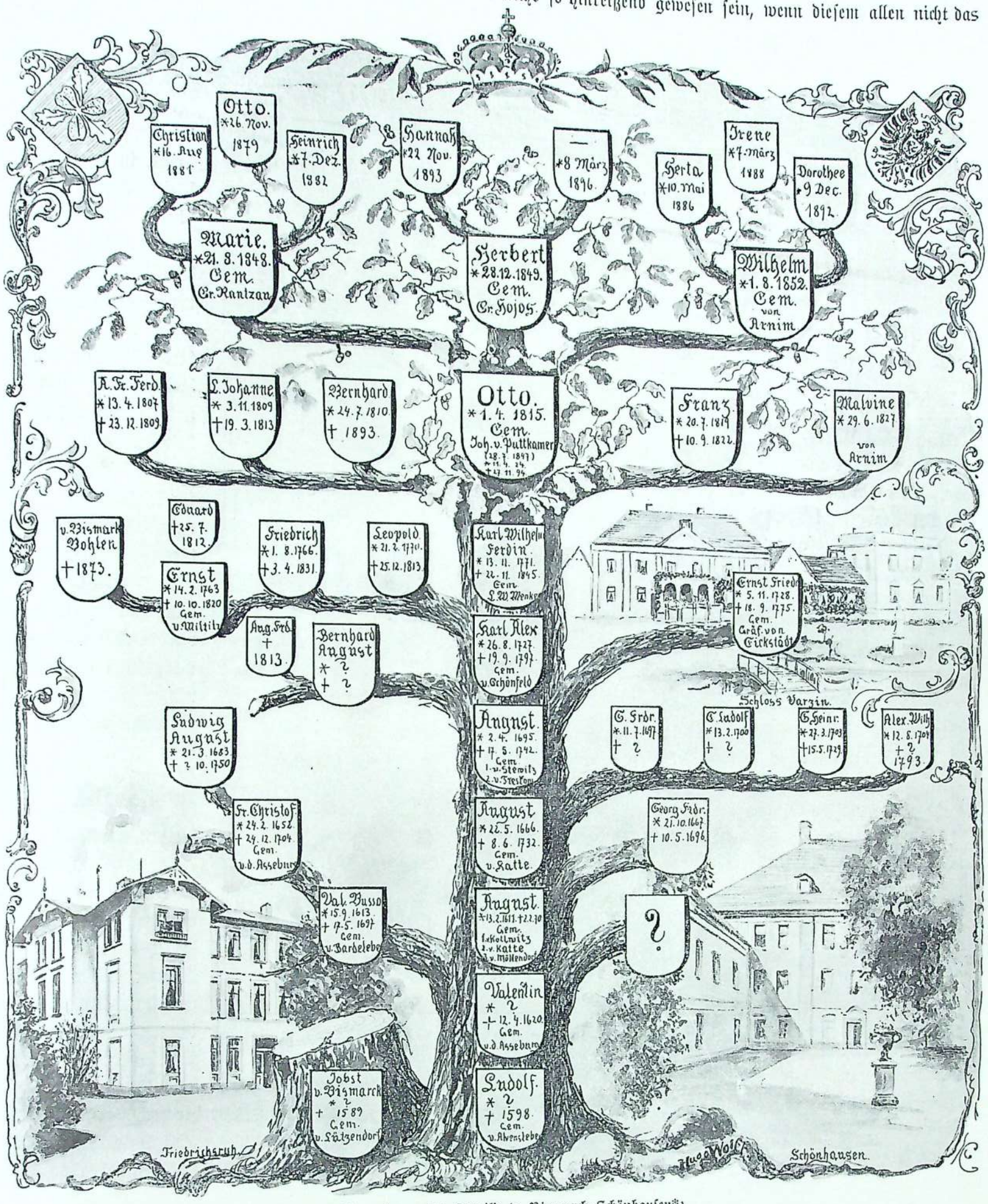
Die Geburt unseres großen Landsmannes fiel in eine sehr bewegte Zeit. Im letzten Jahrzehnt war das deutsche Volk bis in seine tiefste Tiefe aufgerüttelt worden. Eine thatsächliche Wandlung, ein gewaltiger Bruch mit der Vergangenheit und ein gewaltiges Streben nach einer besseren Zukunft, war besonders in Preußen zu sehen gewesen. Der Umschwung hatte schon früher begonnen, aber dem erstaunten Auge erkennbar war er erst geworden seit dem Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. „An mein Volk!“ im Anfange des Jahres 1813 nach dem Untergange des großen Napoleonischen Heeres in Rußland. „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer!“ so hieß es unter anderem in dem ewig denkwürdigen Aufruf. „Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. . . . Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. . . Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. . .“



Wappen des Fürsten v. Bismarck-Schönhausen.

Es ist unbeschreiblich, mit welchem Jubel diese Worte aufgenommen wurden, wie sie dem Schwächsten Heldenkraft, Heldenfeuer mittheilten und der neuen Zeit ihr herrliches Gepräge gaben. Ein ganz neuer Geist wurde in Preußen in diesen Tagen geschaffen, der die andern deutschen Länder mit fortriß, ein Vorbild wurde errichtet, welches von da an die Hoffnung auf endliche Erfüllung des schönen Traums von der deutschen Einigkeit und der alten Kaiserherrlichkeit immer mächtiger entfachte und ohne jede Frage der ungeheueren Erhebung des deutschen Volkes zur Zeit Kaiser Wilhelms I. und seines großen Paladins Bismarck die überwältigende Kraft einflößte. Die riesengroß

wachsende Volkskraft war es, welche den Geist aller Stände über sich hinaus hob. Aber dieses Wachsen wäre nicht so erstaunlich mächtig geworden, der Aufruf des Königs würde nicht so hinreißend gewesen sein, wenn diesem allen nicht das



Stammbaum der Familie v. Bismarck-Schönhausen*).

wichtige Edikt vom 3. August 1808 vorausgegangen wäre. Nach diesem wurde, wie ein Zeitgenosse die Wandlung mit hoher Freude begrüßte, „die Spießruthenstrafe gänzlich aufgehoben, das Fuchteln der Unteroffiziere wurde ohne Ausnahme, die Stockschläge bei allen den Soldaten, welche seit einem Jahre keine Regimentsstrafe erlitten hatten, verboten. Mit

*) Der Sohn des Grafen Wilhelm v. Bismarck ist seit Drucklegung geboren.

Festungsarbeit bestrafte Verbrecher durften nicht wieder in die Regimenter zurücktreten. Alle ausländische Werbung hörte auf. Dagegen war bestimmt worden, daß jeder künftig in der Armee von unten auf diente, ohne Rücksicht auf seinen Stand, in gleichen Verhältnissen. Die Junker gingen ein. Einen Anspruch auf Offizierstellen sollten von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick gewähren. Aus der ganzen Nation konnten daher alle, welche diese Eigenschaften besaßen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen. Aller bisher stattgehabte Vorzug des Standes fiel beim Militär ganz weg, und jeder, ohne Rücksicht auf seine Herkunft, hatte gleiche Rechte, gleiche Pflichten. Alle Exemtion hörte auf, und die Kriegsartikel wurden verbessert. Durch diese überaus wichtigen Bestimmungen erhielt der Soldat zum Volke eine durchaus andere Stellung als früher, selbst seine Stellung zum Vaterlande wurde eine andere. Bis dahin waren die Soldaten großen Theils ein Haufen, oft graubärtiger, von jungen Junkern auf öffentlichen Plätzen zerprügelter Knechte, von denen die inländische Hälfte die ausländische bewachen mußte, während die Offiziere, losgelöst von allen Interessen des Volkes, in eingebildeter Höhe über dessen Köpfen dahin schritten. Jetzt wurde das Heer, was es seiner Natur nach sein soll, der wehrhafte Theil der Nation, nicht um ärmlichen Lohn, sondern für König und Vaterland kämpfend."

Ein Ahnherr der Familie v. Bismarck mit seinen Söhnen.
(Nach einem Originalgemälde in Friedrichsruh.)

Dies war das Heer, welches, in unablässiger Weiterbildung zur Vollkommenheit erhoben, 1870/71 die heiß ersehnte deutsche Einheit und eine neue gesunde und glanzvolle Kaiserherrlichkeit herbeiführte, und die erste Umwandlung des Heeres und Volkes fiel in die Zeit der Geburt unseres Fürsten Bismarck. Dieser Rückblick ist immer anzustellen, wenn man die Lebensbeschreibung Bismarcks verstehen will, denn damals wurde erst das Nationalgefühl geweckt, wie er selbst gesagt hat.

Das Heer hatte bereits unerhörte Proben seiner Tüchtigkeit und seines Heldengeistes gegeben. Noch bluteten frisch die Wunden, durch welche die Siege von 1813—14 errungen worden waren, die mit der Absetzung Napoleons, der Völkergeißel, und dem Einzuge in Paris endeten. Die Blüthe des deutschen Volkes lag auf den deutschen, russischen und französischen Schlachtfeldern begraben, mit heißen Thränen trauerte man noch allerorten um sie, unzählige Familien auch beweinten den gänzlichen Verfall ihres Vermögens, nur der verhängnißvolle Kongreß in Wien setzte sich leichtherzig darüber hinweg, er „tanzte", ohne vorwärts zu kommen, und schwelgte in Freudenfesten wie einst das gewissenlose Rom, bis er glücklich das aufopferungsfrohe Volk um seine gerechtesten Hoffnungen betrogen und den „alten deutschen Jammer" wiederhergestellt hatte.

Diese Zerfahrenheit und Kraftlosigkeit benutzte Napoleon und nahm unter unglaublichem Jubel der Franzosen wieder von Frankreich Besitz. Preußen und England rüsteten zuerst gegen ihn, denn sie trauten seinen Friedensversicherungen nicht. Die preußischen Reservisten zogen auf allen Wegen und Stegen zu ihren Sammelplätzen, und Kampfmuth leuchtete aus aller Augen. Noch hatten die jüngsten glorreichen Jahre nicht das große Unglück bei Jena vergessen lassen, es war zu einer Quelle frisch-freudiger, fast übermenschlicher Kraftäußerungen des Volkes geworden, ein Jungbrunnen, der uner-

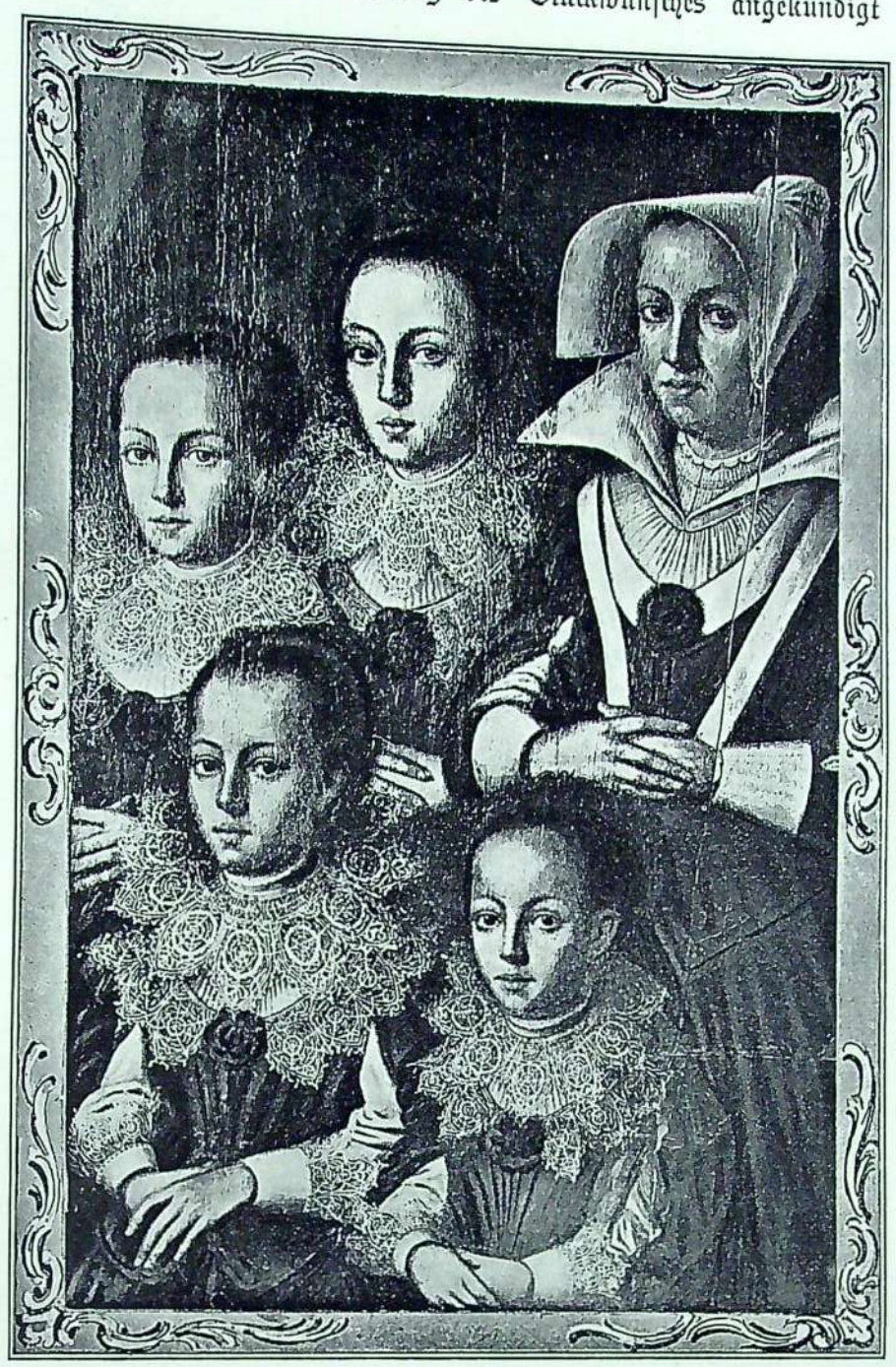
schöpflich erschien an hervorströmender Energie. In diesen Tagen ergriff man die Zeitungen nur, um sich von dem Fortschritt der Kriegsangelegenheiten zu überzeugen. Andere Anzeigen beachtete man wenig, allein sie beanspruchten auch oft keine große Beachtung, wie uns eine vom 11. April 1815 in der „Haude-Spenerschen Zeitung" zu Berlin beweist. Sie lautete nämlich:

„Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohn verfehle ich nicht allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen.

Schönhausen, den 2. April 1815.

Ferd. v. Bismark"*)

Der neue Weltbürger, der hier unter Verbittung des Glückwunsches angekündigt wurde, war kein anderer als unser nachmaliger großer Bismarck, zu dessen Geburt wir uns nun für immer voll Dankbarkeit Glück wünschen. Er erhielt am 15. Mai in der Taufe die Namen Otto Eduard Leopold, von denen Otto sein Rufname wurde. Nach Ausweis des Kirchenbuches zu Schönhausen**) waren seine Pathen: 1. Oberstlieutenant v. Katte auf Alt-Bellin; 2. Major v. Goldbeck auf Warburg; 3. Herr v. Bredow auf Wagnitz: 4. Herr Krug v. Nidda auf Parey; 5. Oberförster von Bornstädt aus Grünau; 6. Hoffiskal Natom aus Stendal; 7. Oberamtmann Witte aus Hohengören; 8. Dr. Längner aus Tangermünde; 9. Frau Gräfin v. Sparre, geb. v. Bismarck, aus Jerichow; 10. Frau v. Wulffen, geb. v. Bredow; 11. Frau Majorin v. Katte, geb. v. Werder; 12. Fräulein Emilie Petri.



Ahnfrau der Familie v. Bismarck mit ihren Töchtern.
(Nach einem Originalgemälde in Friedrichsruh.)

Es ist Thatsache, daß die Eigenschaften, die Neigungen, die Denkweise der Mutter häufig auf die Kinder übergehen. Ohne Zweifel war Frau Wilhelmine Louise v. Bismarck, die Mutter unseres Otto v. Bismarck, Tochter des Kabinetsraths Mencken in Berlin, durchdrungen von der hohen Bedeutung der Zeitereignisse, und ihre Geistes- und Charakter-Richtung ist auf den Sohn von wichtigem Einfluß gewesen. Der große Minister Freiherr v. Stein kennzeichnete den Kabinetsrath Mencken mit folgenden Worten: „Er sei ein liberal denkender, gebildeter, feinfühlender, wohlwollender Mann von den edelsten Gesinnungen und Absichten." Für „liberal" kann man in jener Zeit unbedingt „deutschgesinnt" setzen, und damit ist die Richtung auf das große Ganze gemeint, die seit Jahrhunderten schon in Brandenburg-Preußen gepflegt worden war. Auch an Frau Wilhelmine Louise konnte die Richtung ihres Vaters nicht spurlos vorübergegangen sein, denn sie war klug, und ihre Gesinnung hatte wieder Einfluß auf den Sohn. Der Tag von Jena vor allem weckte in der Bismarck'schen Familie nur Schmerz und Zorn, in Frau Wilhelmine Louise, wie wir sehen werden, noch besonders. Die Wirkung der Erinnerung ging dann auch auf den Sohn über. Wir können es aus seinen eigenen Worten heraushören, die er im sieben und siebzigsten Jahre auf dem Marktplatze in Jena aussprach***). Er sagte dort im Jahre 1892:

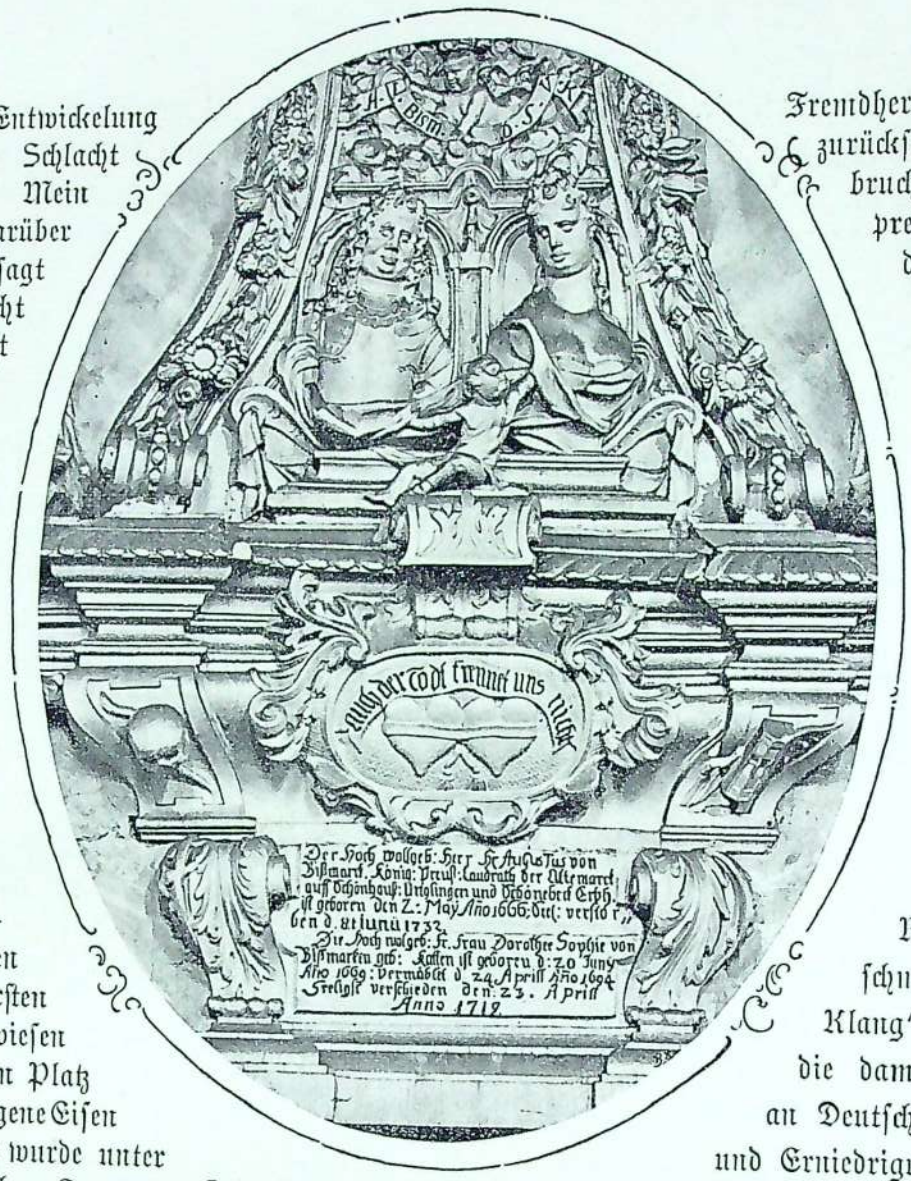
„Der Name Jena hat für mich als Sohn einer preußischen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der gött-

*) Der Name wird noch lange bald mit k, bald mit ck geschrieben.

**) Siehe Horst Kohl: Bismarck-Regesten, I. 1891, Leipzig.

***) Siehe Seite 189.

lichen Vorsehung für die Entwickelung unseres Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen. Die fridericianische preußische Monarchie war eine großartige, in sich einige Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena siegreich gewesen wäre, daß wir in einen gedeihlichen Weg nationaler deutscher Entwicklung geleitet sein würden. Ich weiß es nicht. Aber die Zertrümmerung des morsch gewordenen Baues — morsch, wie die Kapitulationen unserer ältesten und achtbarsten Generäle aus jener Zeit bewiesen haben — schuf einen freien Platz zum Neubau, und das zerschlagene Eisen der altpreußischen Monarchie wurde unter dem schweren und schmerzlichen Hammer zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleuderte. Ohne Zusammenbruch der Vergangenheit wäre im preußischen Lande das Erwachen des nationalen Gefühls, welches aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, kaum möglich gewesen."



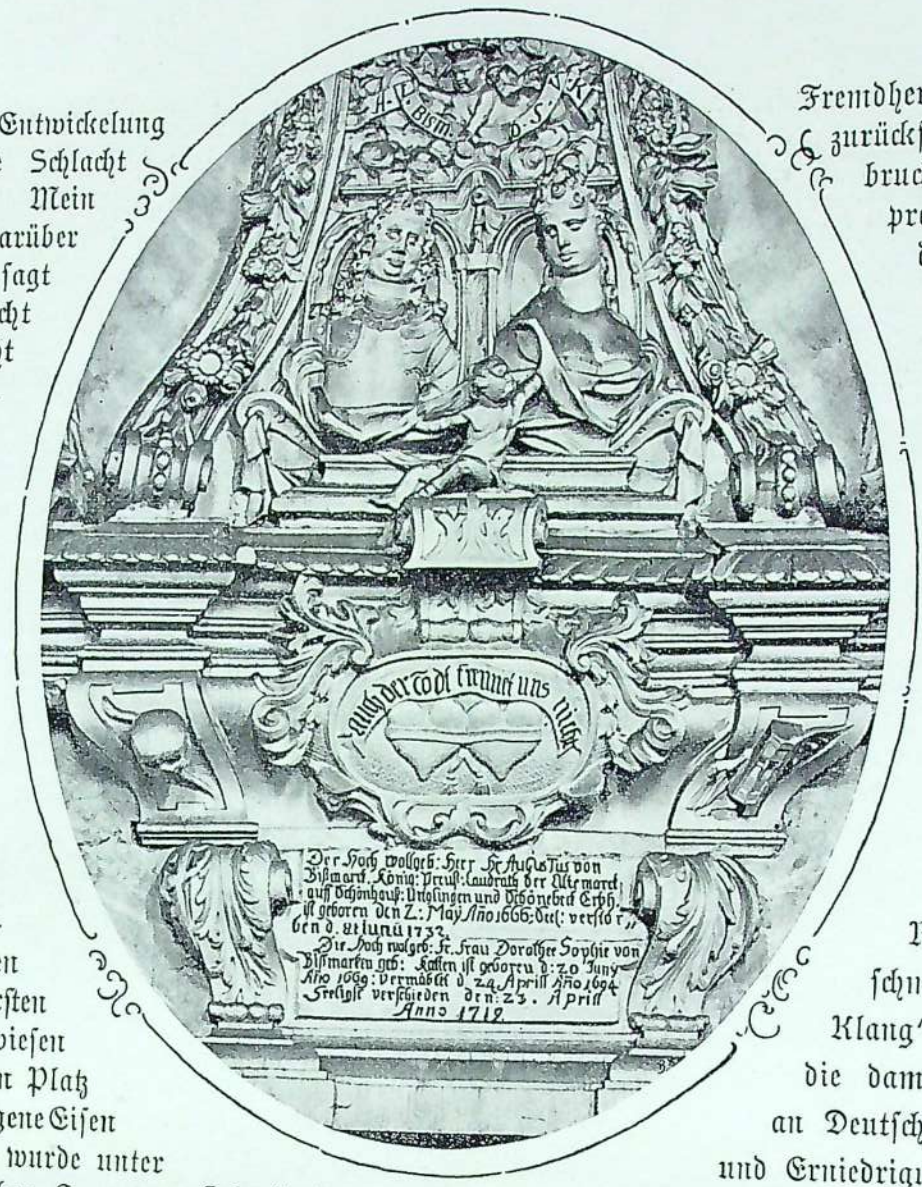
Grabmal des August v. Bismarck und seiner Gemahlin, geb. v. Katten.
Holzrelief in der Kirche zu Schönhausen.

Die Worte bekräftigen, was wir über die Umwandlung des preußischen Volkes und Heeres gesagt haben und beweisen, daß dem politischen Denken des Knaben, wenn auch damals ihm noch unbewußt, eine bestimmte Richtung gegeben war. „Der schmerzliche und niederdrückende Klang" des Namens Jena und die damit verbundene Erinnerung an Deutschlands größte Zerfahrenheit und Erniedrigung waren es, die in dem gegen Unrecht und Schmach gar bald sehr empfindlichen Knaben tiefe und nachhaltige

Jobst v. Bismarck, † 1589.
Relief in der Kirche zu Schönhausen.

Emerenzia von Lützendorf, Gemahlin des Jobst v. Bismarck.
Relief in der Kirche zu Schönhausen.

lichen Vorsehung für die Entwickelung unseres Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen. Die fridericianische preußische Monarchie war eine großartige, in sich einige Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena siegreich gewesen wäre, daß wir in einen gedeihlichen Weg nationaler deutscher Entwicklung geleitet sein würden. Ich weiß es nicht. Aber die Zertrümmerung des morsch gewordenen Baues — morsch, wie die Kapitulationen unserer ältesten und achtbarsten Generäle aus jener Zeit bewiesen haben — schuf einen freien Platz zum Neubau, und das zerschlagene Eisen der altpreußischen Monarchie wurde unter dem schweren und schmerzlichen Hammer zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleuderte. Ohne Zusammenbruch der Vergangenheit wäre im preußischen Lande das Erwachen des nationalen Gefühls, welches aus der Zeit der tiefsten Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, kaum möglich gewesen."



Grabmal des August v. Bismarck und seiner Gemahlin, geb. v. Katten.
Holzrelief in der Kirche zu Schönhausen.

Die Worte bekräftigen, was wir über die Umwandlung des preußischen Volkes und Heeres gesagt haben und beweisen, daß dem politischen Denken des Knaben, wenn auch damals ihm noch unbewußt, eine bestimmte Richtung gegeben war. „Der schmerzliche und niederdrückende Klang" des Namens Jena und die damit verbundene Erinnerung an Deutschlands größte Zerfahrenheit und Erniedrigung waren es, die in dem gegen Unrecht und Schmach gar bald sehr empfindlichen Knaben tiefe und nachhaltige

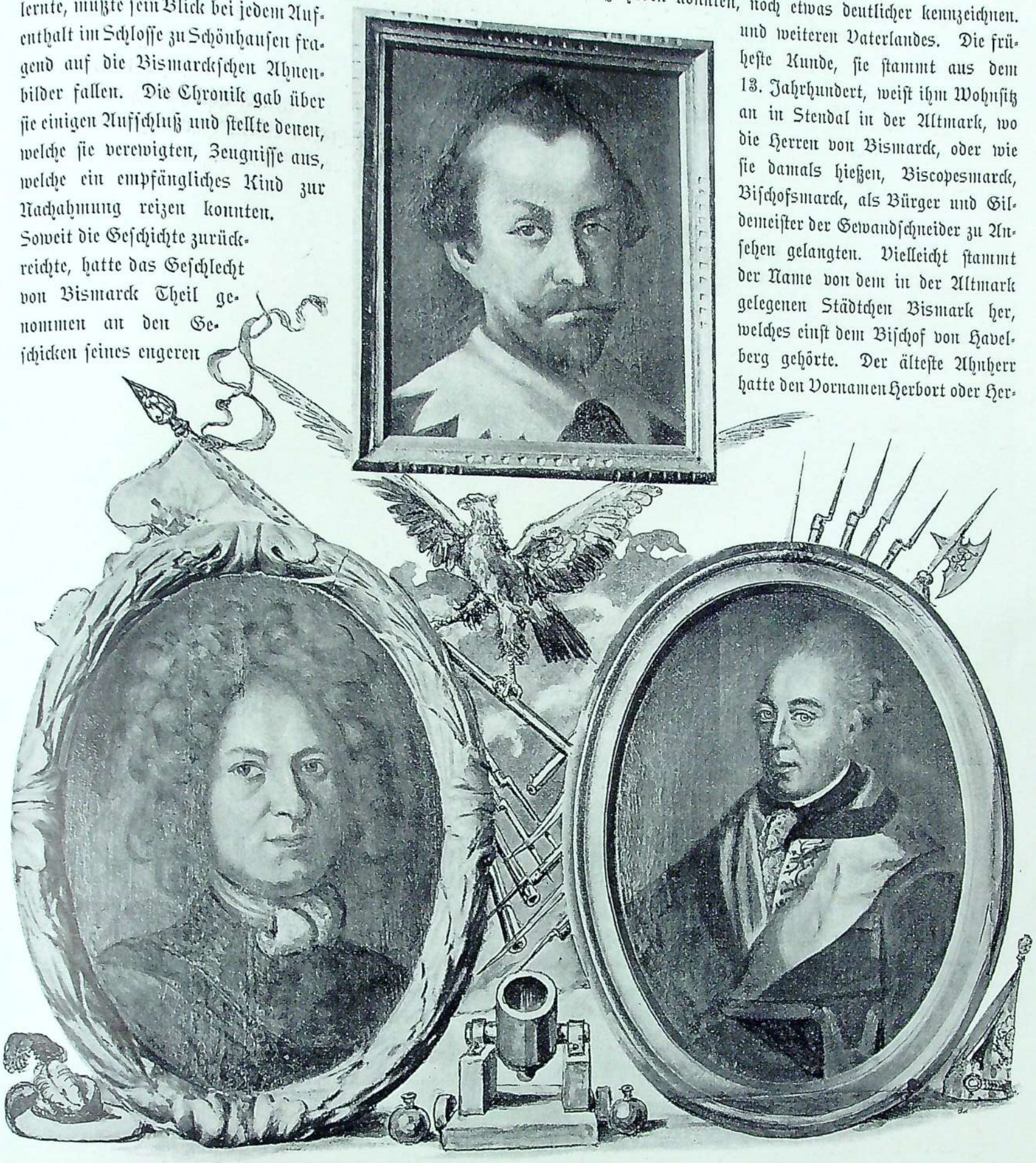
Jobst v. Bismarck, † 1589.
Relief in der Kirche zu Schönhausen.

Emerenzia von Kützendorf, Gemahlin des Jobst v. Bismarck.
Relief in der Kirche zu Schönhausen.

Eindrücke hervorrufen mußten. Aber natürlich ohne Anzeichen, wohin sie einst führen würden. Wir wollen diese und andere Eindrücke, welche auf den Knaben Otto von Bismarck Einfluß haben konnten, noch etwas deutlicher kennzeichnen.

Sobald der Knabe denken lernte, mußte sein Blick bei jedem Aufenthalt im Schlosse zu Schönhausen fragend auf die Bismarckschen Ahnenbilder fallen. Die Chronik gab über sie einigen Aufschluß und stellte denen, welche sie verewigten, Zeugnisse aus, welche ein empfängliches Kind zur Nachahmung reizen konnten.

Soweit die Geschichte zurückreichte, hatte das Geschlecht von Bismarck Theil genommen an den Geschicken seines engeren und weiteren Vaterlandes. Die früheste Kunde, sie stammt aus dem 13. Jahrhundert, weist ihm Wohnsitz an in Stendal in der Altmark, wo die Herren von Bismarck, oder wie sie damals hießen, Biscopesmarck, Bischofsmarck, als Bürger und Gildemeister der Gewandschneider zu Ansehen gelangten. Vielleicht stammt der Name von dem in der Altmark gelegenen Städtchen Bismark her, welches einst dem Bischof von Havelberg gehörte. Der älteste Ahnherr hatte den Vornamen Herbort oder Herbert. Im folgenden Jahrhundert, nämlich 1345, verwandeln sich die Bismarcks in „schloßgesessenen" Adel, denn in dem genannten Jahre empfängt Klaus von Bismarck vom Markgrafen Ludwig dem Aelteren von Brandenburg das Schloß Burgstall, welcher Name ehemals eine kleinere, zu Vertheidigungszwecken eingerichtete Burg bedeutete. Nicht ganz freiwillig vertauschten die Bismarcks ihr Burgstall im Jahre 1592 zu Letzlingen mit einem dem Kurprinzen Johann Georg gehörigen Ort an der Elbe, dies war Dorf und Amt Schönhausen.



Ahnen der Familie v. Bismarck.
(Nach Originalgemälden in Friedrichsruh.)

Die schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges richteten auch in Schönhausen Verwüstung an. Das Besitzthum der Bismarcks mit seinem burgähnlichen Hauptgebäude wurde niedergebrannt. Während dieses Krieges kämpften einige der Bismarcks auf schwedischer, andere auf kaiserlicher Seite — von einer vaterländischen Seite war selbstverständlich damals nicht die Rede. In den darauf folgenden siebziger Jahren fochten die Bismarcks gegen Ludwig XIV. am Rhein. Gegen Ende des Jahrhunderts begann auf den Grundmauern der verwüsteten Behausung der Bau des noch heute stehenden Gebäudes, eines einfachen Vierecks, das die Landleute Schloß zu nennen pflegen. Es wurde im Jahre 1700 vollendet. Schloß und Kirche erheben sich nahe bei einander auf einem Hügel und bieten einen weiten Ausblick über das märkische Land zwischen Havel und Elbe, welches der Kattenwinkel heißt, denn das Geschlecht von Katte, dem auch der unglückliche junge Freund des nachmaligen großen Königs Friedrich entstammte, hatte hier seine Besitzungen. Ueber der Schloßthür

Schönhausen. Das Stammschloß mit den Kanonen.
(Nach einer Aufnahme von Ad. Ludwig, Hof-Photograph in Stendal).

befinden sich in Stein gehauen zwei Wappen, das rechte mit dem doppelten Dreiblatt ist das Bismarcksche, das linke mit der Katze, welche die Maus fängt, das Kattesche. Eine Inschrift nennt den Namen des Erbauers August v. Bismarck mit seiner Gemahlin Dorothea Sophia Katten und das Jahr 1700.

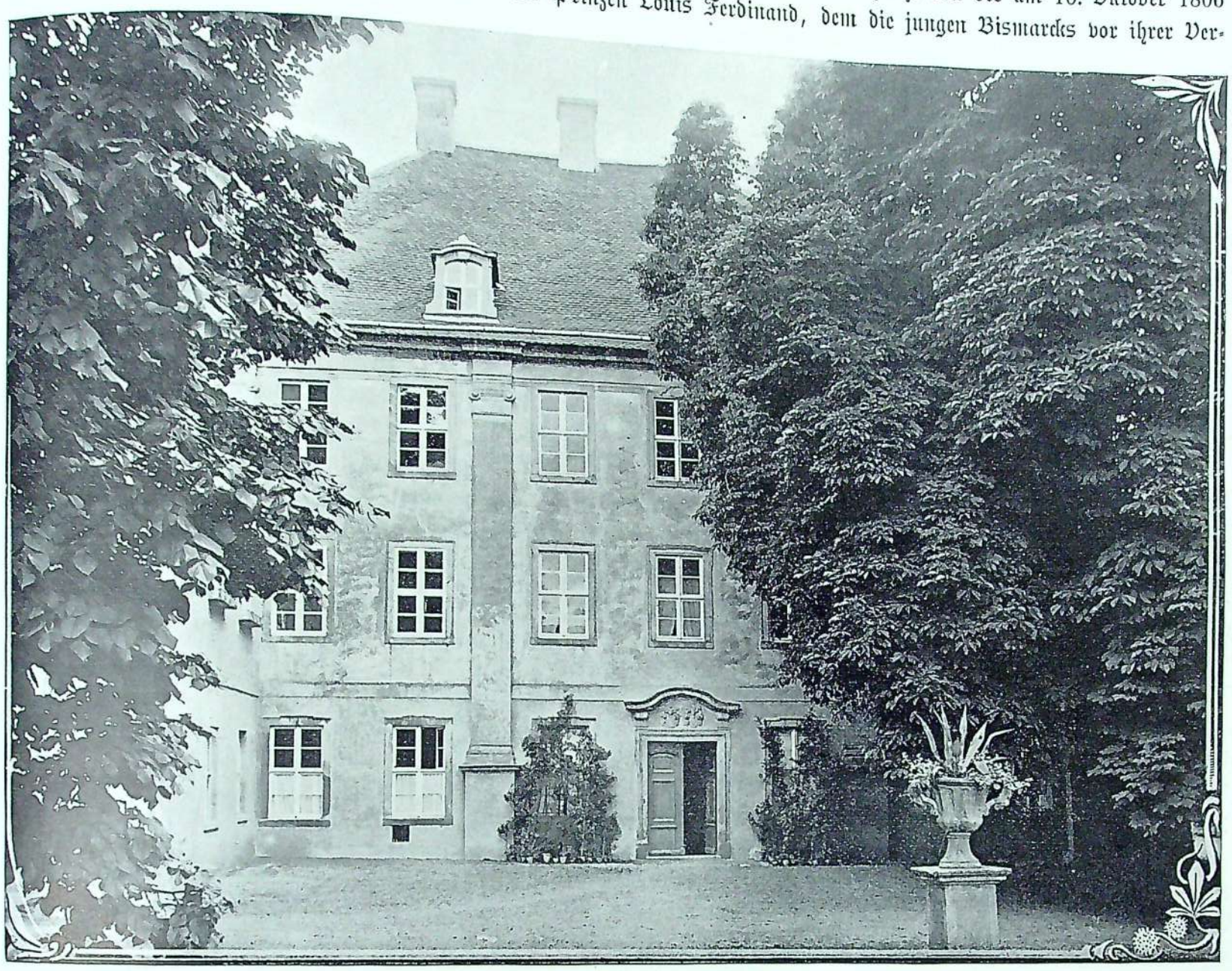
Der Sohn beider, August Friedrich von Bismarck, stand als Major der nachmals so berühmten Anspach-Bayreuth-Dragoner im Städtchen Gollnow in Pommern. Durch Heirath und Erbschaft hatte er bei Naugard die Güter Kniephof, Külz und Jarchelin in Besitz bekommen. Er muß ein ungemein lustiger Herr voll überschäumenden Lebens gewesen sein, denn die Gollnower erzählten sich noch Jahrzehnte nachher heitere Stückchen von ihm. Er fiel auf dem Felde der Ehre, denn als Oberst mit König Friedrich II. in ruhmreichen Krieg gezogen, wurde er in der Schlacht bei Czaslau 1742 verwundet und einige Tage später von österreichischen Husaren auf dem Transportwagen getötet.

Der Großvater unseres Fürsten Bismarck kämpfte bei Roßbach gegen die Franzosen, und Karl Wilhelm Ferdinand, der Vater, welcher am 13. November 1771 geboren und schon mit zwölf Jahren bei den Leib-Karabinieren eingetreten war, stritt in den neunziger Jahren gegen denselben Feind am Rhein, indem er 1792—93 Ordonnanzoffizier des kommandirenden

Herzogs von Braunschweig war. Merkwürdig ist es, um dies gleich hier zu erwähnen, daß auch Fürst Bismarck und seine beiden Söhne denselben Feind Deutschlands zu bekämpfen hatten, gegen den das Geschlecht seit 200 Jahren in den Krieg gezogen war.

Von den Söhnen des bei Czaslau gefallenen Oberst erhielt Karl Alexander Schönhausen. Er war der Großvater Otto's von Bismarck und der Vater Karl Wilhelm Ferdinands. Letzterer hatte als Rittmeister seinen Abschied genommen und lebte mit der ihm am 7. Juli 1806 verbundenen Gemahlin Wilhelmine Louise geb. Mencken in Schönhausen.

Die junge Frau, welche am 24. Februar 1790 geboren war, sollte bereits ein Vierteljahr nach ihrer Verheirathung sehr Böses durch die in Deutschland eingebrochenen Franzosen erfahren. Schon die Nachricht von der am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld erfolgten Niederlage und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, dem die jungen Bismarcks vor ihrer Ver-

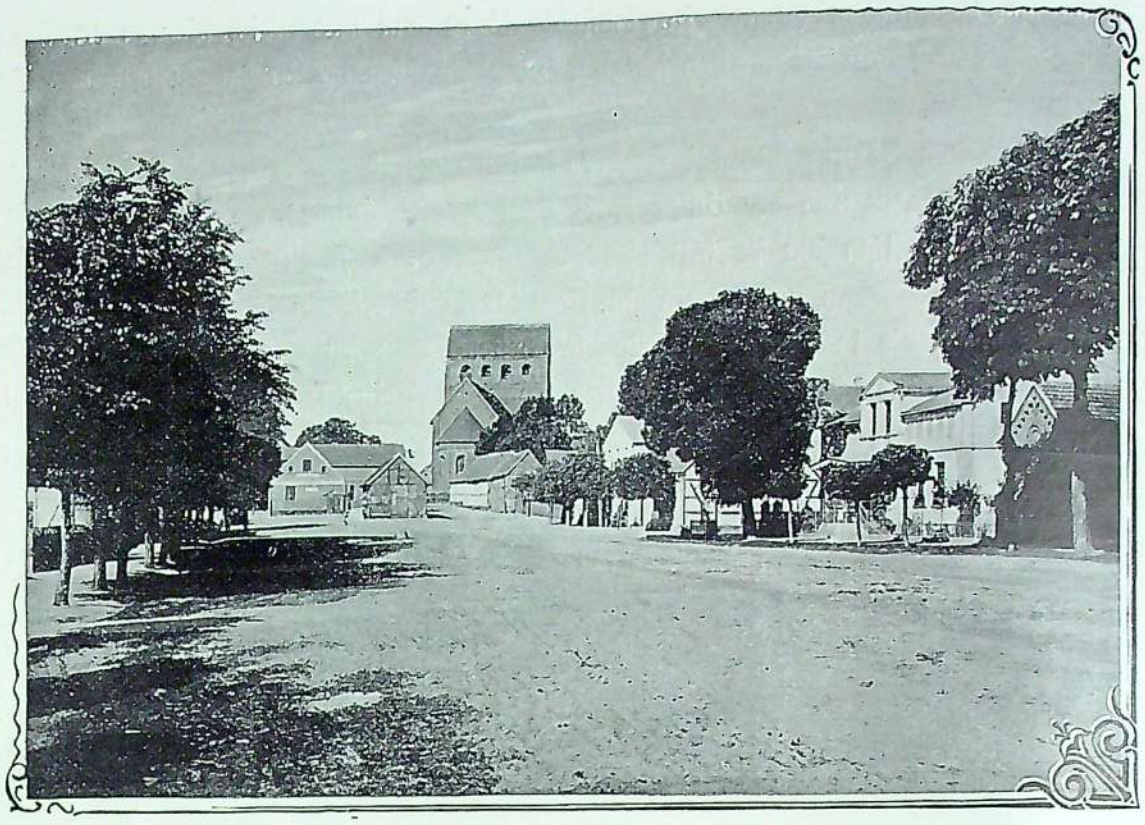


Schönhausen. Das Stammschloß.
(Nach einer Aufnahme von Ad. Ludwig, Hof-Photograph in Stendal.)

heirathung in den Berliner Salons oft begegnet waren, hatte das Paar tief bewegt. Dann war die schöne Königin Louise, welche später der „Engel Preußens" werden sollte, vor der Schlacht bei Jena durch die Altmark geeilt und hatte nahe bei Schönhausen im Schlosse zu Tangermünde übernachtet. Bewegten Herzens und noch ungewiß über den Ausgang der Schlacht hatte sie die Altmärker zum muthigen Ausharren aufgefordert. Diese Aufforderung war aber kaum nöthig gewesen, denn die Altmark hatte einst den Grundstock der Monarchie gebildet, und ihre Bewohner hatten zu allen Zeiten hervorragende Treue gegen das Herrscherhaus bewiesen. Bald darauf erschienen versprengte und fliehende Truppentheile der am 14. Oktober geschlagenen Armee, und ihnen fast auf dem Fuße folgten die Franzosen unter dem Marschall Soult, welcher Schönhausen nahe, ebenfalls im Tangermünder Schlosse, Quartier nahm.

Wo die Franzosen hinkamen, saugten sie das Land aus, um jeden neuen Aufschwung zu verhindern und es desto sicherer zu beherrschen. Natürlich übten sie auch in Schönhausen ihre Willkür aus. Sie plünderten, was ihnen als des Mitnehmens gut erschien und zerstörten das Andere, die Einwohner aber mißhandelten sie, soweit diese zurückgeblieben waren. Die Meisten nämlich waren voll Angst und gerechter Befürchtung in einen Busch entflohen. Auch Herr von Bismarck

und seine Gemahlin flohen in einem Wagen, der mit vier vortrefflichen Pferden bespannt war, aber sie wurden von französischen Kavalleristen eingeholt, welche Miene machten, ihre Wuth an ihnen auszulassen. Mit großer Mühe gelang es Herrn von Bismarck, Brutalitäten abzuwenden und seine Pferde zu retten. Er mußte aber mit der Horde nach Schönhausen umkehren. Hier verbreiteten sich die Franzosen sofort plündernd über alle Zimmer, als sie aber nicht genug fanden, richteten sie ihr Verlangen auf die schöne Schloßherrin. Voll Entsetzen stürzte diese in die Bibliothek, verriegelte die Thür und floh unbemerkt mit ihrem Gemahl ebenfalls in das nahe Wäldchen. Noch heute aber zeigen Bajonettstiche an der Bibliotheksthür von der brutalen Art der Feinde. Eine schlimme, kalte Nacht verlebten Herr von Bismarck und seine Gemahlin hier im Freien, stets von der Angst gefoltert, daß indessen ihr Besitzthum von Grund aus zerstört werde. Mit großer Bangigkeit begaben sich alle, die hier die Nacht verbracht hatten, am anderen Morgen in das Dorf zurück. Der Anblick der Zerstörung erpreßte ihnen bittere Thränen. Im Schlosse war selbst der Bismarck'sche Stammbaum durchstochen worden.

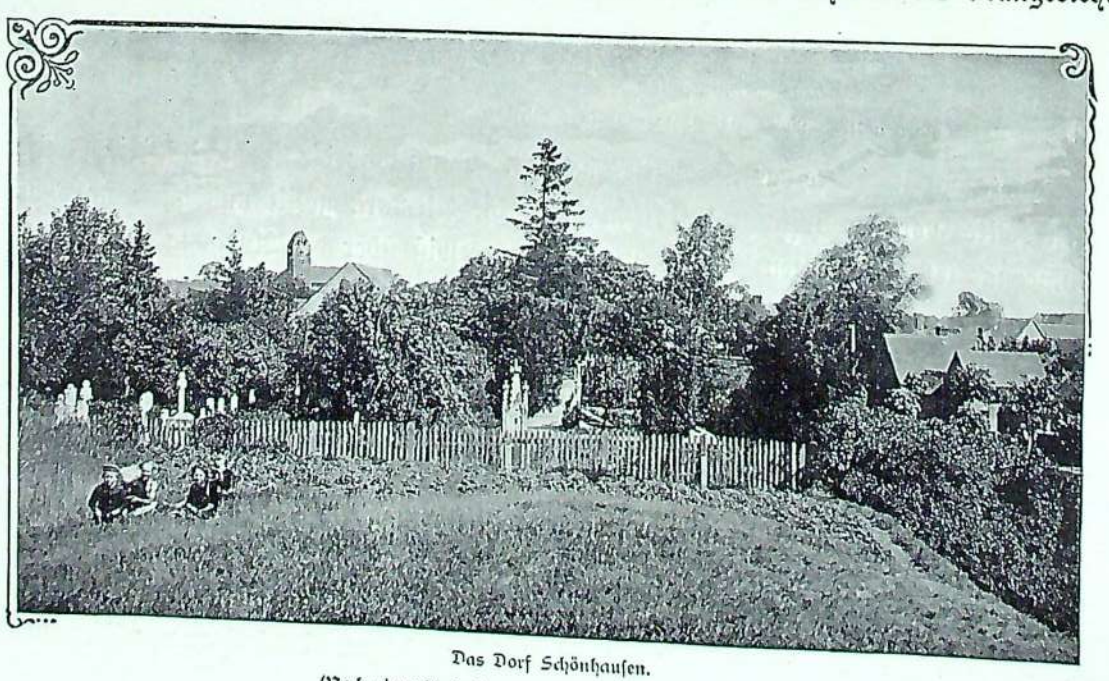


Das Dorf Schönhausen. Die Hauptstraße.
(Nach einer Aufnahme von H. Ventzke in Rathenow.)

Aus diesen Tagen hat sich eine Tagebuchaufzeichnung des Pastors Petri*) von Schönhausen erhalten. Sie lautet: „Seit dem dreißigjährigen Kriege hatte kein feindlicher Fuß den ruhigen Winkel zwischen Elbe und Havel betreten. Gott erhalte uns unsere Wohnungen, unsere Scheunen und unser Vieh, sonst wird das Elend grenzenlos. O goldener Friede, glückliche Ruhe, die wir so lange genossen, wann kehrt ihr wieder?" — „Dann, wenn Preußens edle Krieger mit Gott für König und Vaterland in Paris einziehen werden!" hatte Jemand dahinter geschrieben.

Die Prophezeiung ging glänzend in Erfüllung, und auch durch Schönhausen zogen die Racheschaaren, welche Napoleon niederwarfen und Paris eroberten, unter ihnen zwei Söhne Thaers, des großen Reformators der Landwirthschaft, und Ludwig Jahn, der nachmalige Turnvater, bekannte Patrioten, die von den Bismarcks freudig begrüßt wurden. Sie gehörten zu Lützow's Corps der Rache.

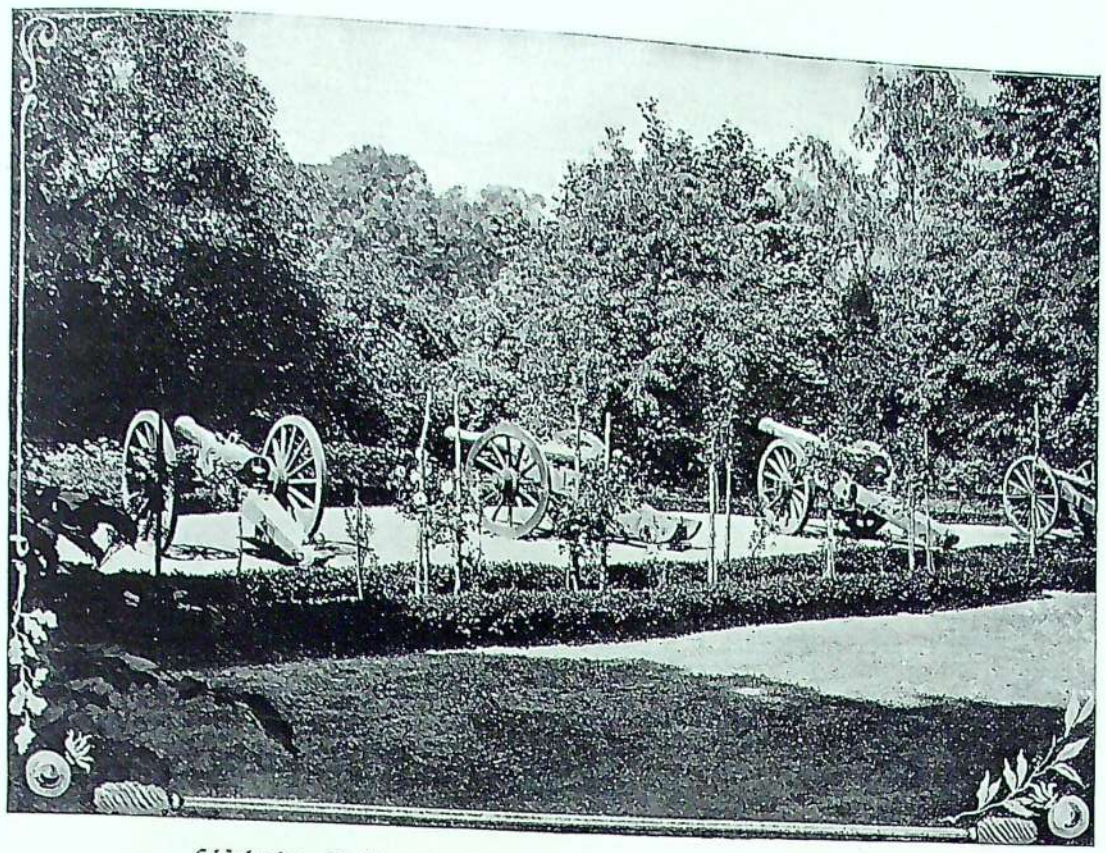
Doch knüpfen wir zunächst wieder an die Rückkehr ins Schloß nach jener bösen Nacht an. In Vorsorge hatte Herr von Bismarck einiges Kostbare vor dem heranfluthenden Franzosenheere in Sicherheit gebracht, besonders hatte er einen Schatz von Goldstücken verborgen, und zwar unter der Schwelle des Orangeriehauses im Garten. Er eilte jetzt dahin. Voll Schrecken sah er schon von ferne, daß die Erde aufgewühlt war, auch blinkten ihm einige zerstreute Goldstücke entgegen. Aber, o Freude, als er näher untersuchte, fand er sein ganzes Geld wieder, es war nicht geraubt worden. Vielleicht war ein Hund hierher gerathen und hatte den Boden aufgekratzt. So ereignete sich in all dem Unglück doch noch Trostreiches und gab wieder Muth.



Das Dorf Schönhausen.
(Nach einer Aufnahme von H. Ventzke in Rathenow.)

Aber Herr von Bismarck wollte solche Greuelscenen, wie die soeben

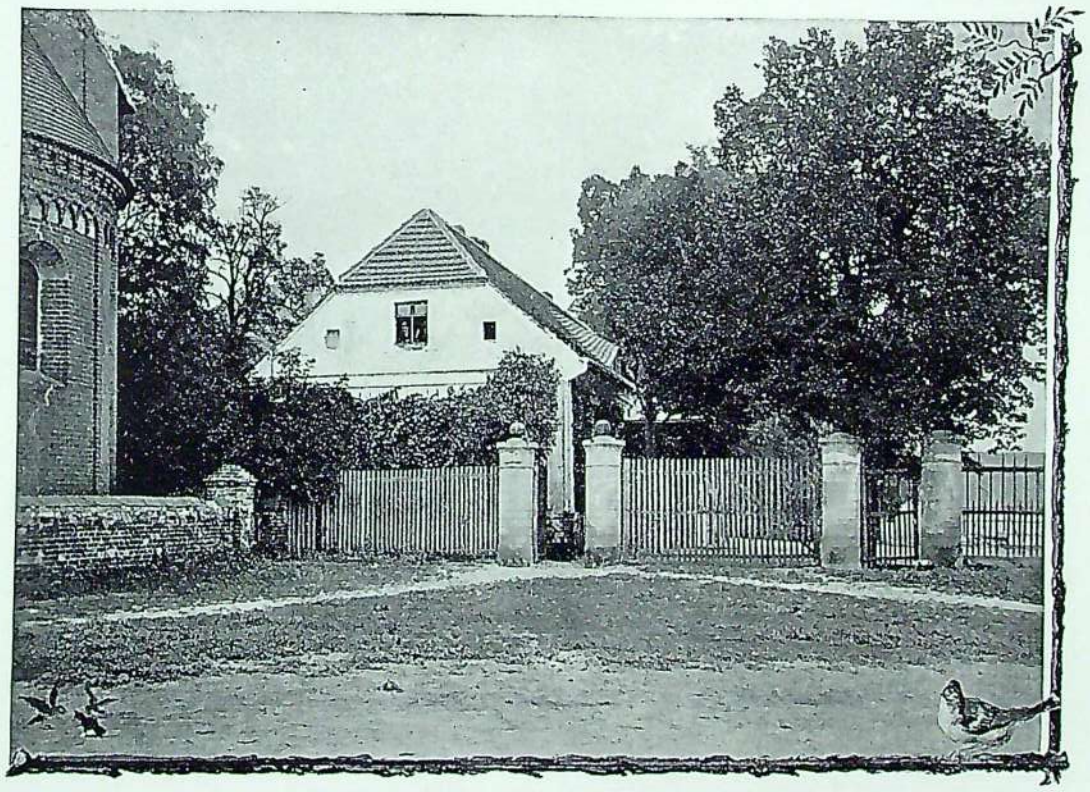
*) Siehe Hermann Jahnke, Fürst Bismarck, Sein Leben und Wirken. Berlin.



Schönhausen. Die Kanonen auf der Terrasse. Geschenk des Kaisers Wilhelm I.
(Nach einer Aufnahme von H. Ventzke in Rathenow.)

der viereckige, auf den alten, festen Grundmauern errichtete Bau auch einen schwerfälligen Eindruck, es lebte sich hier doch gemüthlich. Bei aller Einfachheit der reichlich vorhandenen Räume, fehlte ihnen das Behagen und der vornehme Anstrich nicht. Auf dem Erdgeschoß ruheten zwei Stockwerke, und zu ihnen führte eine breite, schwere Eichenholztreppe hinan. Im ersten Stock befanden sich die Wohnräume, ein Eßsaal, Gesellschaftszimmer und die Bibliothek. Diese sämmtlichen Räume waren nicht sehr hoch, doch allenthalben mit Stuck verziert. Sah man von hier in den Hof hinab, so bemerkte man einen zur Wohnung gehörigen Seitenflügel, auf dem freien Platze eine Sandsteinvase und neben dieser hohe Linden, welche den Schloßhof vom Gutshofe trennten. Schritt man wieder in das Erdgeschoß hinab, zu dem keine Vortreppe oder Rampe gehörte, so gelangte man in einen freundlichen Gartensaal, der einen schönen Ausblick auf Blumengarten und Park gewährte. Von ihm führte eine Terrasse zu den sorgfältig gepflegten Beeten, Rasenstücken und zu dem von Kieswegen durchzogenen Park hinab. Auf der einen Seite lag das Orangeriehaus, das wegen seiner vorzüglich gewachsenen Orangenbäume einen Ruf hatte. Freilich waren diese ein kostspieliger Besitz und kamen in dem stillen Schönhausen nicht recht zur Geltung. Herr von Bismarck hätte sich ihrer gern entledigt, und in der That machte er sie später einem ihm verwandten General von Bismarck bei Potsdam zum Geschenk. Tiefer im Park befand sich eine künstliche Insel mit einem Pavillon. Schattige Plätze luden zur Ruhe ein. Es bot also das Landgut, ganz abgesehen von den Schätzen der Bibliothek, manche Abwechselung, und so war es Frau von Bismarck lieb und werth geworden.

Bald knüpfte sich für sie noch eine theuere, obwohl schmerzliche Erinnerung. Ihr im nächsten Jahre geborenes Söhnchen starb 1809 schon wieder und wurde im Park begraben. Ein von dichtem Gebüsch umgebenes gußeisernes Kreuz, oft mit frischen Kränzen behängt, bezeichnete die Stätte, wo es schlummerte. Auch ein im Jahre 1808 geborenes Mädchen starb bald. Das dritte Kind jedoch blieb leben, es war der am 24. Juli 1810 geborene Knabe Bern-



Schönhausen. Der Schloß-Eingang.
(Nach einer Aufnahme von H. Ventzke in Rathenow.)

erlebten, womöglich von seinem Haus und dem Dorfe für die Zukunft abwenden, daher begab er sich alsbald zu dem französischen Befehlshaber in Tangermünde und bat um eine Schutzwache. Er erhielt sie, glaubte aber seine junge Gemahlin besser an einem anderen Orte geborgen, und so brachte er sie nach Rathenow, wo er ehemals in Garnison gestanden hatte.

Als die Gefahr vorüber war, kehrte Frau von Bismarck wieder nach ihrem Gute zurück. Lag das Schloß auch verhältnißmäßig fern von der großen Welt, in welcher sie, dank der hervorragenden Stellung ihres Vaters eingeführt in die vornehmen und geistreichen Zirkel Berlins, früher gelebt hatte, und machte

hard, der spätere königliche Kammerherr, Geheime Regierungsrath und Landrath zu Naugard, welcher die Güter Külz und Jarchelin geerbt hatte. Erst nachdem die tiefe Erniedrigung Preußens, welche der angebeteten Königin Luise das Leben kostete, und die glorreichen Befreiungskriege vorüber waren, Zeiten, welche unauslöschliche und in den Nachkommen sich forterbende Eindrücke zurückließen, wurde der Familie wieder ein Kind geschenkt, nämlich der, wie schon bemerkt, am 1. April 1815 geborene Otto Eduard Leopold, der Held unseres Buches.

Die Vermögensverhältnisse der Bismarckschen Familie in Schönhausen waren früher günstigere gewesen als zu der Zeit der Geburt des kleinen Otto, denn in schweren Tagen hatte sie das zweite, größere Schloß, das gleichfalls im Dorfe lag, verkaufen müssen. Das war aber nur die allgemeine Signatur des Landes. Eine große Anzahl Grundbesitzer war durch den Krieg von 1806—7 so heruntergekommen, daß sie, ohne sich gänzlich zu ruiniren, nicht im Stande waren, ihre Kapitalsschulden abzuzahlen. Deshalb bewilligte der König von Memel aus am 24. November 1807 allen Grundbesitzern einen allgemeinen Erlaß ihrer Zahlungspflichten bis zum 24. Juni 1810. Auch bestimmte er, daß bei Cautionen alle öffentlichen Papiere zum Nominalwerth angenommen werden sollten und daß die gesetzlichen Vorschriften in Betreff der gerichtlichen Exekutive eingeschränkt würden. Auch war den Tresorscheinen für die Annahme in Zahlungen ein gezwungener Kurs gegeben, aber leider blieb dieser Befehl auf den größten Theil des Landes, so lange ihn die Franzosen besetzt hielten, ohne Einfluß, und dies wirkte nach-

Ahnen der Familie v. Bismarck.
(Nach in Varzin befindlichen Stichen.)

theilig auf die Grundbesitzer, Herrn Ferdinand von Bismarck eingeschlossen. Der Geldmangel hemmte außerdem alle Geschäfte und brachte den Werth der Grundstücke und Landesprodukte unerhört herunter. Hierzu kam das Gesetz, welches die Aufhebung der Leibeigenschaft betraf. Es wurde allerdings gemildert dadurch, daß die Frohndienste der Ablösung unterworfen waren, aber mancher Grundbesitzer litt doch sehr darunter. An verschiedenen Orten verstanden auch die Bauern das Gesetz ganz falsch, sie glaubten mit dem Martinitage 1810 aller Verpflichtungen gegen die Gutsherren überhoben zu sein. Von Uebelgesinnten noch mehr darin bestärkt, kündigten sie im Anfange des Jahres 1811 ihren Gutsherren und Pächtern ihre Dienste. Einige der Herren ließen sich zur Gewalt verleiten, sie schossen auf die aufrührerischen Bauern, und nun stürmten diese die Schlösser, plünderten und mißhandelten ihre Bewohner. Man hatte den Bauern eingeredet, daß der König ihr Verhalten billige. Sie waren daher nicht wenig erstaunt, als sie Militär anrücken sahen und vernahmen, daß der König über sie zürne. Es mußte für jede Provinz eine besondere Generalkommission zur Feststellung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse angeordnet werden.

Der Adel sah ferner durch das neue allgemeine Steuersystem seine Privilegien angetastet und glaubte seinen Stand in den Grundfesten erschüttert. Als man ihm entgegnete, daß der einmal eingeschlagene Weg standhaft bis zum vorgesteckten Ziele verfolgt werden sollte, richtete ein Theil der Stände in höchst unehrerbietigen Ausdrücken eine Adresse an den König. Dies erbitterte den Letzteren,

Ahnen der Familie v. Bismarck.
(Nach in Varzin befindlichen Stichen.)

daß er befahl, der Gerechtigkeit den Lauf zu lassen. Infolge dessen wurden ein paar Güterbesitzer nach der Festung abgeführt, zwei Landräthe von ihrem Amte suspendirt und ein Hofmann, der Güterbesitzer war, ohne Pension seines Amtes entlassen.

Wie nothwendig es auch war, daß das von den Vorfahren einst angemaßte, himmelschreiende Unrecht, die Bauern als Leibeigene zu betrachten, sowie andere Privilegien beseitigt wurden, so fühlten doch die Nachfolger in diesen eingebürgerten Vorrechten jede Umänderung selbst bei strengster Gerechtigkeit als eine Schädigung ihrer Interessen. Viele erlitten ja auch Vermögensnachtheile, die bei der schrecklichen langen Nothlage durch den Krieg doppelt ins Gewicht fielen. Nun, die Familie Bismarck war trotzdem in keiner schlechten Lage. Ein Jahr nach der Geburt Otto's machte sie sogar plötzlich eine große Erbschaft. Der Vetter, welcher Külz, Kniephof und Jarchelin besaß, starb und hinterließ dem Rittmeister Ferdinand v. Bismarck seine Besitzungen. Infolge dessen siedelte die Familie nach Kniephof über, das östlich von der Kreisstadt Naugard in Pommern lag. Das Herrenhaus war hier freilich nach Art vieler anderer in Pommern und der Mark nur ein bescheidener Fachwerkbau, noch vom Major August Friedrich von Bismarck errichtet, aber die Gegenwart des Besitzers war nöthig, und außerdem hoffte Herr Ferdinand reiche Befriedigung seiner Jagdleidenschaft zu finden. Letzteres war jedoch nicht in hohem Grade der Fall, denn der alte Eichen- und Kiefernwald in Külz, welcher damals noch stand, hatte in den schweren Kriegsjahren viel gelitten, sahen die Franzosen doch das ganze Land als ihr Eigenthum an.

Außerdem gab es hier Wiesen, die sich an dem nahen, durch Jarchelin fließenden, mit Erlen bewachsenen Bache Zampel hinzogen. Ein durch seine Schönheit weit bekannter Garten und ein paar Karpfenteiche bei Kniephof vervollständigten die landschaftlichen Reize der neuen Heimath, in der Otto v. Bismarck bis zu seinem sechsten Jahre unausgesetzt lebte.

Ahnfrau der Familie v. Bismarck.
(Nach einem in Varzin befindlichen Stich.)

Die Seele des Hauses und der Erziehung des Knaben, der sich bald durch sein aufrichtiges, immer freundliches Wesen bei jedermann beliebt machte, war Frau Wilhelmine Louise von Bismarck. Sie besaß Schönheit, feinen Verstand und Streben nach Höherem. Manche hielten sie für etwas kalt, jedoch ihrer Familie und besonders ihrem jüngsten Sohne widmete sie ihr ganzes Herz. Zu allen Zeiten hat auch dieser Sohn später von ihr mit rührender Liebe gesprochen und beklagt, daß es ihrer heißen Sehnsucht nicht vergönnt war, seine Erfolge zu erleben. Während der Vater, ein schöner, stattlicher, herzlicher, auch sehr humorvoller Mann, nach damaliger Sitte ohne gediegene Kenntnisse aufgewachsen war, denn der Junker, welcher mit zwölf Jahren Soldat wurde, pflegte damit seinen Bildungsgang abgeschlossen zu haben, auch erhielt er durch das noch sehr rauhe Militärleben gemeinhin keine geistige Förderung, so war im Gegentheil die Mutter der feinsten Geistesbildung theilhaftig. In Gesellschaft ragte sie dadurch hervor, und mit Recht legte sie Nachdruck darauf, daß diese Bildung ihrer Familie seit lange eigen gewesen war. „Ich habe Leipziger Professorenblut in den Adern", hat auch später ihr großer Sohn hervorgehoben, denn sein Urgroßvater Mencken war Professor in Leipzig. Der Großvater Mencken aber war seit Friedrich dem Großen in Berlin fast ununterbrochen im Civilkabinet thätig gewesen und 1801 als Kabinetsrath gestorben. Friedrich Wilhelm III., mit dem er seiner Stellung nach in persönliche Berührung kam, schätzte den umsichtigen Mann sehr und verargte ihm das leise Durchdrungensein von französischen Neuerungsideen nicht, war er doch selbst diesen nicht abhold und der Ueberzeugung, daß die Zeit Aenderungen im Staat bedingte.

Frau Wilhelmine Louise hatte die Neuerungslust ihres Vaters geerbt und herrschte durch sie und ihre Energie in der Gesellschaft und im Hause. In letzterer Hinsicht freilich war ihr Streben nicht immer von Erfolg begleitet, und die auf ihre Veranlassung gemachten kostenschweren Einrichtungen förderten die Vermögenslage der Familie nicht.

Glücklicher traf ihr Scharfblick das Rechte in der Beurtheilung ihrer beiden Söhne. Von Bernhard, dem älteren, sagte sie, daß er sich am besten für das Landrathsamt eignen werde, was ja auch eingetroffen ist, und Otto, den jüngeren, bestimmte sie für die diplomatische Laufbahn. Obgleich dieser wegen seiner Wahrheitsliebe eine Abneigung dagegen hatte und weit lieber Militär geworden wäre, so erfüllte sich doch an ihm das Urtheil der Mutter auf das Glänzendste, auch war ihm bei seiner Energie die Wahrheitsliebe nicht hinderlich, vielmehr rief sie eine Umwälzung der alten, nach französischer Manier ränkevollen Diplomatie hervor, und mit Stolz konnte der Fürst in seinem hohen Alter sagen: „Ich habe auch als Diplomat nie gelogen."

Wir gehen jetzt zu bestimmten Lebensäußerungen des Knaben Otto v. Bismarck über. Sie sind uns von glaubwürdigen Personen überliefert, welche damals der Familie angehörten oder nahe standen, und sollen keinen anderen Zweck haben als höchstens den schon erwähnten, nämlich zu zeigen, daß sich der Knabe durch nichts hervorragend vor begabten Altersgenossen auszeichnete. Anfangs machte ihm die Aussprache mancher Buchstaben Schwierigkeiten. Es klang daher nach Kinderart drollig, wenn er vortrug:

„Honna, ihr Bienen,
bummt der Bär,
Gneich gebt mir
ennen Honig her."

Die Großmutter des Fürsten mütterlicherseits (Mencken).
(Nach dem Original in Friedrichsruh.)

Auf äußere Sittsamkeit hielt Mama viel, weshalb der gutmüthige Papa die Strenge öfter abzuschwächen suchte. Otto sollte zum Beispiel, wenn er auf einem Stuhle saß, nicht unruhig die Füße bewegen. Einst aber, als er mit vorgebundener Serviette an einem Nebentisch auf das Essen wartete, stemmte er die Kniee gegen den Tisch, den Rücken gegen die Tafel gekehrt, wo die Eltern saßen, und zappelte lustig mit den Gehwerkzeugen. Dem Vater erschien dies spaßhaft, und er sagte zu seiner Gemahlin: „Minichen, sieh doch mal den Jungen, wie er dasitzt und mit den Beenekens baumelt!" Für die Wahrheitsliebe des Knaben sprach Folgendes. Als er eines Abends zu Bett gehen wollte, fragte ihn die Mutter, ob er seine Suppe schon gegessen habe. Im Augenblick konnte er sich nicht genau darauf besinnen, lief spornstreichs hinaus und erkundigte sich bei dem getreuen Familiengeist Lotte Schmeling. Dann kam er wieder zur Mutter und sagte fröhlich: „Ja!" Ein anderes Mal fragte ihn die besorgte Mutter: „Otto, was hast du gegessen? Du riechst nach Medizin." Er dachte eine Weile nach, dann antwortete er ruhig: „In des Vaters Stube stand am Fenster eine Flasche, die nahm ich an den Mund. Ich habe aber nicht davon getrunken, weil sie zu sehr stankte."

Bereits in diesem jugendlichen Alter ließ er sich keine Verkennung gefallen. Einst gaben die Eltern einen Ball, „oder so was der Art," wie er als Mann selbst erzählte, „und als sich die Gesellschaft zum Essen setzte, suchte ich mir auch einen Platz und fand ihn in irgend einer Ecke neben mehreren Herren. Die wunderten sich über den kleinen Gast, sprachen aber dabei französisch, wer das Kind wohl sein mochte. ‚C'est peut-être un fils de la maison ou une fi — Da sagte ich dreist: ‚C'est un fils, monsieur!' was sie nicht wenig in Erstaunen setzte."

Von seinem Vater hatte er sicher viel von militärischem Ton gehört, und diesen brachte er einmal nach seiner Weise zur Anwendung. Ein Freund des Hauses, Major von Schmeling, Kommandeur des Landwehr-Bataillons in Naugard, Held aus den Befreiungskriegen, war eines Tages in Kniephof zu Besuch. An seiner stattlichen Erscheinung konnte sich der kleine Otto nicht satt genug sehen. Höchlich interessirte ihn auch, daß der Gast den linken Arm in der Binde trug, und zwar infolge einer Verwundung im Kriege. Plötzlich trat er kerzengerade vor ihn, stemmte die Hände in die Seiten und fragte in der Redeweise des „Alten Fritz“: „Ist Er von einer Kanonenkugel geschossen?“ Das heitere Erstaunen des Majors und der anderen Anwesenden läßt sich ermessen.

In diese Jahre fallen die ersten treuen Freundschaftsverhältnisse des Knaben. Das erste schloß er mit Lotte Schmeling, der treuen Hüterin und Freundin des Hauses. Sie buk ihm, nach dem Rezept der Familie Blankenburg im nahen Zimmerhausen, gelben Käsekuchen, sein Lieblingsgebäck, und verzog ihn um die Wette mit der Mutter. Zum Glück schlug diese Verziehung nicht fehl, denn der Knabe blieb immer bescheiden, freundlich und artig, die weitgehende

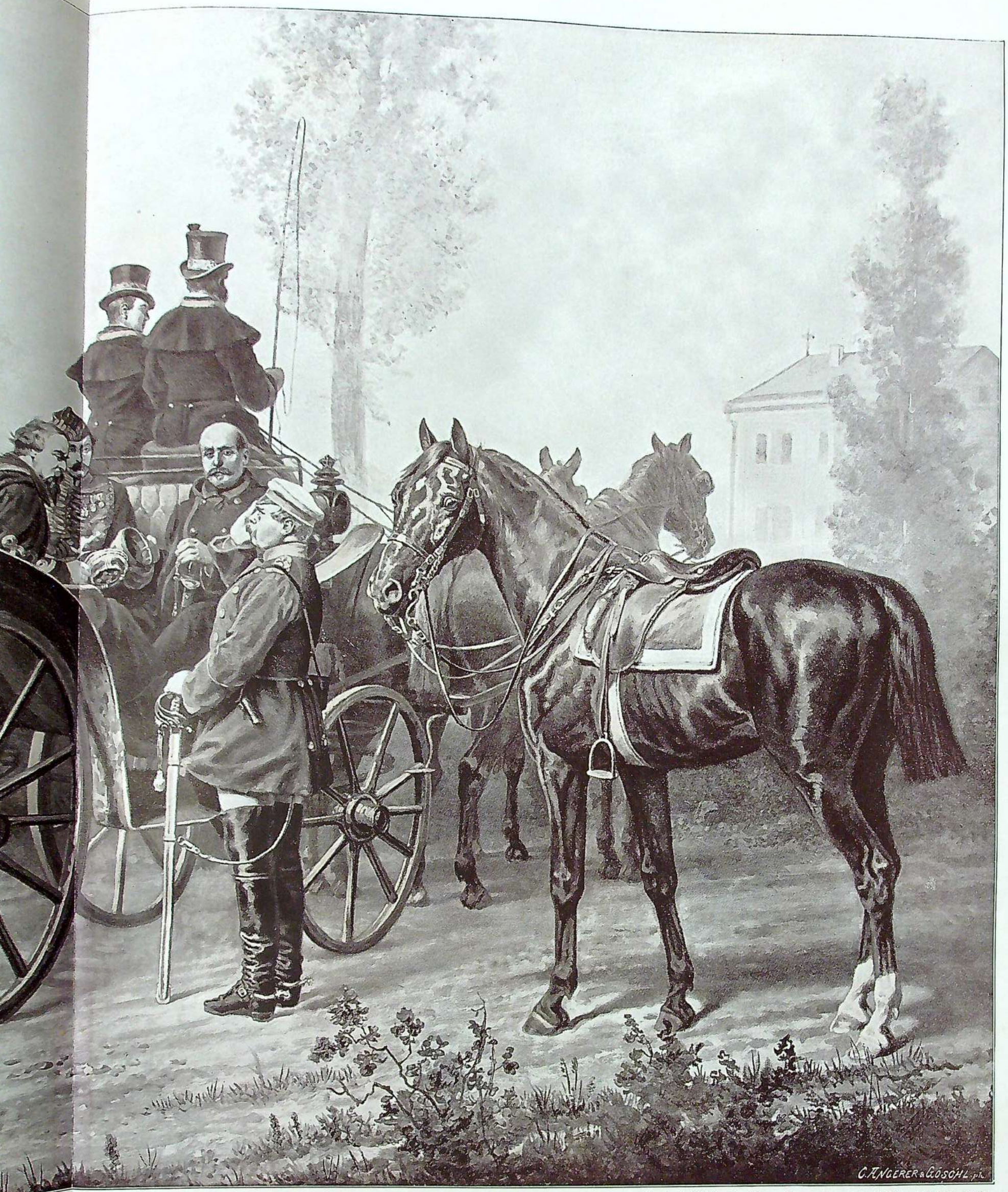
Karl Alexander v. Bismarck und seine Frau Charlotte, geb. v. Schönfeldt. Die Großeltern des Fürsten.
(Originale in Friedrichsruh.)

Güte aber ließ dankbare Erinnerungen in ihm zurück. Die zweite treue Freundschaft verknüpfte ihn mit dem Kuhhirten Brand. „Wenn dieses alte Möbel mir ins Gedächtniß kommt“, sagte er einmal während des Krieges 1870/71, „ist mir immer wie Haidekraut und Wiesenblumen.“ Beide Freundschaften dauerten bis in die Schulzeit hinein und halfen ihm Kniephof lieb und theuer machen. Eine dritte Freundschaft aber dürfen wir nicht vergessen, welche ihm sein ganzes Leben lang treu blieb und eine Quelle reiner Freude wurde, das war die, welche ihn mit „der stummen Kreatur“ verband. Er hatte eine herzliche Liebe zu allen Thieren, und diese vergalten sie ihm durch Anhänglichkeit. Wenn er später in den Ferien nach Hause kam, wieherten ihm schon die Pferde entgegen, welche ihn auf der letzten Poststation zum Elternhause abholen sollten. Mit gleicher Liebe umschloß er die Natur in Garten, Wald und Flur, und die in ihr verbrachten Stunden und Tage breiteten eine Poesie über sein ganzes Leben aus.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Begegnung des Fürsten Bi

Nach dem Gemälde von



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

...en Bismarck mit Napoleon III.

Gemälde von W. Camphausen.

Die Schulzeit.

Unser Mitgefühl erweckt es, daß Otto v. Bismarck schon sehr früh den Kampf mit dem Leben in gewissem Sinne selbstständig aufnehmen mußte. Bereits mit dem sechsten Jahre verließ er das Vaterhaus und bezog die Plamann'sche Erziehungsanstalt in Berlin in der Wilhelmstraße; es war im Jahre 1821. Diese Anstalt, eingerichtet nach Pestalozzi'schen Grundsätzen, genoß eines großen Rufes. Erstlich förderte sie ihre Zöglinge ausgezeichnet in wissenschaftlicher Hinsicht, sodann suchte sie dieselben abzuhärten, und drittens lehrte sie deutsche Gesinnung. Sie hat in jeder Weise vortheilhaft auf Otto v. Bismarck eingewirkt. Die Kenntnisse, die er in den sechs Jahren, welche er sich hier aufhielt, sammelte,

Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck und seine Gemahlin, geb. Mencken. Die Eltern des Fürsten.
(Nach Pastellbildern gezeichnet von R. de Witt.)

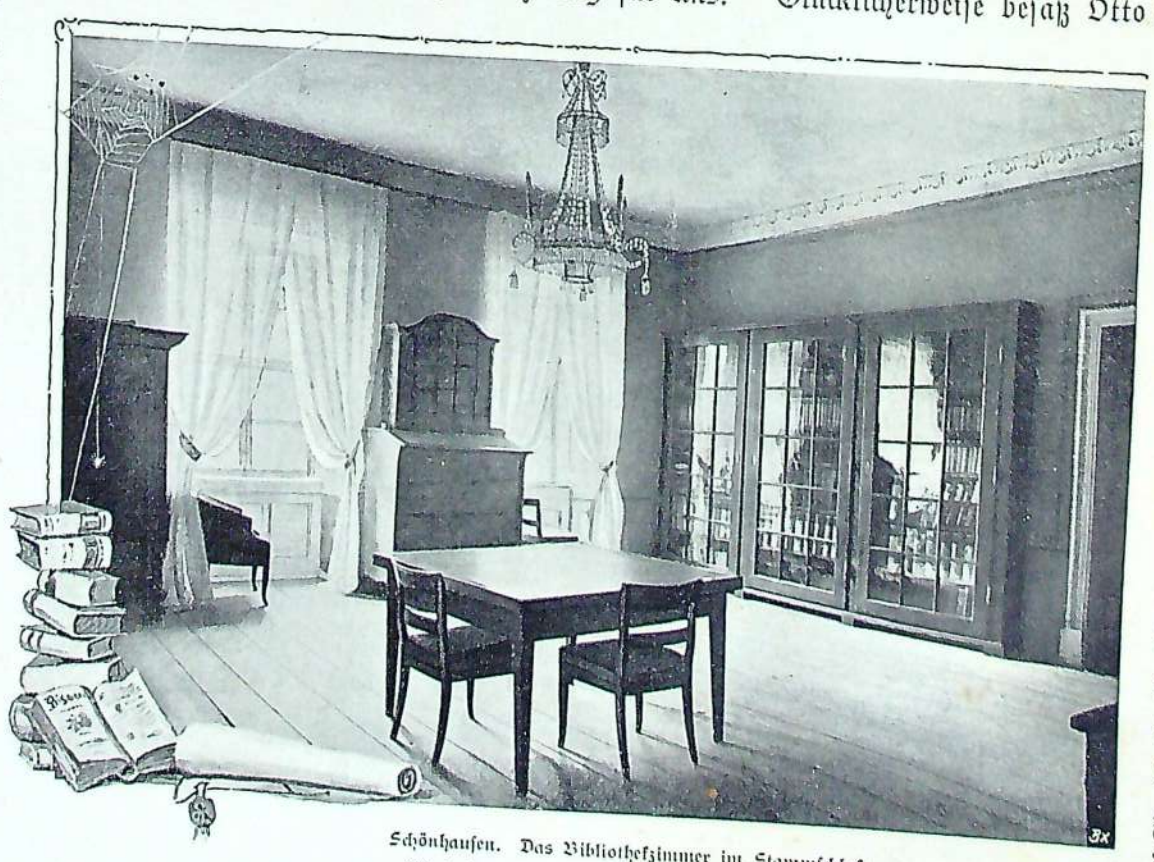
kamen ihm auf der folgenden Schule sehr zu statten, und die Abhärtung, Ausbildung der Energie und Pflege des deutschen Sinnes haben nachweisbar ebenfalls ihre guten Früchte getragen, wenn auch die eigenartige Erziehung dem im Elternhaus verwöhnten Knaben befremdend vorkam und der Uebereifer mancher Lehrer, besonders in der „Teutschthümelei", zu weit ging. Er hat nach dieser Seite hin entschieden unangenehme Erinnerungen für sein ganzes Leben behalten. Einige Lehrer behandelten ihn offenbar nach der Schablone. Mit Härte nöthigten sie ihn, das Hungern und Frieren zu ertragen und nahmen auf seine Eigenart und sein Innenleben keine Rücksicht. Auch der systematisch hier gelehrte Haß gegen die Franzosen, welche ja im Gegensatz zu dem Gefühlsleben des Volkes bei den Vornehmen Deutschlands noch immer unbeschränkte Bewunderung genossen, behagte ihm nicht.

Hierzu kam, daß die Erinnerung an die Reize der Natur in Kniephof, Külz und Jarchelin ein unbezähmbares Heimweh in ihm hervorriefen. Von frühester Kindheit an hatte er mit der freien Natur in Wald und Feld zusammengelebt, dies hörte jetzt mit einem Schlage auf, und die Häuserreihen der Stadt, sowie der Spielplatz der Anstalt mit seiner einsamen Linde vermochten ihn dafür nicht zu entschädigen. Kam er dann einmal auf Spaziergängen vor das Stadtthor, so vermochte ihm, besonders im Frühling, der Anblick eines pflügenden oder säenden Mannes Thränen der Sehnsucht zu entlocken. Er litt also mit dem Eintritt in die Plamann'sche Anstalt nicht bloß leiblich, sondern auch seelisch, und die Nähe des Bruders Bernhard, welcher bereits seit einem Jahr die Anstalt besuchte, konnte ihm längst nicht alles ersetzen.

Schon das Essen erregte seinen Widerwillen. Die Knaben hätten, so hat er im späteren Alter erzählt, Fleisch bekommen, „mit welchem der Zahn nicht fertig werden konnte.“ Mohrrüben habe er roh ganz gerne gegessen, aber wie sie hier gekocht wurden, mit harten, viereckig geschnittenen Kartoffeln darin, hätten sie ihm nie behagt. Nie habe er sich satt essen können, außer, wenn er in eine Familie eingeladen war. Die Anstalt sei ihm wie ein „Zuchthaus“ erschienen.

Der Vater des Fürsten vor seiner Heirath. (Nach dem Orignal im Besitze der Frau v. Bismarck-Külz.)

Hiervon war freilich die Gewöhnung im Elternhaus, sein Charakter und seine Jugend ein wenig mit Ursache, denn wie wir aus den „Kleinen Mittheilungen aus der Jugendzeit des Fürsten Bismarck“ von Ernst Krigar erfahren, war das Leben, wenn auch spartanisch, doch für die größere Zahl der Zöglinge zu ertragen und von gutem Einfluß. Hören wir, wie Ernst Krigar, der 1821 Schüler der Anstalt war und den damals schon hochgeschossenen Otto v. Bismarck im Mantel mit lang herabfallendem Kragen, ernsten Gesichts und wohl etwas voll Mißtrauen, Einzug in das Haus halten sah, die Tagesordnung schildert: „Des Morgens wurden wir durch das Läuten einer kleinen Glocke Punkt 6 Uhr geweckt. Unser Frühstück bestand in Milch und etwas Brot. Um 7 Uhr begannen die Lehrstunden, jedoch fand vorher eine kurze religiöse Erbauung statt. Es wurde ein Choral gesungen, der Direktor Plamann hielt einen kurzen Vortrag, darauf begann der Unterricht. Um 10 Uhr konnten wir uns eine halbe Stunde im Garten beim zweiten Frühstück erholen, welches aus Brot und Salz bestand, im Sommer erhielten wir noch etwas Obst dazu. Mittags zwölf Uhr wurde zu Tisch geläutet. Alles strömte nach dem großen Saal, wo Frau Direktor Plamann und eine Nichte derselben jedem Lehrer und jedem Schüler selbst die Portionen auftrugen. Das Essen war überaus einfach, aber kräftig und gut zubereitet. Wer noch Verlangen nach einer zweiten Portion hatte, mußte mit seinem Teller selbst zu Frau Plamann gehen und darum bitten. Wer seine Portion nicht aufessen konnte oder wollte, mußte nach Tische im Garten auf der Terrasse mit seinem Teller so lange stehen, bis der Rest vollständig verzehrt war. Täglich hatten wir das Schauspiel, daß drei bis vier Schüler dort aufgestellt wurden. Von 2 Uhr Nachmittags dauerten die Lehrstunden wieder bis 4 Uhr. Jetzt war Vesper, es gab wieder Brot und Salz; bis 7 Uhr wurde dann weiter unterrichtet. Von dieser Zeit an wurden die aufgegebenen Arbeiten oder Spiele im Freien vorgenommen. Das Abendessen bestand gewöhnlich in Warmbier oder belegten Butterbroten. Die Unterrichtszeit würde uns oft sehr lang geworden sein, wenn sie nicht wenigstens durch zwei Stunden Turnen gekürzt worden wäre. Diese Stunden waren stets die größte Erholung für uns.“ Glücklicherweise besaß Otto v. Bismarck keinen Hang zur Sentimentalität, sondern da, wo ihm Hindernisse und Schwierigkeiten entgegentraten, regte sich gewöhnlich seine Selbstständigkeit und sein Selbstgefühl, und diese zu wecken, war, allerdings auf anderem Wege, auch der Zweck der Pestalozzi'schen Erziehungsart. Die Anzeichen, wie sein Charakter sich geltend machte, erschienen den Mitschülern und auch manchem Lehrer als Hochmuth. Dadurch gerieth er gleich von vornherein in eine schiefe Stellung. Die Schüler besonders wollten ihn nun erst recht in die Pflichten und die Unterwürfigkeit eines Neulings hineinzwängen. Sie bildeten zu diesem



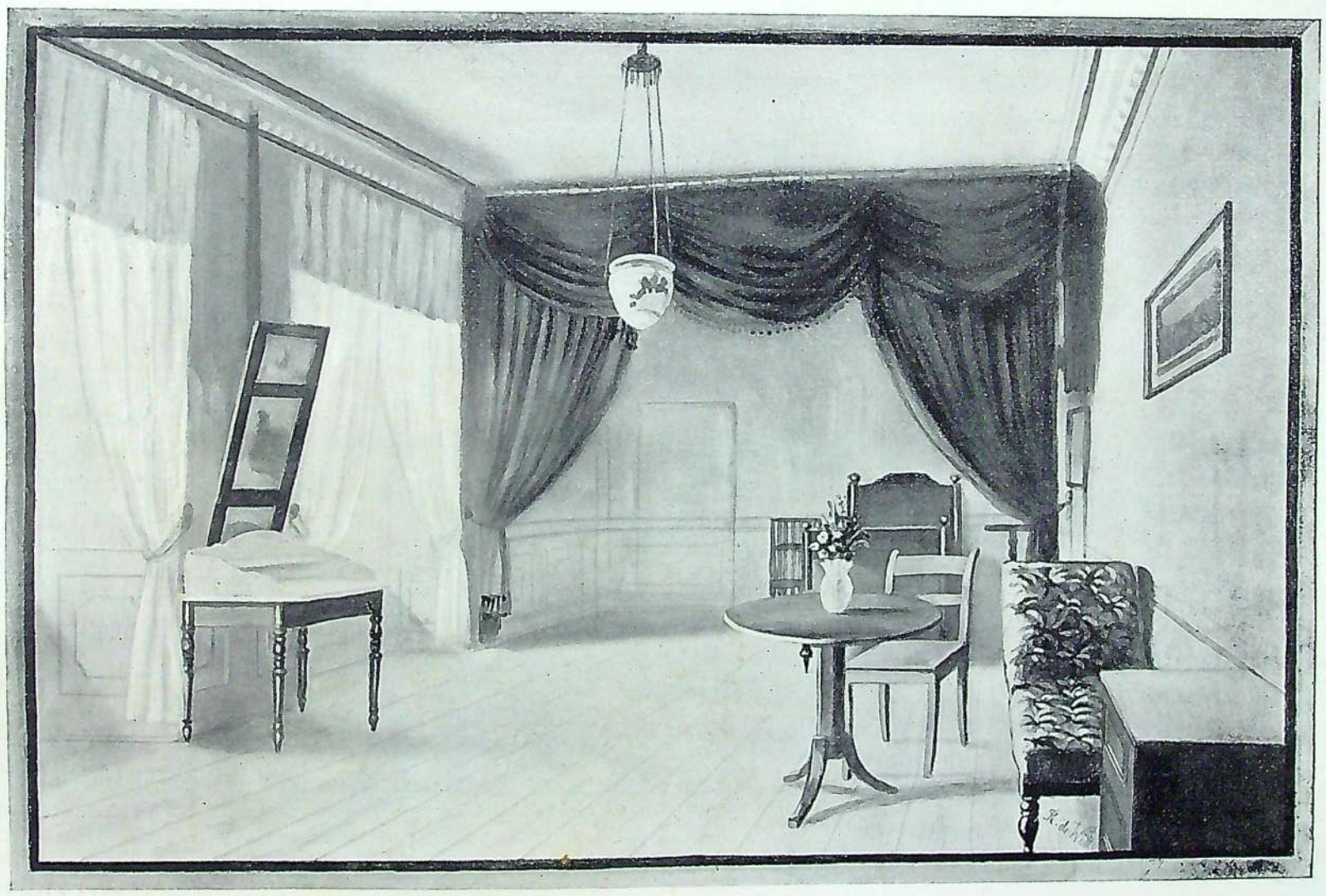
Schönhausen. Das Bibliothekzimmer im Stammschloß. (Nach einer Aufnahme von H. Ventzke in Rathenow.)

Zwecke eine förmliche Verschwörung. Interessant ist, wie nach Ernst Krigar sich Otto v. Bismarck aus dieser Angelegenheit herauszog, als beim Baden im „Schafgraben“ draußen nach Schöneberg hin der Racheplan zur Ausführung kommen sollte.

„Hier beim Baden“, zu welchem die Lehrer im Sommer die Schüler täglich bei jedem Wetter zu führen pflegten, „galt es vor allem Muth zu zeigen. Wer sich nicht freiwillig Hals über Kopf ins Wasser stürzte und nur die geringste Furcht verrieth, hatte es schwer zu büßen. Der Lehrer nahm einen solchen Zaghaften auf seine Schultern und warf ihn dann an der tiefsten Stelle, natürlich kopfüber, ins Wasser. Wir hatten die Erlaubniß, demselben, nachdem er wieder emporgekommen war, noch mehrmals beim Untertauchen behilflich zu sein, bis er alle Furcht überwunden hatte und sich nicht mehr wasserscheu zeigte. Die Feinde Otto's v. Bismarck freuten sich auf den Augenblick, in welchem dieser seine Taufe im Schafgraben erhalten sollte. Alle hatten sich vorgenommen, ihn tüchtig zu bearbeiten, Alle standen schon gerüstet am Graben, als Bismarck mit der größten Kaltblütigkeit an den Rand desselben trat, sich hineinstürzte, untertauchte und am jenseitigen Ufer wieder emporkam. Ein allgemeines „Ah“ folgte dieser Ueberraschung. Keiner wagte es noch den kühnen Taucher zu berühren.“

Das Dienstmädchen im Elternhause des Fürsten.

Auch im übrigen setzte Otto von Bismarck dem rauhen Benehmen der älteren Schüler Widerstand entgegen, und bald gewann er über einen Theil seiner Altersgenossen ein Uebergewicht. Als nun ein Schüler von seinen Eltern zu Weihnacht „Beckers Erzählungen aus der Alten Welt“ geschenkt bekommen hatte und das Buch bei eintretender schöner Jahreszeit in den Zweigen der großen Linde, welche auf dem Spielplatze nach der Königgrätzer Straße hin stand, mit Begeisterung gelesen wurde, wobei auch Bismarck oft der Vorleser war, so nahm jeder der Schüler den Namen eines der Helden von Troja an. Otto von Bismarck hatte den des Telamoniers Ajax. Dieses Namens zeigte er sich bald würdig, als bei den Spielen Scenen aus dem trojanischen



Schönhausen. Das Geburtszimmer im Stammschloß. 33*
(Nach einer Zeichnung von R. de Witt.)

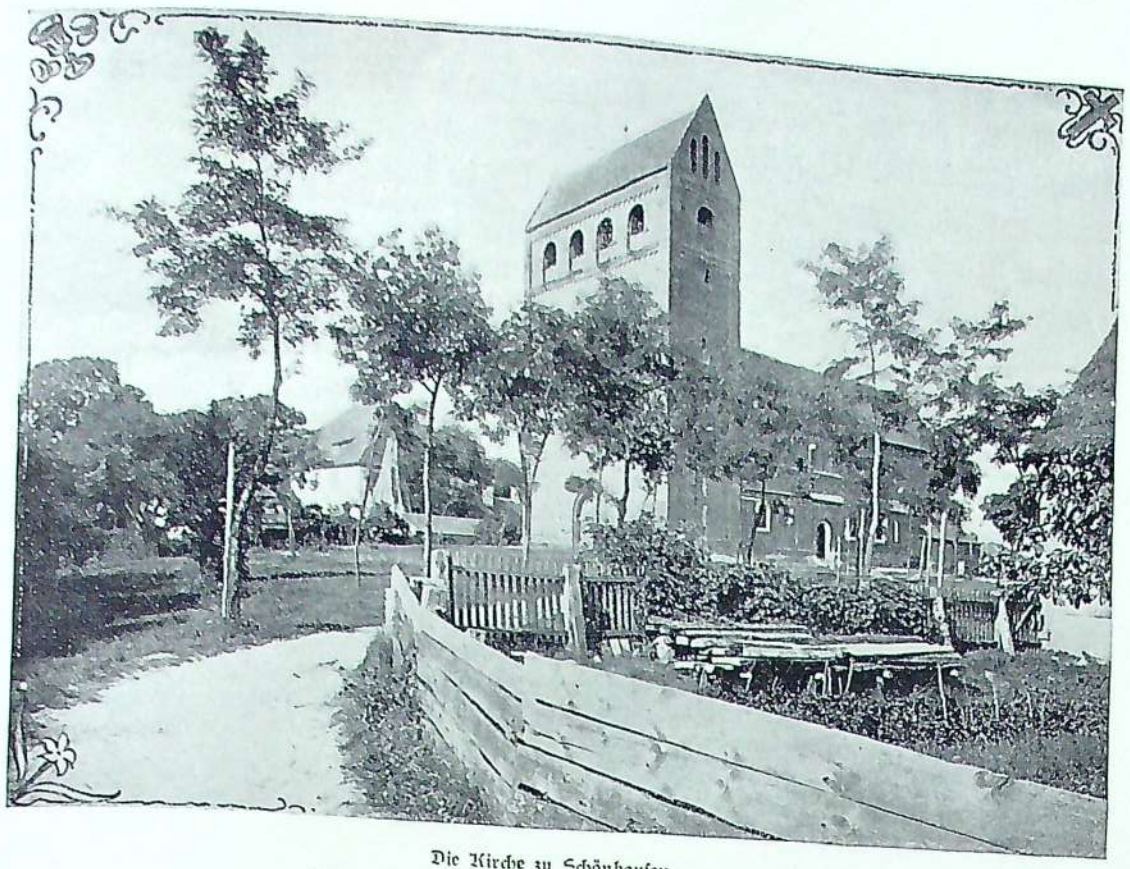
Kriege dargestellt wurden. Bismarck entwarf die Schlachtpläne und führte gewöhnlich seine Partei gegen die vom Feinde besetzte Gartenterrasse, wobei es im Winter Schneebälle hagelte und auch die Lehrer, welche am Kampfe Theil nahmen, tüchtig bedacht wurden. Erst das Glockenzeichen für den Wiederbeginn des Unterrichts setzte dem erbitterten Kampfe, in welchem es selten ohne Beulen abging, ein Ziel. Wollten aber die erregten Kämpfer auch dann noch nicht ablassen, so warf Ajax wohl seinen Tornister unter die Genossen, wodurch er sofort seinen Zweck erreichte.

Schönhausen. Das Treppenhaus im Stammschloß.
(Nach einer Aufnahme von Ad. Ludwig in Stendal.)

Es fehlte also in Bismarcks Anstaltsleben nicht an Lichtblicken, wenn sie auch einen etwas rauhen Eindruck machten. Elastisch jedoch schnellte sein Geist stets von neuem empor und sog neue Kraft ein, sobald er die Ferien daheim oder wie öfter im Winter mit den Eltern in ihrer Wohnung in der Behrenstraße zu Berlin, wo sie einen Theil des Jahres zu verbringen pflegten, verleben durfte. In Kniephof vor allem, beim Tummeln in Garten und Feld, beim Verkehr mit lieben Menschen und treuen Thieren, schöpfte er frischen Lebensmuth, um die sechs langen und schweren Jahre, welche er in der Plamann'schen Anstalt verbrachte, zu überstehen.

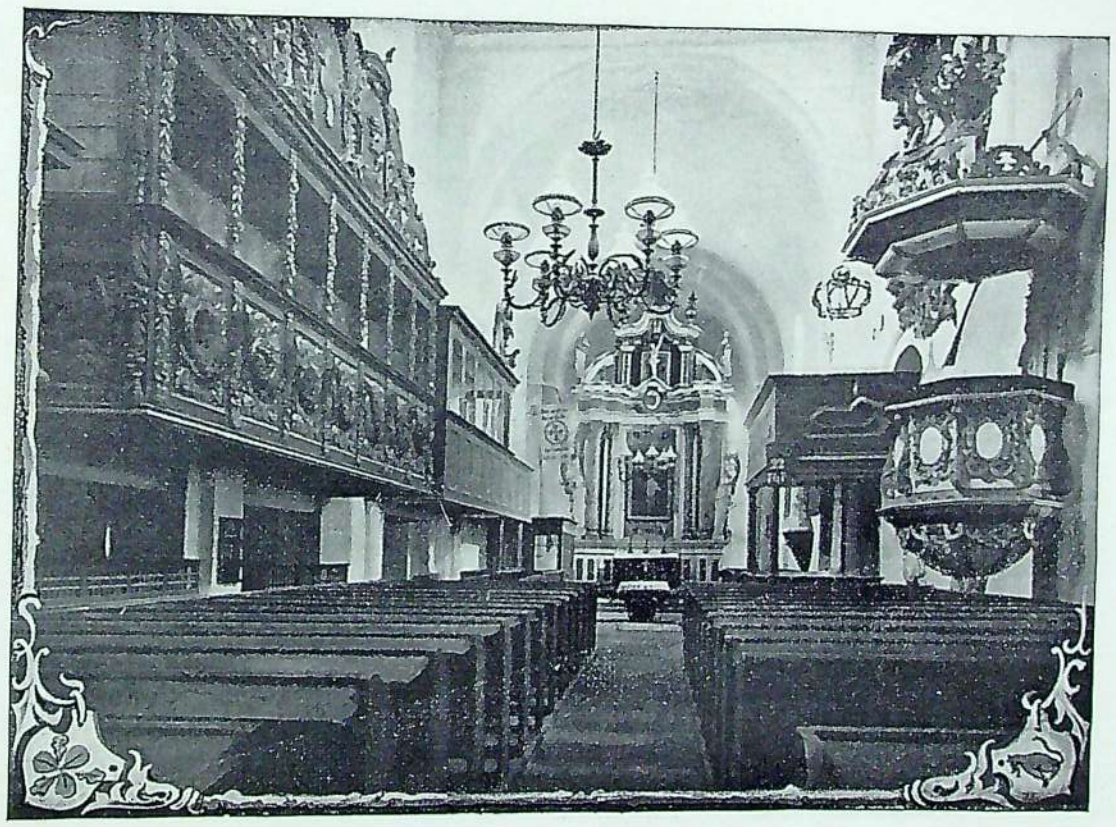
Am 29. Juni 1827 war ihm eine kleine Schwester beschеert worden, welche die einzige blieb und den Namen Malwine erhielt, und im Herbst darauf trat er, zwölf Jahre alt, in die Untertertia des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin ein. Er hatte bisher einen tüchtigen Grund in den Wissenschaften gelegt, vor allem war er in der bereits systematisch gelehrten Geschichte und Geographie gut beschlagen, und seine guten Anlagen hatten ihn auch in den anderen Fächern treffliche Kenntnisse erwerben lassen. Dr. phil. August Schmidt hat 1896 in den „Annalen und Historien, Mittheilungen des Vereins ehemaliger Schüler des Königlichen Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin" anziehende Nachrichten über Bismarcks Fortschritte aus dem Schularchiv zusammengestellt. Er erzählt: „In dem Album des Gymnasiums finden wir unter dem 21. September 1827 folgende Eintragung: ‚von Bismark' — der Name ist in den Akten fast immer so geschrieben — ‚Leopold Eduard Otto, 12 Jahre, geboren zu Schönhausen bei Rathenow, Behrenstraße 53, evangelisch, Sohn eines Rittmeisters a. D., aufgenommen nach III. B., Durch seinen Bruder" — dieser besuchte das Gymnasium schon seit vier Jahren — „und wohl auch durch Freunde, die schon vorher von Plamann zum Friedrich-Wilhelms-Gymnasium übergegangen waren, mußte Otto von Bismarck wissen, daß er nun in eine Anstalt eintrat, in der ein ganz

Die Wiege des Reichsbegründers.
(Die Photographie dieser Wiege, in welcher der Fürst und viele seines Stammes geschlafen haben, verdanken wir der Liebenswürdigkeit der jetzigen Gutsherrin von Kniephof, Frau v. Bismarck, geb. v. Harnier.)



Die Kirche zu Schönhausen.
(Nach einer Aufnahme von H. Ventzke in Rathenow.)

anderer, freierer und edlerer Ton herrschte, und wir können uns leicht denken, daß er an dem Tage, wo zugleich mit der Zensurvertheilung (damals immer am Beginn des neuen Semesters) auch der Eintritt der ‚Novitien' stattfand, hoffnungsvoll einer freudigeren Schulzeit entgegenblickte. Gerade über die Aufnahme Bismarcks haben wir einen gewiß zuverlässigen Bericht eines Mannes der ihm später unter allen seinen Lehrern am nächsten gestanden hat, des damaligen Oberlehrers Bonnell, worin es heißt: ‚Meine Aufmerksamkeit zog Bismarck schon am Tage seiner Einführung auf sich, bei welcher Gelegenheit die Neuaufgenommenen im Schulsaale auf mehreren Bänken hinter einander saßen, so daß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatte, die Neuen mit vorahnender Prüfung durchzumustern. Otto von Bismarck saß mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengesicht und helleuchtenden Augen, frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen.' Das Königliche Friedrich-Wilhelms-Gymnasium erfreute sich unter Leitung des Direktors Spilleke damals bereits eines großen Ansehens. Wissenschaftlich war der neue Gymnasiast jedenfalls gut vorbereitet, und so ging es denn bei seiner reichen Begabung und schnellen Fassungskraft frisch vorwärts, ohne daß es seinerseits großer Anstrengungen oder seitens der Lehrer besonderer Antriebe bedurft hätte. Dem entspricht denn auch die erste Zensur, Weihnachten 1827. Bismarck erhielt den vierten Platz mit Nr. 1. Doch das Zeugniß möge selbst für sich sprechen: Weihnachten 1827. Sittliches Betragen: Ohne Tadel. Sehr anständig und bescheiden. Aufmerksamkeit: Immer gespannt theilnehmend im Caesar, lateinischer Grammatik, Griechisch und Geschichte. Sehr theilnehmend und rege im Ovid, in der Religion und im Deutschen. Mit Eifer und Regsamkeit theilnehmend in der Mathematik (und Cornel). Zeigte sich stets im Französischen. Häuslicher Fleiß: Sehr lobenswerth im Caesar, lateinischer Grammatik, Griechisch und Geschichte. Sehr regelmäßig im Ovid und im Deutschen, und Cornel. Lobenswerth für die Mathematik. War musterhaft im Französischen. Fortschritte: Erfreulich im Caesar, lateinischer Grammatik, Griechisch und Geschichte, und Cornel. Erfreuliche im Ovid und im Deutschen. Gute in der Mathematik. Bedeutende im Französisch."



Inneres der Kirche.
(Nach einer Aufnahme von H. Ventzke in Rathenow.)

Bereits Ostern 1828 wurde Otto von Bismarck als Vierter mit Nr. 1 nach Obertertia versetzt. Von da an wechselten Nr. 1 und 2 in den Censuren ab. Michaelis 1829 verließ sein Bruder Bernhard nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Prima mit Nr. 1 das Gymnasium und studirte Jura in Berlin, wohnte aber noch bis zum Frühjahr 1830

mit dem jüngeren Bruder Otto zusammen. Zu derselben Zeit, Michaelis 1829, siedelte Dr. Bonnell, dem letzterer wohl als Schüler das Meiste zu verdanken hatte, an das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster über, an welches ihm Otto von Bismarck zu Ostern 1830 nachfolgte. Bis dahin hatten die beiden Brüder zusammen in der Wohnung der Eltern, welche sich einige Jahre viel in Berlin aufhielten, gewohnt. Diese Wohnung lag in dem Hause Behrenstraße, welches damals die Nr. 53 bekam*). Von da an wohnte Otto bei dem Professor Prevost in der Königstraße Nr. 61**). Aber kurz nachdem er am 31. März 1831, dem Gründonnerstage, durch Professor Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche eingesegnet worden war, trat er als Pensionär in das Haus Bonnells, dessen Einfluß auf ihn nun noch segensreicher wurde. Bonnell, der später Professor und Direktor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums wurde, erzählte aus jener Zeit von ihm: „Er bewegte sich freundlich und anspruchslos und durchaus zutraulich in meiner einfachen Häuslichkeit. Er zeigte sich in jeder Hinsicht liebenswürdig. Er ging des Abends fast niemals aus; wenn ich zu dieser Zeit zuweilen nicht zu Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verrieth eine starke Neigung zu gemüthlicher Häuslichkeit."

Das alte Friedrich-Wilhelms-Gymnasium.
(Nach Photographien von O. Barthels in Berlin.)

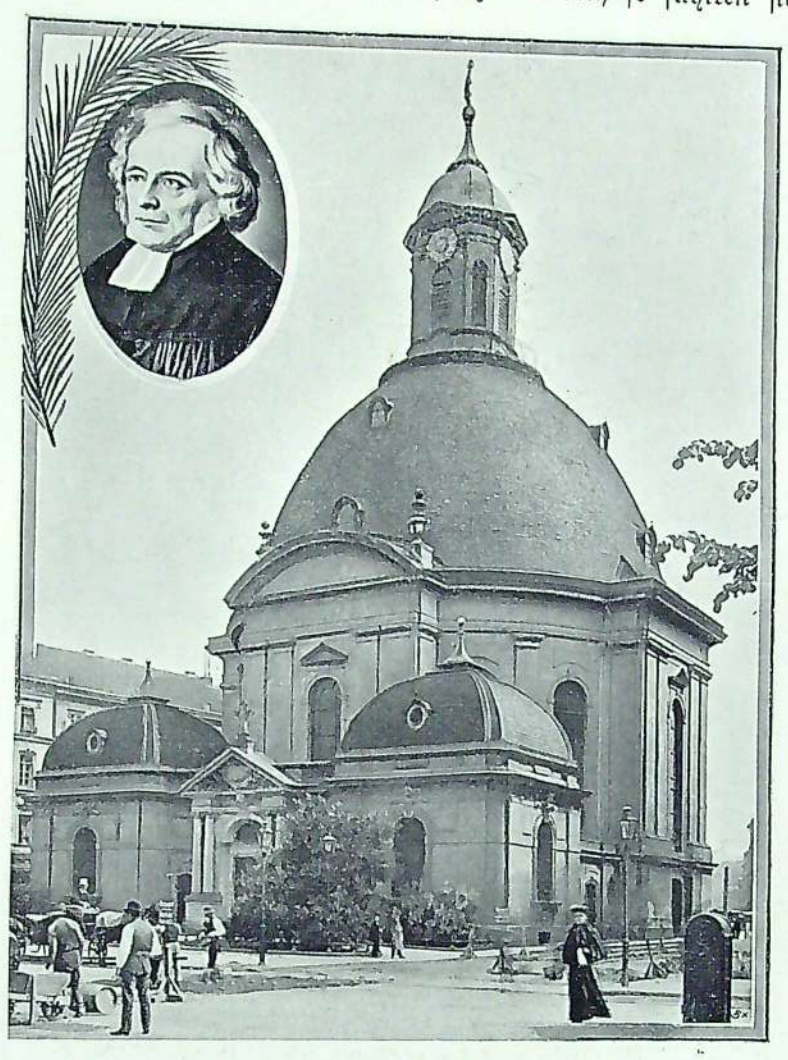
Bismarck hat diesem Lehrer stets die treueste Anhänglichkeit bewahrt, und gern ging er später an der Bonnellschen Wohnung, Königsgraben Nr. 4, vorüber, um nach dem freundlichen Erkerstübchen emporzusehen, wo er ehemals glückliche Stunden verlebte. Auch hat er nachmals seine beiden Söhne Herbert und Wilhelm auf das von Bonnell geleitete Friedrich Werdersche Gymnasium gethan.

Noch ein anderer Eindruck aus seiner Schulzeit war unserem Helden tief im Gedächtniß geblieben, es war die Konfirmation durch den berühmten Schleiermacher. „Noch weiß ich," so erzählte er nachmals, „genau das Plätzchen in

*) Seitdem umgebaut. — **) Abgerissen.

der Kirche, wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe, und als ich dann aufgerufen wurde und vor den Altar treten sollte, klopfte mir gewaltig das Herz.“ Ebenso entsann er sich noch des Geleitspruches, den ihm der Prediger mit auf den Lebensweg gab, und er konnte ihn dem Inhalte nach anführen mit den Worten: „Was Ihr thut, das thut Gott und nicht den Menschen.“ Der Spruch steht Colosser 3, Vers 23 und lautet wörtlich: „Alles, was Ihr thut, das thut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen.“

Alles Schöne und Gute in Berlin konnte ihm jedoch nie die Freuden der Ferien, die er in Kniephof oder Schönhausen zubrachte, vergessen lassen. Ein Bad in der Zampel war doch weit erfrischender und lockender als eins im „Schafgraben“, ein Herumstreifen im Walde bot vielmehr Erquickung als ein Spaziergang in Berlin unter Aufsicht des Lehrers und der Umgang mit den Schulkameraden war längst nicht so gemüthlich als der mit den Leuten auf den elterlichen Gütern. Diese Leute hatten ihn alle gern und empfingen ihn mit Freuden, wenn er nach Hause kam. Wenn er auch etwas an sich hatte, das sie abhielt, allzu vertraulich gegen ihn zu werden, so fühlten sie sich doch alle durch seine stete Freundlichkeit, sein bescheidenes Wesen und seine Theilnahme zu ihm hingezogen. Sein vom Vater ererbter Humor gab ihnen oft zu lachen, und manches spaßhafte Stückchen wußten sie von ihm zu erzählen.



Die Dreifaltigkeitskirche in Berlin und ihr Pastor Schleiermacher.

Einmal kehrte er in Schönhausen von einem Pirschgange zurück und ging durch den Park. Als er die hölzerne Brücke des Schilfgrabens überschritt, welcher den Park umgrenzte, fiel sein Auge auf den dicht daneben stehenden steinernen Herkules*). Ein übermüthiger Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, er legte an und schoß dem alten mythologischen Herrn eine Ladung Schrot auf die Stelle, auf welcher man gewöhnlich sitzt.

Der Vater bemerkte bald die Spuren des Schusses und fragte befremdet den Sohn: „Otto, hast Du ihn geschossen?“

Mit schalkhafter Miene entgegnete dieser:

„Ja, Papa! Aber ich dachte nicht, daß es ihm so weh thun würde, denn er hat gleich mit der Hand nach hinten gefaßt.“

Natürlich mußte der Vater jetzt lachen. Die Hand aber hält der Herkules noch heute an die Stelle, wo die Schrotkörner ihre Narben zurückgelassen haben.

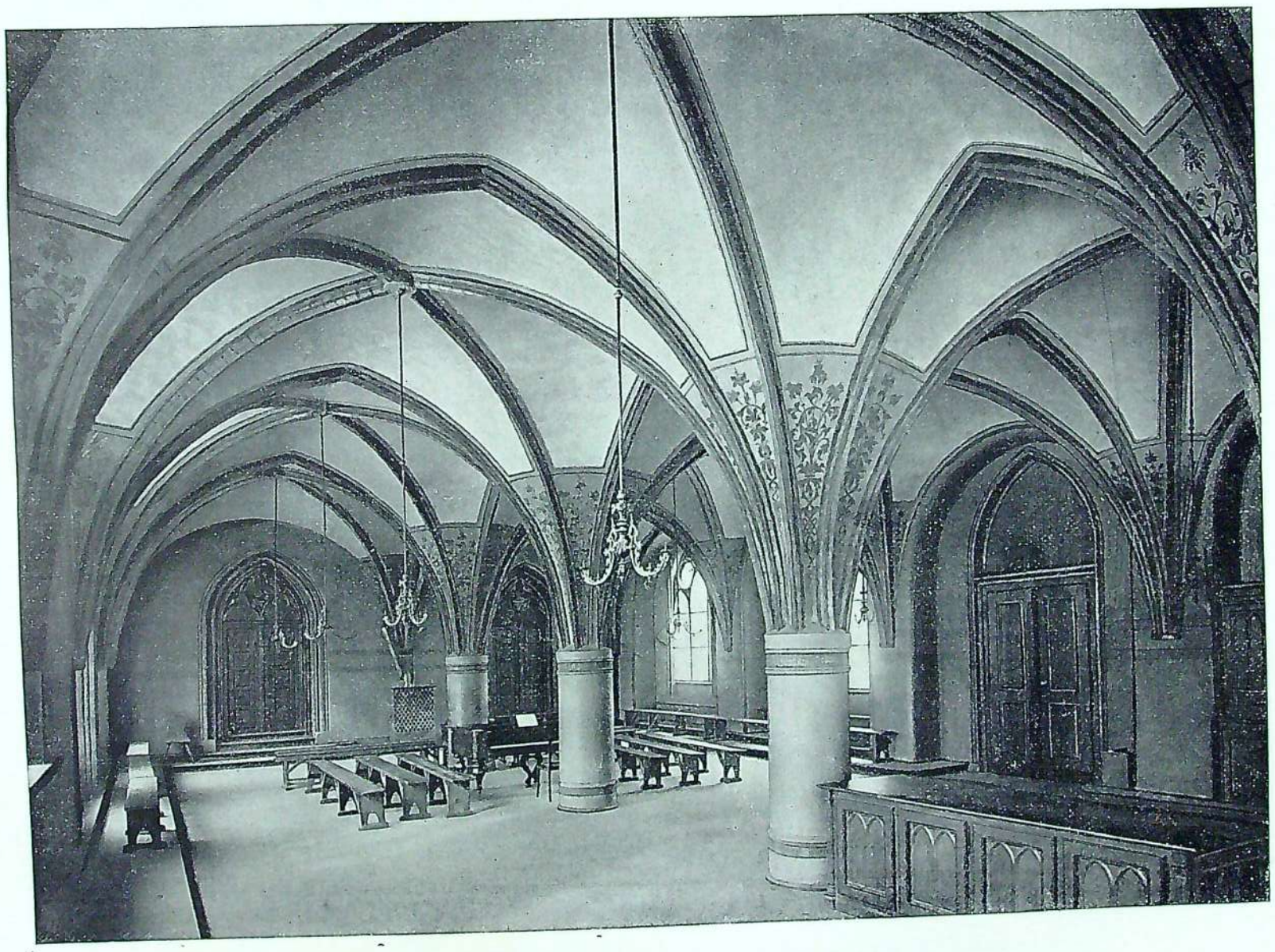
Einmal nahm er während seiner Gymnasialzeit Schaden. Er hatte sich nämlich ein Pferd zum Ausreiten gemiethet und dieses warf ihn vor dem Thore, durch heranziehende Soldaten scheu geworden, ab, so daß er unter das Pferd zu liegen kam und eine arge Quetschung des Beines empfing. Längere Zeit mußte er nun zu Hause liegen, ja, was ihm das Schmerzlichste war, bis in die Ferien hinein, ehe er völlig wieder geheilt wurde. Diesmal hatte ihn Frau Dr. Bonnell liebevoll gepflegt früher, als er noch mit seinem Bruder zusammenwohnte, war er hierin auf Trine Neumann, auch einer der guten Geister seiner Kindheit, angewiesen gewesen. Ihrer gedachte er zu allen Zeiten gern. Sie stammte von dem Gute Schönhausen und war die Köchin, sowie die sorgliche Hüterin der beiden Brüder. Er schilderte sie in dankbarer Erinnerung humoristisch so: „Trine Neumann stammte von meinem väterlichen Gute Schönhausen in der Altmark. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und that alles, was sie uns an den Augen absehn konnte. So machte sie uns zu Abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: ‚Bliewt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbacken!‘ Und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon von weitem wie ein Rohrsperling schimpfen! ‚Na töwt, Jungs, ut Euch ward in'n Leben nix Vernünftigs! Die Kauken sin all wedder afbackt!‘ Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre ‚afbackten Kauken‘ uns Jungen schmeckten.“

Ueber solches zu späte Nachhausekommen hatte Frau Bonnell nicht zu klagen, denn in ihrer Familie fand Otto von Bismarck die von ihm geliebte Häuslichkeit und ging daher selten aus. Er blieb im Ganzen zwei Jahre auf dem

*) Illustration siehe Seite 262.

Das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin.

Der Hof des Gymnasiums zum Grauen Kloster.



Saal im Gymnasium zum Grauen Kloster.

Die Aula des Gymnasiums zum Grauen Kloster.

Gymnasium zum Grauen Kloster, davon saß er ein und ein halbes Jahr in Prima. Nur seiner großen Jugend wegen war er nicht sofort in Prima, sondern in Obersekunda aufgenommen worden, sonst hätte er das Gymnasium wohl schon eher verlassen können. Unter den Geschenken zu seinem achtzigsten Geburtstag befand sich in einem vorzüglich ausgestatteten Druckheft eine Festschrift, welche ihm die Lehrer des Gymnasiums zum Grauen Kloster überreichten. Aus ihr ersehen wir, daß Otto von Bismarck am 3. April 1832 das Abiturientenexamen bestand und folgendes Entlassungszeugniß erhielt: Aufführung gegen Vorgesetzte und Mitschüler: Stets anständig und wohlgesittet. Fleiß: War zuweilen unterbrochen, auch fehlte seinem Schulbesuch unausgesetzte Regelmäßigkeit.*) Kenntnisse: Sind im Lateinischen gut, sowohl im Verständniß der Schriftsteller als in seinen schriftlichen Uebungen, im Griechischen ziemlich gut; im Deutschen besitzt er eine sehr erfreuliche Gewandheit, und in der Mathematik, Geschichte und Geographie ein befriedigendes Maaß von Kenntnissen. Von den neueren Sprachen hat er die französische und englische Sprache mit besonderem Erfolge getrieben." Beim Abgangsexamen hatte er von der Erlaubniß Gebrauch gemacht, eine englische statt einer französischen Arbeit zu liefern, denn er stand sich mit dem französischen Sprachlehrer, der überhaupt wenig beliebt gewesen zu sein scheint, nicht gut. Von achtzehn Abiturienten erhielten acht Nr. 1, die anderen, zu denen Bismarck gehörte, Nr. 2. Er wurde unter den Besseren genannt. So schloß er denn nach vier und einem halben Jahre als siebzehnjähriger Jüngling seine Gymnasialzeit. Nach dem, wie er sich als Schüler gezeigt, hätte wohl jeder Lehrer prophezeien können, daß der junge Mann ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft und des Staates werden würde, Niemand aber hätte zu behaupten gewagt, daß er einst eine ganz hervorragende Stellung einnehmen werde, am wenigsten, daß er einst der hochgefeierte Einiger Deutschlands werden würde. In solchem Gegensatz stehen Schule und Leben, obwohl die eine für das andere vorbereitet.

Professor Bonnell.
(Nach einer von seiner Tochter, Frl. Anna Bonnell, gütigst zur Verfügung gestellten Photographie.)

Zur politischen Lage.

Die frühe Jugend eines Menschen, wo Glück und Sonnenschein sein Leben noch verklären, alle Sorgen und Schmerzen liebevoll und rasch durch schützende Hände von ihm genommen werden, erfüllen jeden, der sie betrachtet, ebenfalls mit hellem Glück, und unwillkürlich wendet er segnend auf das Kind jene schönen Worte Schiller's an:

„Ihm ruhen noch im Zeitenschoße — Der Mutterliebe zarte Sorgen
Die schwarzen und die heitern Loose, — Bewachen seinen goldenen Morgen —"

Aber ebenso unwillkürlich beschleicht ihn Wehmuth, wenn er an die Zeit denkt, wo auch diesem Kinde „die schwarzen und die heitern Loose" zugetheilt werden. Werden die schwarzen überwiegen?

Es ist dem Menschen unmöglich, einem Kinde von solchem Alter das Horoscop zu stellen, wir müssen uns damit begnügen, nach Entfaltung oder Vollendung seiner Laufbahn auf Erden mit einem Blick nach rückwärts die Ursachen und Wirkungen zu einem Bilde zusammenzustellen. Dies ist auch der Fall bei Otto von Bismarck.

Verschiedene Ursachen, die in Staat und Familie lagen und nachträglich bestimmend auf ihn einwirken mußten, haben wir bereits kennen gelernt, neue gesellten sich ihnen in den ersten sechs Jahren seines Lebens hinzu, wir meinen nicht solche, welche ausschließlich aus seinem Innenleben und der geistigen Verarbeitung äußerer Eindrücke hervorgingen, sondern diejenigen, die eine den Menschen überwältigende oder beherrschende Konstellation der Ereignisse und Zeitströmungen schufen und denen gegenüber wir sagen müssen: „Du glaubst zu schieben und Du wirst geschoben."

Gerade in die ersten sechs Jahre Otto's von Bismarck fallen hochbedeutsame Ereignisse und Strömungen, deren Wellenschlag ihn nachmals allen Deutschen vorantrug und zu jenem Führer machte, welcher uns kühn an Klippen und Untiefen, an Scylla und Charybdis vorüber zu heiß ersehntem Ziele leitete.

*) Besonders in Folge von Reisen mit den Eltern.

Der mit Thränen herbeigewünschte, durch unsägliche Blutbäder erkämpfte Frieden war ja nun vorhanden, doch die Gemüther fanden sich durch ihn nicht befriedigt oder beglückt. Die Segnungen, welche er gebracht hatte, blieben weit hinter der gerechten Erwartung des deutschen Volkes zurück. Als König Friedrich Wilhelm III. 1815 den Wiener Kongreß verließ, um auf's Neue gegen Napoleon Krieg zu führen, hatte er, der allein den Blick auf das Heil des gesammten Deutschlands gerichtet hielt, beim Abschied die Worte gesagt: „Die Grenzen Deutschlands müssen mehr abgerundet werden!" Aber wie geschah dieses, selbst nach dem neuen glorreich beendeten Kampfe! Nicht anders, als daß uns der schreckliche Krieg von 1870/71 daraus erwuchs, dessen zerschmetternde Donnerschläge der Kanzler Bismarck zur herrlichsten Vollendung der Hoffnungen von 1815 benutzte. Schlimmer noch sah es im Innern Deutschlands aus. Schon 1813 hatte der österreichische Kaiser Franz seinem Minister Metternich erklärt: „Einem deutschen Kaiser werde ich mich nicht unterwerfen, und zum neuen Kaiser bin ich selbst nicht geschaffen. Dieser Kaiser würde die Fürsten und die denselben ergebenen Völker zu Gegnern, und die politischen Schwindler für sich haben. Ich würde mich nicht für fähig halten, über eine solche Sippschaft das Herrscheramt zu übernehmen."

Bismarck's Wohnung bei Professor Bonnell am Königsgraben.
(Es ist das zweistöckige Haus.)

Danach konnte auf dem Kongreß nicht ein deutsches Reich, eine Reichsregierung, ein Bundesstaat geschaffen werden, weil dieses ein Oberhaupt erforderte, es konnte nur ein Staatenbund mit gleichberechtigten Herrschern, und zwar unter dem Vorsitze Oesterreichs, zu Stande kommen.

Dieser Ausweg kam vielen Staaten, Oesterreich sowohl als den auswärtigen, sehr gelegen, auf Preußens Drängen zu einer Erstarkung des Deutschen Reichs wurde nicht geachtet, ein jeder wünschte Deutschlands Ohnmacht. War dies eine Preußens würdige Stellung, nachdem es sich in den letzten Kriegen wie eine Großmacht ersten Ranges gezeigt hatte? Eine englische Zeitung hatte nach Beendigung der Feldzüge von 1813—14 geschrieben: „Wer gab Deutschland das erste Beispiel des Abfalls von Napoleon? Die Preußen. Wer siegte bei Haynau? Die Preußen. Wer bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz? Immer die Preußen. Wer bei Kulm, Wartenburg, Möckern und Leipzig? Die Preußen, immer die Preußen."

Und dieses Volk, welches eine solche Riesenthatkraft entwickelt hatte, wie sie kein anderes Volk Europas hatte zu zeigen vermocht, dieses wurde jetzt in einen Staatenbund hineingezwängt, in dem sein Einfluß ein sehr beschränkter war und sein kraftvolles Streben jederzeit von Oesterreich gemaßregelt werden konnte. Denn der schlaue und hinterhaltige Metternich, welcher in der Entwickelung gesunden Völkerlebens absolut nichts zu leisten vermochte, in der Knebelung desselben aber ein Riese war, verstand es gar wohl durch Anknüpfung unzähliger geheimer und mächtiger Verbindungen Preußen zu hintergehen und ihm „spanische Stiefeln" anzupressen. Preußen hatte mit mehreren Kleinstaaten eifrig Freiheitsrechte des deutschen Volkes beantragt, allein man hielt es für gut, diese mit einigen inhaltleeren Sätzen zu bestimmen. In der

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Napoleon III. u

am Morgen nach der S

Gemälde von

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

III. und Bismarck

nach der Schlacht bei Sedan.

emälde von W. Camphausen.

Bernhard v. Bismarck.

Bundesversammlung aber, die nun geschaffen war, konnte Eifersucht eine große Rolle spielen und jede frische Entwickelung eines Staates durch Abstimmung unterdrücken.

Schlimmer noch wurde die Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse dadurch, daß die Verfassungsgesetze in die Wiener Kongreßakte aufgenommen wurden. Die führenden Mächte in Deutschland hatten gehofft, daß dadurch der Bund gegen alle Angriffe von außen gesichert sei. Allein Rußland, England und Frankreich dachten darüber ganz anders, sie behaupteten, durch die Aufnahme der Verfassung in die Kongreßakte hätten die auswärtigen Mächte eine Garantie übernommen, und Deutschland stehe deshalb unter ihrer Vormundschaft. Auch begannen verschiedene deutsche Fürsten den Kaiser von Rußland um Schutz anzurufen.

„Die wichtigste Forderung eines großen Volkes, die nationale Unabhängigkeit," ruft Sybel in seinem Werke „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., Band I, aus, „war somit für Deutschland, am Abschluß seines glorreichen Befreiungskrieges, aus einem anerkannten Rechtssatz zu einer offenen Machtfrage geworden. Man muß es gestehen, niemals ist einem großen, mit frischem Siegeslorbeer gekrönten Volke eine kümmerlichere Unverfassung auferlegt worden, als es damals dem deutschen durch die Bundesakte geschah. Die mächtigen Gedanken, welche Preußens Widergeburt und damit Deutschlands Befreiung vorbereitet hatten, war hier in ihr Gegentheil verwandelt. Es war kein Wunder, daß in weiten Kreisen ein erbitterter Widerspruch erscholl. Die zurückgekehrten jüngeren Kämpfer erfüllten die Universitäten mit ihrer patriotischen Entrüstung und suchten durch die Gründung der allgemeinen Burschenschaft die gesammte gebildete Jugend Deutschlands in ihrem Enthusiasmus für Einheit, Recht und Freiheit zu erfüllen. Die Bestrebungen, die in diesen Vereinen herrschten, waren bei der größten Mehrheit durchaus idealer Art. Sie sannen nicht auf Umsturz des Vorhandenen, sondern auf Erziehung des kommenden Geschlechts. Durch sittliche Hebung und patriotische Begeisterung hofften sie den Staat der Zukunft zu dem großen Ziele der nationalen Einheit zu führen. Allerdings hatten sie über die Formen dieses Staates sehr oft unklare und unpraktische Vorstellungen, und einzelne Gruppen unter ihnen steigerten die Begeisterung zu wildem Fanatismus und waren bereit, Schwert und Dolch zum Tyrannenmord zu ergreifen. Niemals aber gelang es ihnen, in dem großen Vereine für solche Entwürfe einen erheblichen Anhang zu gewinnen."

Otto v. Bismarck.

Eine nicht ganz klare, aber desto feurigere Publizistik bestärkte die jungen Leute in ihren Bestrebungen, ihre Lehren fanden selbst Eingang auf den Gymnasien und erfüllten Schüler und Lehrer.

Dies ist wichtig zu erwägen, wenn man nun Otto von Bismarck die höheren Lehranstalten wird besuchen sehen. Wie er selbst sagte, war er auf ihnen durch die republikanische Gesinnung eingenommen worden. Der Grund ist in der Zeitströmung zu suchen, von der wir geredet haben. Allein als Mann erkannte er auch bei reiferem Nachdenken, daß ein anderer Weg zur Einigkeit und Macht Deutschlands einzuschlagen sei. Und ein Gott ließ ihn diesen finden. Welcher Art die Aeußerungen der deutschen Ideen damals, am Ende des zweiten

Jahrzehntes dieses Jahrhunderts, waren, erkennt man aus Folgendem: Im Sommer 1817 hatte die Burschenschaft in Jena die Studenten aller Hochschulen Deutschlands brieflich zur Theilnahme an einer Vorfeier des Reformationsfestes auf der Wartburg bei Eisenach zum 18. Oktober, dem Jahrestage der Leipziger Völkerschlacht, eingeladen. Der Großherzog von Weimar gab bereitwillig die Burg und die Stadt Eisenach zur Abhaltung des Festes her. Es kamen etwa 500 Studenten nebst mehreren Professoren. Eine religiöse Feier im alten Rittersaale der Wartburg leitete die Berathungen ein, sodann kam die Aufhebung der Landsmannschaften und die Erweiterung der Burschenschaften zur Besprechung, deren Hauptzweck eine edlere Gestaltung des deutschen Hochschulwesens sein sollte. Nach dem Mittagsmahle ging man in Eisenach zum Gottesdienst, und Abends veranstaltete man einen Zug nach der Wartburg hinauf, um das jährliche Siegesfeuer zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig auflodern zu lassen. Einer der Festtheilnehmer hielt eine Rede, worauf sich die Meisten wieder hinab nach der Stadt begaben. Eine Anzahl aber blieb bei dem Feuer zurück und beschloß, geleitet vom Uebermuth und von falschen Ideen, 28 Bücher, in denen undeutsche Gesinnung enthalten sein sollte, feierlich im Oktoberfeuer zu verbrennen. Unter ihnen befanden sich Bücher des Professors Schmalz in Berlin und des preußischen Staatsmannes von Kamptz, wie der „Codex der Gensdarmerie". Die Titel wurden abgelesen und dann die Bücher ins Feuer geworfen. Ihnen folgte ein Schnürleib, ein Haarzopf und ein Korporalstock. Nach Absingung eines Liedes gingen auch diese Studenten nach der Stadt. Am nächsten Tage berieth man weiter über die Aufhebung der Landsmannschaften und Orden, über die Vereinigung der Burschenschaften und die Abschaffung der Duelle. Alle waren begeistert von den vorgesteckten Zielen. Den Bund besiegelte man durch den Genuß des Abendmahls. Dann kehrte jeder in die Heimath zurück, voll von dem Eindrucke, daß die Feier würdig verlaufen war.

Malwine v. Bismarck, später Frau v. Arnim-Kröchlendorf.

Allein gar bald erhoben diejenigen, deren Bücher auf dem Scheiterhaufen vernichtet worden waren, ihre Stimme und nannten das Wartburgfest und die Burschenschafter staatsgefährlich. Es entflammte eine literarische Fehde, die mit allzu scharfen Worten geführt wurde, auch wiesen die Burschenschafter keck auf die Nichterfüllung so mancher berechtigten Hoffnung hin. Dadurch wurden die Regierungen mißtrauisch. Die Streitigkeiten der beiden erbitterten Parteien, die sich gebildet hatten, dauerten bis in das Jahr 1819 hinein.

Im Grunde erstrebten die Meisten eine besonnene Durchführung ihrer Pläne, sie waren erfüllt von der reinen Sehnsucht, deren Ideal Bismarck fünfzig Jahre später verwirklichen sollte. Aber die Unklaren und Vorlauten unter der Jugend schossen weit über das Ziel hinaus, sie führten aufrührerische Reden und trieben Vereinsbündelei. In Folge dessen wurden in Preußen Mitte März 1819 zuerst die Turnplätze als der Nährboden des Republikanismus geschlossen. Am 23. März führte der überspannte Student Sand in Mannheim einen Meuchelmord an dem bekannten Schriftsteller August von Kotzebue aus, den er für einen der verderblichsten Feinde Deutschlands hielt, da er das Treiben der Jugend verspottet hatte. Andere ähnliche Thaten von Jünglingen kamen hinzu, so daß König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und andere Fürsten empört scharfe Maßregeln gegen dieses schädliche Gebahren ergreifen ließen. Viele junge Männer stürzten sich in ihrem falschen Eifer in großes Unglück. Nichts wurde erreicht, als stärkere Unzufriedenheit einerseits und stärkere politische Niederhaltung andererseits.

So beschaffen waren die deutschen Verhältnisse während der ersten Jugendzeit Otto's von Bismarck.

Studentenleben.

1832—1835.

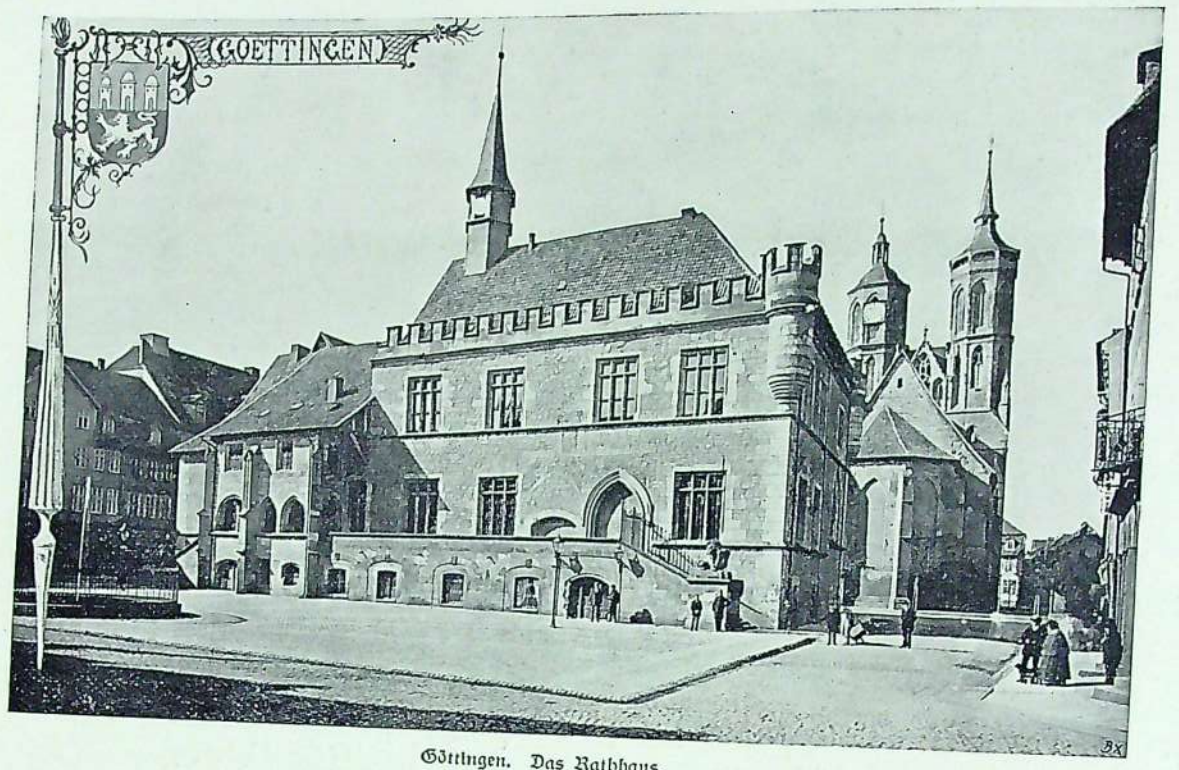
Wie ist der Zauber des deutschen Studentenlebens über alle Angriffe erhaben! Möchten Nörgler es auch ganz verändern wollen, möchte an ihm auch manches mit Recht auszusetzen sein, die Vortheile überwiegen doch in überwältigender Weise die Nachtheile. Einer der Hauptvorzüge ist, daß der Jüngling in seiner persönlichen Freiheit und in der freien Gemeinschaft mit Gleichstreben den am sichersten sich selbst finden lernt, daß er seine Fähigkeiten und seine Kraft entdeckt, im freien Zutritt zu allen Zweigen der Wissenschaft seine Sehnsucht nach immer größerer Erkenntniß stillen und mehr wie in irgend einer anderen Stellung die selbstständige Führung des Lebens erlernen kann. Diese edle Freiheit, verbunden mit der Weihe, welche die Wissenschaften über das Leben verbreiten, weckt in reichem Maße edle Gesinnung, und darum ist gerade in Deutschland der reinste, aufopferungsfreudigste Idealismus am häufigsten zu finden. Wird diesem auch hier und da von naiven Seelen zu eifrig gehuldigt, so daß sie den Spott herausfordern, ist er doch in seiner Gesundheit die schönste und schwungvollste Triebfeder des Lebens. Auch Bismarck ist in allem, was er gethan, völlig von diesem Idealismus durchdrungen gewesen, und ohne ihn wäre er nie der von uns angestaunte Ausnahmemensch geworden, obwohl man ihn von anderer Seite als rein „nüchtern", nur dem praktischen Materialismus ergeben, hinstellen möchte.

Auf den Laien macht diese Freiheit oft den Eindruck allzu großer Ungebundenheit, aber nur dem, welcher sich nicht selbst zu zügeln weiß, wird das überschäumende Leben gefährlich. Den Andern erscheint es so, wie es Gustav Schwetschke in seiner „Bismarckias" besingt:

„Schöne Tage wilder Freiheit!
Fröhlich sammelt ihr die Jünger
Der kastalischen neun Schwestern
Auch in andrer Götter Hallen.
An den duftenden Altären
Eines Bacchus und Gambrinus
Edler Säfte milde Spende
Opfert froh der Neophyt."

Mancher kann in der Darbringung solcher Opfer, unbeschadet seiner geistigen und leiblichen Gesundheit, ganz Erstaunliches leisten. So war es bei dem Studenten Otto von Bismarck.

Er war voll gesunder Kraft, und diese drängte ungestüm nach äußerer Bethätigung. Das Schulleben zwar hatte ihn etwas bleich gemacht, aber seinen Augen entstrahlte froher Muth, offen und herzlich kam er den Freunden entgegen, zurückhaltend und spröde den Unbekannten. Er hatte sich bereits eine Reihe körperlicher Fertigkeiten angeeignet, er



Göttingen. Das Rathhaus.
(Nach einer Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen.)

auch Bekanntschaften von der Schule her fortsetzen konnte. Er pflegte nur wenig Freunde an sich zu ziehen, aber ihnen blieb er treu und sehnte sich nach dem Zusammensein mit ihnen. Auf der Schule hatte er sich angeschlossen an Moritz von Blankenburg, welcher dem bei Kniephof liegenden Zimmerhausen entstammte, an Oskar von Arnim, seinen nachmaligen Schwager, Hans von Dewitz aus Groß-Milzow in Mecklenburg und Wilhelm von Schenk, welcher später Schloß Mansfeld besaß und preußischer Abgeordneter war. Einige von ihnen studirten in Bonn und Heidelberg und waren begeistert davon, wie ihnen „das Leben dort so herrlich einging." Allein Otto von Bismarck mußte die Sehnsucht dahin unterdrücken. Als nun gar ein Verwandter, ein Geheimer Finanzrath, welcher in Göttingen studirt hatte und in Bismarck's Familie viel galt, in Aussicht stellte, daß Otto dort bei Professor Hausmann Mineralogie hören, auch an diesen Dozenten, sowie an den berühmten Professor des Rechts Hugo Empfehlungsbriefe von ihm erhalten könnte, da war überhaupt jeder Gedanke an eine andere Universität abgeschnitten. „Man dachte wohl an Leopold von Buch, und stellte sich's schön vor", sagte er später, „wie er durch die Welt zu gehen und mit dem Hammer Steine von den Felsen zu schlagen. Es kam aber anders. Es wäre doch besser gewesen, man hätte mich nach Bonn geschickt, da hätte ich Landsleute getroffen. In Göttingen hatte ich keinen Landsmann, und so bin ich mit meinen Universitätsbekannten nicht eher wieder zusammen getroffen, als mit einigen durch den Reichstag." Es war am 10. Mai 1832, 39 Jahre bevor er zu Frankfurt mit dem linksrheinischen Nachbar Deutschlands Frieden schloß, als Otto von Bismarck sich auf der Universität Göttingen immatrikuliren ließ als Studiosus der Rechts- und Staatswissenschaften. Er belegte folgende Vorlesungen: 7—8 Heeren, Länder- und Völkerkunde, 8—9 Wendt, Logik und Metaphysik, 10—12 Hugo, Rechtsencyklopädie, 11—12 Göschen, Institutionen, 4—5 Thibaut, reine Mathematik. Das war genug für das erste Semester. Er scheint diese Vorlesungen auch besucht zu haben, denn das Zeugniß, welches er am Schlusse des halben Jahres nach hergebrachter Ordnung erhielt, lautete: „Fleißig, eine Vorlesung aber unfleißig."

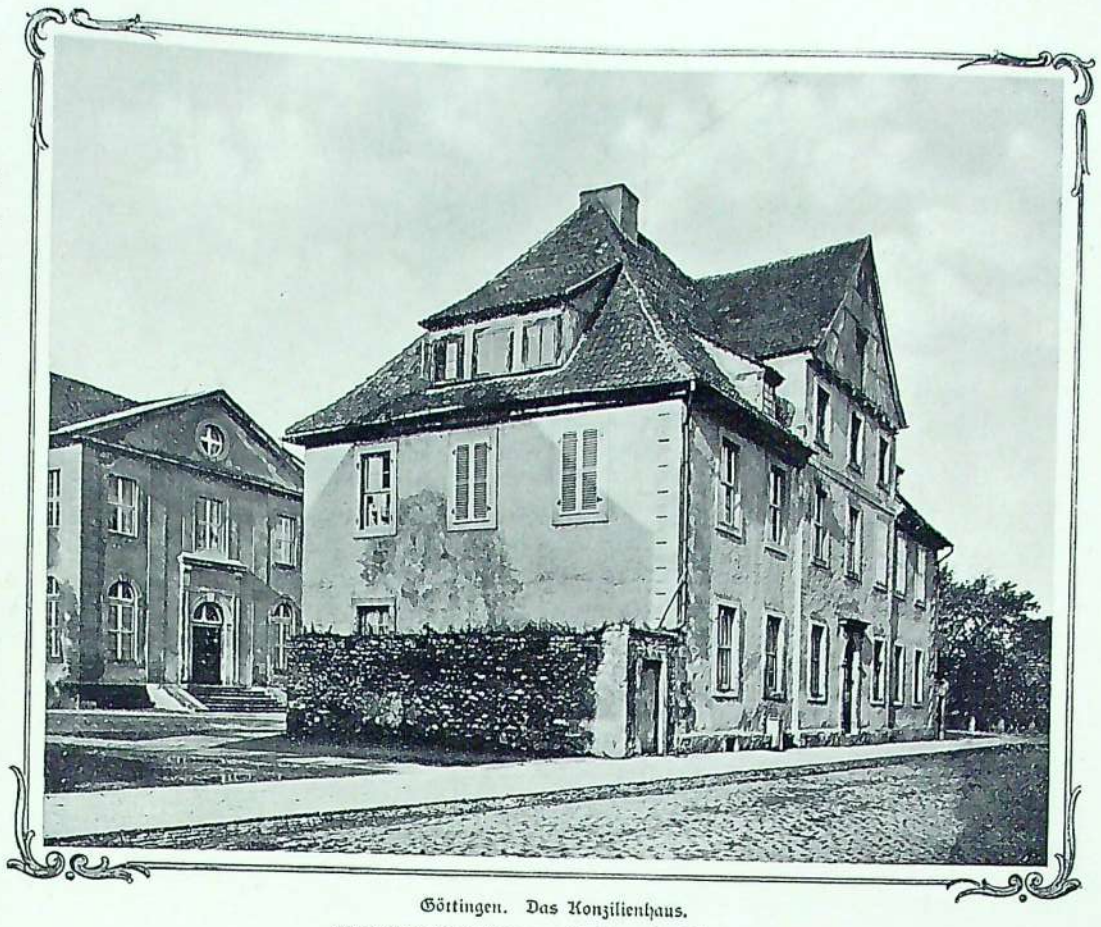
Göttingen. Die „Krone", frequentirt vom Studenten O. v. Bismarck.
(Nach einer Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen.)

Anders sahen die Stundenpläne von den folgenden Semestern aus; denn im nächsten belegte Bismarck nur: 8—9

schwamm, focht, tanzte vortrefflich, und im Reiten nahm er es mit dem Kühnsten auf. Auch konnte er sehr schnell laufen und tüchtig springen, Eigenschaften, die ihm bei der geliebten Jagd gar manchmal zu statten gekommen waren.

Frau von Bismarck war in Sorge, daß ihr Sohn auf einer Universität, welche durch ihr flottes Studentenleben bekannt war, Schaden erleiden könnte; sie entschied sich daher für Göttingen, denn dieses stand im Rufe der Solidität und zugleich der Vornehmheit. Ihr Sohn freilich wäre lieber nach Bonn oder Heidelberg gegangen, wo ihm das Leben angenehmer erschien und er

Meno Valett, Institutionen, 9 — 10, Heeren Statistik und Geschichte der europäischen Staaten, 10 —11 Meister, Kriminalrecht; im dritten Halbjahr aber nahm er bloß ein tägliches zweistündiges Pandektenkolleg bei Meno Valett von 8—10 an. Dieser Dozent, welcher nicht mehr jung war und es später nur zum Universitätsquästor brachte, hatte eine besondere Gabe, das Wichtige seiner Vorlesungen hervorzuheben, weshalb diese sehr fördernd waren. Darum besuchte sie auch Bismarck fleißiger als andere. Von anderen Dozenten sprach ihn nur noch der alte Professor Heeren an, dessen Vorträge stets fesselnd und geistbelebt waren.



Göttingen. Das Konzilienhaus.
(Nach einer Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen.)

Wohnung hatte Otto von Bismarck bei dem Hausbesitzer Schumacher, Rothe Straße Nr. 299, genommen. Er behielt sie inne bis zum dritten Semester, wo er nach Voß' Garten an der kleinen Mühle zog. Nachdem er sich so eingerichtet hatte, dachte er daran, sich das Studentenleben von der heiteren Seite anzusehen, vor allem Bekanntschaften zu schließen. Der Zufall führte ihn mit einem Mecklenburger, einem Studiosus von Drenckhahn zusammen, den er früher oberflächlich kennen gelernt hatte. Dieser Kommilitone brachte ihn in die Gesellschaft anderer Studenten aus Mecklenburg, die einen recht angenehmen fröhlichen Kreis bildeten. Mit ihnen machte er im Laufe des Semesters eine Harzreise. Nach der Rückkehr fühlte er sich bewogen, den Freunden ein splendides Frühstück zu geben. Es ging dabei toll her, und als die Wogen der überschäumenden Freude gerade am höchsten stiegen, warf Bismarck eine Tintenflasche zum Fenster hinaus auf die Straße, gleichsam zur Verhöhnung des Tintenphilisterthums. Allein diese symbolische Handlung fand auf der Straße kein Verständniß, im Gegentheil, ein empörter Philister mußte den Wurf angezeigt haben, denn am Morgen nach dem großen Festgelage erhielt „Dominus de Bismarck" eine Citation auf das akademische „Konzilienhaus", das heißt, vor das Universitätsgericht. Das Souveränitätsgefühl des Studenten machte sich bei Bismarck geltend, und er warf sich in seinen bunten Schlafrock, zog die Kanonenstiefeln an, setzte einen Cylinder auf, ergriff die lange Pfeife und pfiff seiner großen englischen Dogge, damit sie ihn zu dem Universitätsrichter begleitete. In diesem Aufzuge begab er sich „auf's Konzilienhaus." Daß er durch solchen Aufzug bei dem Universitätsrichter keine milde Stimmung weckte, ließ sich erwarten, besonders, da es der Gestrenge für gut hielt, sich vor dem Hunde hinter einen Stuhl zurückzuziehen.

Göttingen. Das alte Kollegienhaus.
(Nach einer Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen.)

Wegen des ungesetzlichen Erscheinens erhielt Bismarck zunächst eine Strafe von 5 Thalern, alsdann fand das Verhör statt. Der Studiosus verließ nicht sehr erbaut das Haus. Bald begegnete er vier Studenten von der „Gesellschaft"

Hannovera, dem noch heute bestehenden Korps. Sie lachten hell auf, als sie ihn in seinem Aufzuge erblickten. Unwirsch rief ihnen Bismarck zu: „Lachen Sie über mich?" „Natur, das können Sie doch sehen!" war die Antwort. Bismarck hatte jetzt das dunkle Gefühl, daß er den Lachern einen „dummen Jungen" aufbrummen müsse. Und er that es. Da hatte er mit einem Male vier Mensuren erhalten, und um sie auszufechten, belegte er die Waffen beim Korps der Braunschweiger. Die Angelegenheit sollte aber ein ganz anderes Gesicht bekommen.

Otto von Bismarck machte mittlerweile andere Bekanntschaften, nämlich die des jungen Amerikaners John Lothrop Motley, der zu Pfingsten nach Göttingen gekommen war, um hier zu studiren. Durch ihn wurde er mit anderen Amerikanern bekannt, mit Mitchell C. King und Amory Coffin. In Gesellschaft dieser neuen Freunde feierte er am 4. Juli den amerikanischen Nationaltag und verlebte dabei, wie er später erzählte, einige „glückliche Stunden". Außer diesen jungen Leuten befreundete er sich dem Studiosus Oldekop, der zuerst Kriegsrath in Hannover, dann Pastor in Altenwerder an der Elbe wurde. Freund Oldekop ist es wohl besonders zuzuschreiben, daß Bismarck von den „Braunschweigern" absprang und nach stattgehabter Aussöhnung bei den „Hannoveranern" eintrat. Die Folge war, daß er von sämmtlichen Mitgliedern des beleidigten Korps der Braunschweiger gefordert wurde, und er war so kühn oder so übermüthig, sie alle auf einen Tag zu bestimmen. Der Eintritt bei den Hannoveranern geschah am 7. Dezember 1832. Wie aber zwischen dem Frühstück und diesem Eintritt ein so langer Zwischenraum liegen konnte, ist chronistisch noch nicht sicher festgestellt. Vielleicht hatte das Frühstück später statt-

Göttingen. Bismarck's erste Wohnung, Rothe Straße.
(Nach einer Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen.)

gefunden, als man gewöhnlich annimmt. Doch wie dem auch sei, die Vorgänge an sich sind richtig.

Interessant ist es nun, hier eine Schilderung des Göttinger Studentenlebens zu bringen, welche Motley am 1. Juli 1832 seiner Mutter in Amerika gab.*) Er war kurz nach Pfingsten immatrikulirt worden. „Ich wurde vor den Senat der Universität berufen und schrieb da meinen Namen, was und woher u. s. w. in ein großes Buch. Dann gab ich dem dabei amtirenden Mitglied des Senats drei Reichsthaler für seine Mühe und steckte noch einen in die Armenbüchse. Ich mußte noch eine endlose Liste von Versprechungen unterzeichnen, die, wie ich glaube, niemals von irgend einem der Studenten im Mindesten gehalten werden und folglich ein sehr ungeeignetes Verlangen sind. Die hauptsächlichsten waren diese: Erstens den Gesetzen in toto zu gehorchen, sich keiner Landsmannschaft anzuschließen, kein Bier zu trinken, keine Duelle zu fechten u. s. w. . . .

Die deutschen Studenten sind sicherlich eine eigenthümliche und absonderliche Art von Wesen und mit nichts zu vergleichen. Die Universitäten sind das Heim aller Uebertreibungen, oder vielmehr ist es unmöglich, hier noch zu übertreiben, man fällt nur auf, wenn man sich kleidet oder benimmt, wie ein gewöhnlicher Christenmensch. Man begegnet auf der Straße kaum einem Studenten, dessen Anzug nicht wo anders einen Pöbelauflauf verursachen würde, auch begegnet man an einem Tage selten zwei, die gleich gekleidet gehen. Jedermann folgt seinem eigenen Geschmack und modelt sich nach seinem Schönheitssinn.

Das gebräuchlichste Gewand ist ein rothes Plaid oder ein blauer Sammetrock, von denen zwanzig auf einen von Tuch kommen. Der Kopf wird mit einer ganz kleinen Mütze bedeckt, in den Farben der Landsmannschaft, zu welcher

*) Siehe Briefwechsel von John Lothrop Motley. Aus dem Englischen übersetzt von A. Elße. Berlin, O. Janke.

Göttingen. Bismarck's Studentenwohnung vom Walle aus.
(Nach einer Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen.)

der Träger gehört. An den Stiefeln werden allgemein Sporen angebracht — völlig schuldlos an Pferdeblut, den Zeigefinger der linken Hand ziert immer ein enormer Siegelring (oft nur von Bronze), und Oberlippe und Kinn erscheinen männlicher durch Bärte — ich habe faktisch Studenten gesehen, deren Bart vier Zoll herab hing, und keinen giebt es ohne Schnurrbart. Eine lange Pfeife im Munde, eine Mappe unter dem Arm, ein bis zwei Bulldoggs an den Hacken vervollständigen das keineswegs übertriebene Bild des Göttinger Studenten.

Der Hauptgegenstand zur Einrichtung eines Studentenzimmers ist die Pfeife. Meistens sind zwanzig bis dreißig der verschiedensten Art darin aufgehängt — von Porzellan, von Meerschaum und Stein, alle mit Troddeln verziert in den Farben der Landsmannschaft, und Du hast keine Idee, wie wunderschön manche von den Pfeifen mit Landschaften bemalt sind, es sind sogar reizende Miniaturbilder darauf oder auch Wappen. Pfeifen sind unter Studenten das beliebteste Geschenk, und man kann alles, was man wünscht, darauf malen lassen, wenn man jemand eine geben will. Jedermann raucht, und raucht zu allen Zeiten, bei allen Beschäftigungen (nur ist es nicht erlaubt, auf der Straße zu rauchen, sonst aber) beim Lesen, Schreiben, Sprechen und Reiten. . . .

Nun sehe ich, daß ich noch nichts über deutsche Duelle gesagt habe. Das sind hier so gewöhnliche, alltägliche Vorfälle, ich denke mir schon gar nichts mehr dabei. Ich bin jetzt drei Wochen hier, und seitdem sind wenigstens vierzig meines Wissens ausgefochten worden, und ich weiß, daß mindestens einhundertundfünfzig demnächst stattfinden werden."

Motley läßt nun eine Beschreibung der bekannten Mensurenvorgänge folgen und fährt dann fort: „Du wirst wahrscheinlich keine sehr hohe Meinung von deutschen Studenten aus dem von mir gezeichneten Bild eingesogen haben, dennoch habe ich einige Freunde hier gefunden, die ich sehr bewundere und mit denen ich schon Brüderschaft getrunken habe."

Wahrscheinlich gehörte Otto von Bismarck zu diesen Freunden, denn drei Tage später feierte er ja schon mit Motley das amerikanische Nationalfest. In anderer Weise hat er seinen Studiengenossen in dem „Briefwechsel" nicht erwähnt.

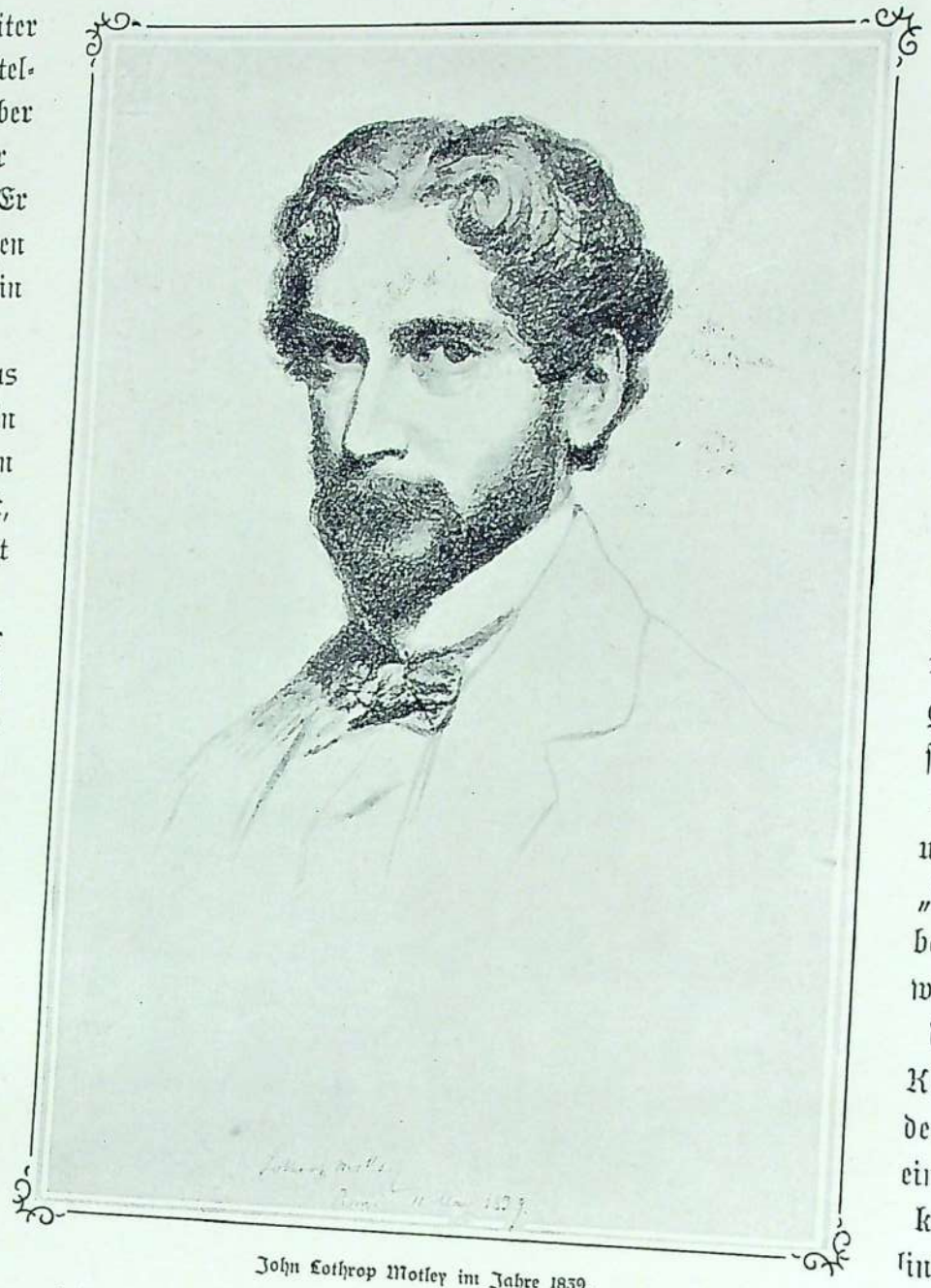
Er weiß jedoch auch viel Gutes von dem deutschen Studenten zu berichten, denn er erzählt weiter: „Die Deutschen sind sicher die musikalischste Nation auf Erden. Man findet kaum einen Studenten, der nicht tausend Lieder singen und wenigstens ein Instrument spielen könnte. Wir haben beim Mittagstisch (in der „Krone") eine ganze Musikbande, und es sind hier Konzerte in den öffentlichen Gärten mindestens jede Woche einmal. Die Deutschen scheinen mir die gutherzigsten, und Du wirst es kaum glauben, die enthusiastischsten Leute von der Welt. Ganz gewiß sind sie die allerfleißigsten und höchst lernbegierig. Fast alle Studenten studiren irgend etwas, die Meisten ganz unermeßlich viel und schreiben in den Vorlesungen jedes Wort nach, das der Professor sagt."

Die Beobachtungsgabe, welche Lothrop Motley in den drei Wochen, die er in Göttingen war, entfaltete, war ohne Zweifel aller Anerkennung werth

Göttingen. Bismarck's Studentenwohnung am Walle.
(Nach einer Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen.)

und befähigte ihn später vortrefflich zu seiner Stellung als Geschichtsschreiber und als amerikanischer Gesandter in Wien. Er war, wie wir später sehen werden, mit Bismarck sein Leben lang befreundet.

Man kann aus dem Briefe sich leicht ein Bild machen von dem Leben des Studenten Bismarck, nur muß man das zuletzt Gesagte abrechnen, denn Talent zur Musik besaß er gar nicht, wie überhaupt zu keiner Kunst, aber er liebte diese, wie auch die Musik. Auch der Fleiß, von dem er im ersten Semester noch angesteckt gewesen zu sein scheint, traf bei ihm später nicht mehr zu. Ueber sein Aeußeres hat er bekanntlich selbst bemerkt, daß ihm die Haare lang über den Rockkragen hinweg hingen und daß er damals einen „schwarzen Sammetrock, nicht etwa einen von Seidensammet", getragen habe, der wohl fast seine ganze Studentenzeit aushalten mußte, denn damals machten die Studirenden noch keinen Aufwand.



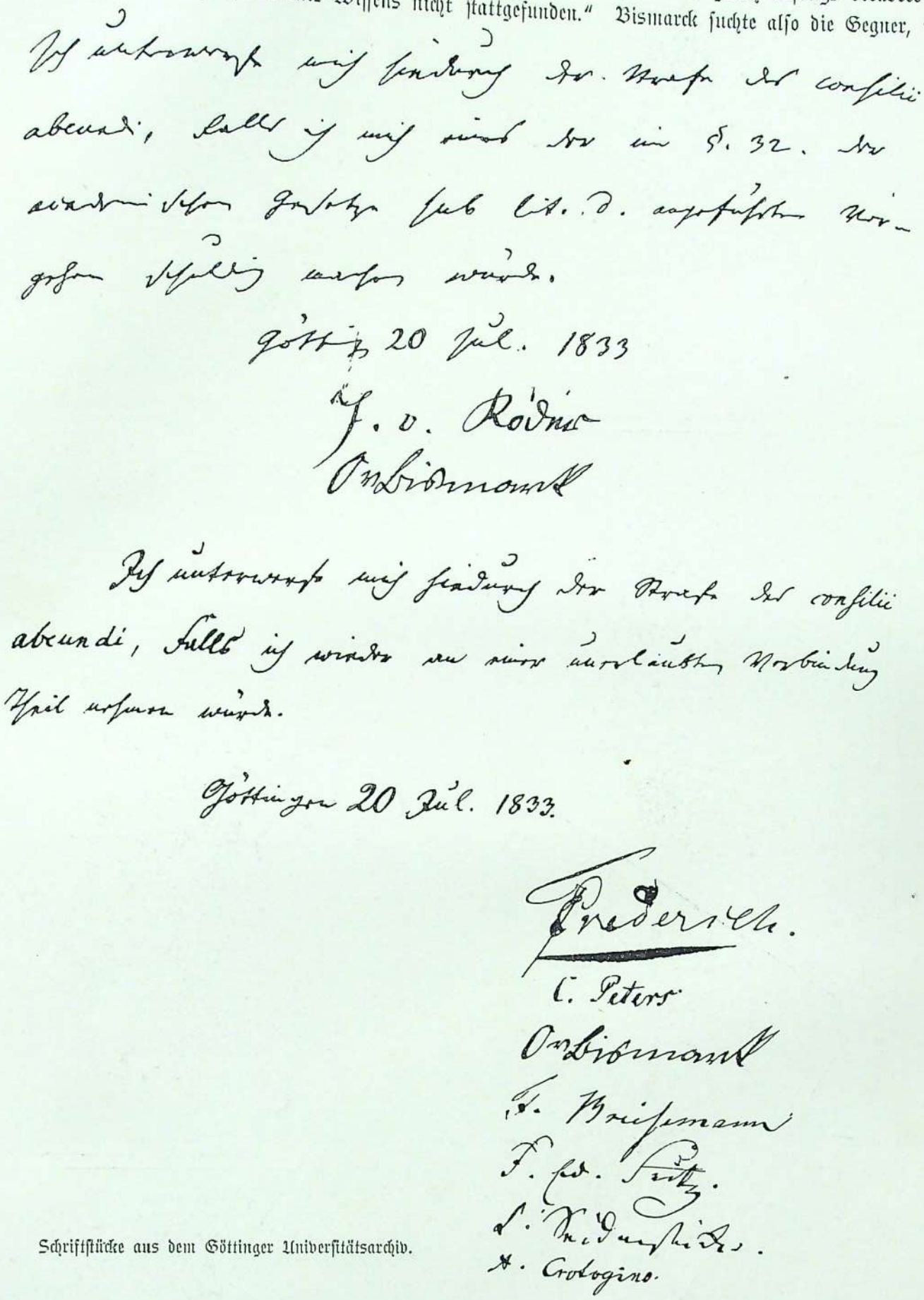
John Lothrop Motley im Jahre 1839.

Was das Pfeifenrauchen, Biertrinken und Duelliren betraf, so war Otto von Bismarck bald einer der ersten. Er hat in den beiden Semestern, wo er „Hannoveraner" war, achtundzwanzig Mensuren ausgefochten. Dabei war er so geschickt, daß er nie eine Verwundung davon trug und deshalb den Beinamen „Achilleus, der Unverwundbare" erhielt. Nur einmal wurde er durch die aus dem Korb abspringende Klinge seines Gegners Biedenweg verletzt und trug eine Narbe davon vom linken Unterkiefer bis zur linken Seite der Unterlippe. Der Hieb wurde aber nicht „Sind Sie der?" und zeigte damit auf den noch sichtbaren Schmiß im Gesicht. „Ja, Excellenz, der bin ich!" entgegnete Biedenweg, der allerdings nicht gelten lassen wollte, daß seine Klinge abgesprungen sei. Bereits im Januar 1833 leitete Bismarck als Unparteiischer ein Pistolenduell. Die beiden Studenten Knight und von Grabow hatten sich erzürnt und glaubten, darüber nur durch Kugelwechsel hinwegkommen zu können. In der Nähe des Gurkenkruges, einer ehemaligen Wirthschaft am Nosdorfer Wege, sollte die Sache ausgefochten werden. Die Geschichte wurde aber bekannt, und die Theilnehmer mußten sich zu einer Untersuchung auf dem Konzilienhaus stellen. Die Antworten, welche Bismarck hier gab, charakterisiren ihn deutlich und sympathisch. „Ich habe", sagte er, „die Streitenden veranlaßt, die ursprünglich verabredeten drei Schritt Barriere auf zwölf Schritt zu erweitern. Zwar willigten sie nur in eine Ausdehnung des Zwischenraums auf zehn Schritt ein, ich habe aber noch zwei Schritt hinzugesetzt und dies auch dem Arzt gesagt. Auch habe gerade ich die Mensur genommen, um sie mit Hilfe meiner langen Beine möglichst groß zu machen. Die Pistolen hat, wie ich

„Glückliche Stunden".

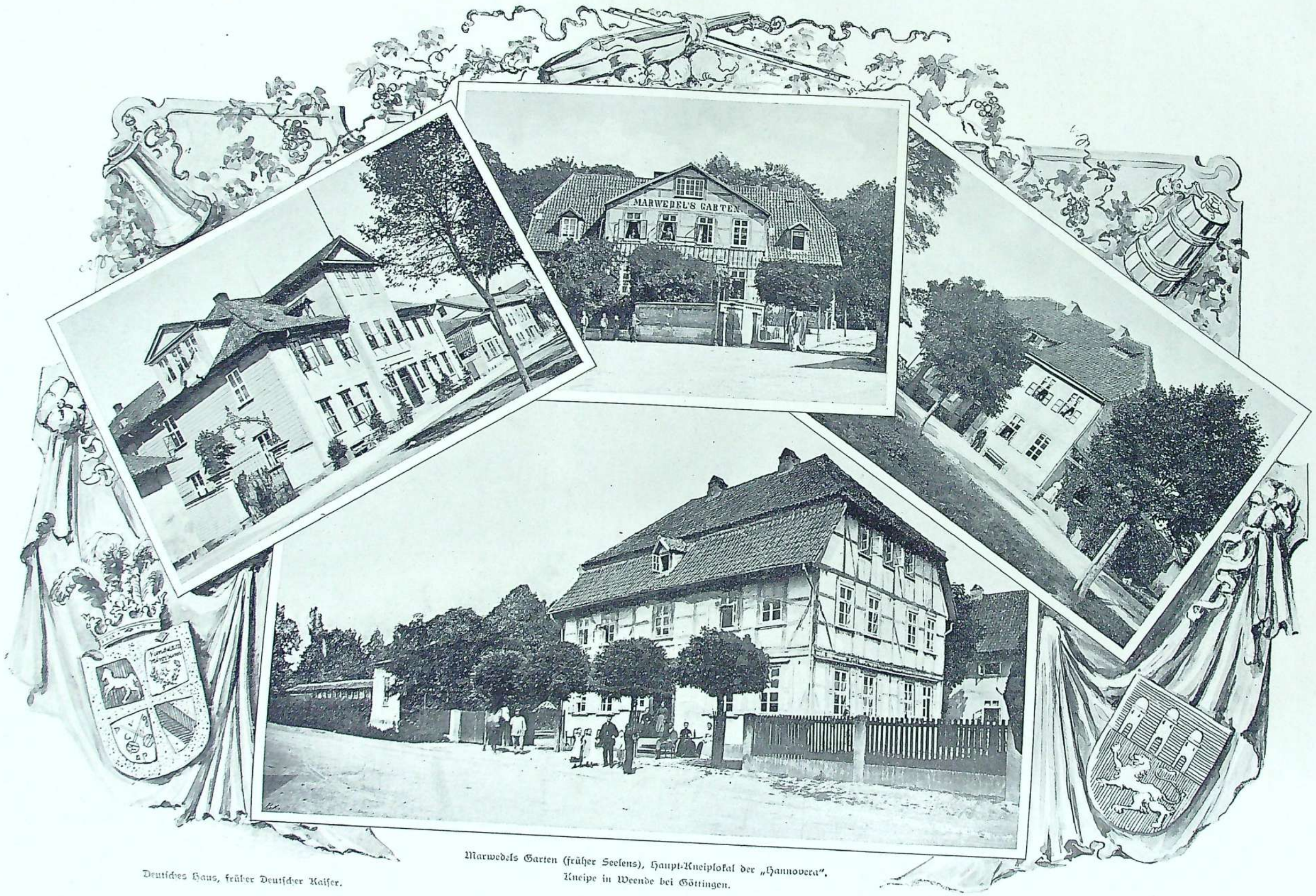
Studiosus v. Bismarck feiert am 4. Juli 1832 das Fest der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung mit seinen Freunden Motley, Ring und Cossin in Göttingen.
(Zeichnung von H. Wolff.)

glaube Knight mitgebracht, ich aber habe sie geladen. Außer dem Arzte war noch der Studiosus Wright zugegen." Letzterer war Knight's Sekundant, während bei Grabow der Studiosus von Reden dieselbe Stelle einnahm. Bismarck nannte aber Reden nicht. „Es ist nur eine Kugel gewechselt worden," fuhr er fort, „wie dies gleich anfangs verabredet gewesen war. Eine förmliche Versöhnung hat meines Wissens nicht stattgefunden." Bismarck suchte also die Gegner, so viel als



möglich, zu entlasten und seine Thätigkeit in bester Absicht in den Vordergrund zu stellen. Er erhielt als Strafe zehn Tage Karzer, da er aber auf die erste Aufforderung nicht erschien, bekam er noch einen Tag zur Strafe hinzu.

Ein anderes Mal war er selbst mit den Kommilitonen Volquardt Momsen aus Hornstädt, Markus Wright und Heinrich Schuster aus Weilburg Schlägermensuren eingegangen. Das Universitätsgericht hatte aber gleichfalls Kenntniß davon erhalten, es verbot ihm, es war im April 1833, die Mensuren bei Strafe der Relegation. Und Ende April mußte er das Duell mit August Wilhelmy aus Langenschwalbach wegen gleicher Androhung unterlassen.



Deutsches Haus, früher Deutscher Kaiser.

Marwedels Garten (früher Seelens), Haupt-Kneiplokal der „Hannovera".
Kneipe in Weende bei Göttingen.

Die Landwehr-Wirthschaft.

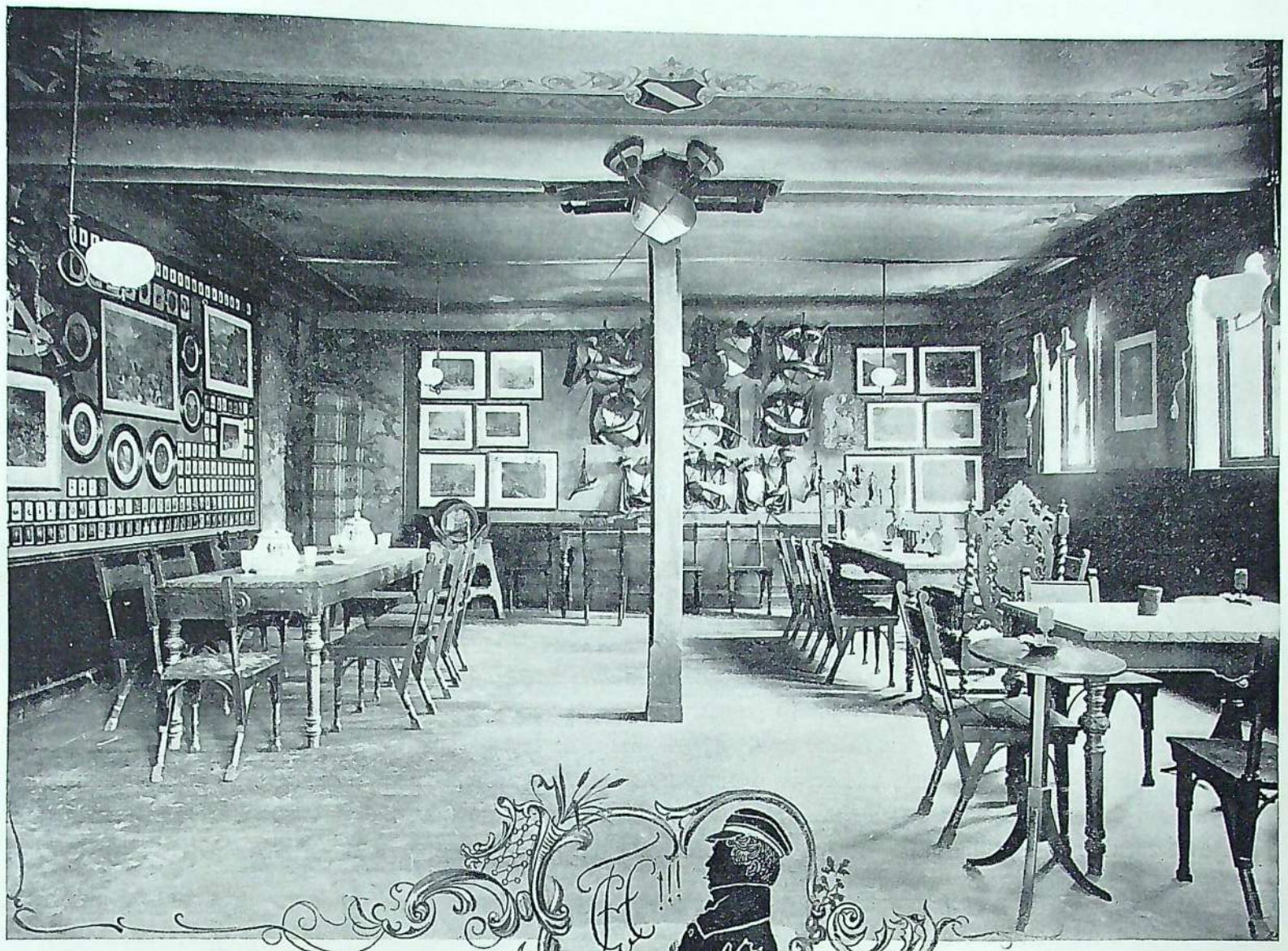
Göttinger Kneiplokale.

(Nach einer Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen.)

Göttinger Kneiplokale.

(Nach einer Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen.)

Man sieht, der Senat paßte ihm sehr scharf auf. Im folgenden Monat wohnte er einem Duell zwischen dem „Westfalen“ von Röder und dem „Lüneburger“ Schwarz als Zuschauer bei. Auch das ward entdeckt, und er erhielt dafür drei Tage Karzer und das bedingte consilium abeundi. Derselbe Monat Mai brachte ihm wegen einer andern Unbotmäßigkeit noch härtere Strafe, denn er erhielt vier Tage strengen Karzer und mußte die bedingte Unterschrift des consilium abeundi geben, wegen „Theilnahme an einer ohne Erlaubniß fortbestandenen Gesellschaft, Theilnahme an Berathungen der Gesellschaft, welche außer dem Kreise des Geselligen lagen, Beschickung des Seniorenkonvents durch Mitglieder der Gesellschaft und besondere Thätigkeit hierbei.“ Die Sache verhielt sich nämlich so. Nach dem Regulativ vom 26. April 1832 mußte



Göttingen.
Die Korpskneipe der „Hannovera“.

die Erlaubniß zur Fortdauer ihrer Vereinigung von jeder Verbindung erneuert werden. Nun hatte vor nicht langer Zeit das „Frankfurter Attentat“ stattgefunden, nämlich die Erstürmung der Frankfurter Hauptwache durch Burschenschafter, infolgedessen die studentischen Verbindungen sehr streng bewacht und in ihren Freiheiten beschränkt wurden. Die „Hannovera“ hätte nun die Erlaubniß einholen müssen, doch Otto von Bismarck hatte diese Einholung als Senior unterlassen, da er befürchtete, die Erlaubniß nicht zu erhalten.

Einmal erkrankte er in seiner Göttinger Studienzeit am kalten Fieber. Der Arzt verschrieb dagegen Chinin. Zufällig kam zu dieser Zeit eine Postsendung Schlackwurst und Spickgans von daheim an. Die heimathlichen Leckerbissen reizten trotz des Fiebers seinen Appetit so, daß er anstatt des Chinins zwei Pfund Schlackwurst verzehrte, dann spazieren ging und dabei sich mit ein paar Krügen Bier stärkte. Des andern Tages war die Krankheit verschwunden und freudig verkündigte er dies dem Arzt, als er ihn zu besuchen kam. Der Arzt meinte, daß das die Wirkung des Chinins sei, wie erstaunte er aber, als Bismarck ihm lachend erzählte, daß ihm diesmal zwei Pfund Schlackwurst und seine gute Natur geholfen hätten.

Dem Rauchen, besonders dem Pfeifenrauchen hat er sein Leben lang gehuldigt. In Versailles bot er einst Jules Favre, der zur Unterhandlung bei ihm erschien, eine Cigarre an, die dieser als Nichtraucher ablehnte. „Sie haben Unrecht,“ entgegnete Bismarck nach Graf Herissons Memoiren, „wenn man eine Unterhaltung beginnt, die zuweilen zu Diskussionen

führt, Heftigkeiten in der Sprache hervorruft, dann ist es besser, daß man beim Sprechen raucht. Wenn man raucht, sehen Sie, so lähmt die Cigarre, die man hält, die man in den Händen wirbelt, die man nicht fallen lassen will, ein wenig die physischen Bewegungen. Moralisch, ohne uns in keiner Weise unserer geistigen Fähigkeiten zu berauben, beruhigt sie uns. Die Cigarre ist eine Ablenkung; dieser blaue Rauch, der in Spiralen emporsteigt und dem man wider Willen mit seinen Augen folgt, erfreut Sie, macht Sie versöhnlicher. Man ist glücklich. Der Blick ist beschäftigt, die Hand hat etwas zu thun und der Geruchssinn ist befriedigt. Man ist geneigt, sich gegenseitige Konzessionen zu machen, und unser Geschäft als Diplomaten besteht aus gegenseitigen unaufhörlichen Konzessionen. Sie, der Sie nicht rauchen, haben über mich, den Rau-

Die „Alte Fink". Das Frühschoppenlokal der „Hannovera".

cher, einen Vortheil. Sie sind eher geneigt, sich hinreißen zu lassen, einer ersten Bewegung zu folgen."

Durch sein Duelliren und flottes Leben erhielt Bismarck einen Ruf in Göttingen. Er war außerdem eine ansehnliche Erscheinung, deren männlich-ernstes Auftreten allgemeine Achtung erwarb. Deshalb luden ihn einstmals die „Thüringer" in Jena zu sich ein.

Ein Universitätsfreund, Herr von Trotha, schloß sich ihm auf dieser Gastfahrt an.

Mit Feierlichkeit führte ihn die „Thuringia" in Jena ein, und bald wechselten Festkommerse, Mensuren und Bierfahrten mit einander ab. In dulci jubilo ging es einige Tage so hin, und die Gäste wurden sehr gefeiert.

Plötzlich wurde Bismarck eines Morgens, als er noch im Bett lag, durch den Besuch des wackeren Jenenser Pedells Kahle beehrt, der ihm mit Bedauern, wie er sich höflich ausdrückte, die Aufforderung überbrachte, „binnen hier und zwei Stunden Jena und Umgebung unter Bedeckung des im Senatsauftrage gekommenen Göttinger Pedells zu meiden, weil Anzeigen vorhanden seien, daß die beiden Göttinger Studenten die akademische Jugend Jenas zu allerlei ausgelassenen Streichen und Trinkgelagen verleiteten."

In der Jenenser Studentenschaft wurde die Nachricht im Nu bekannt und erregte großes Aufsehen. Die Göttinger Mensur- und Kneipkoryphäen ohne Sang und Klang abziehen zu lassen, gefiel den Jenenser Studenten aber nicht. Die „Thüringer",

Göttingen. Kneipzimmer in der „Alten Fink".
(Aufnahme von H. Hoyer in Göttingen).

denen sich ein großer Theil der übrigen anschloß, veranstalteten sofort einen glänzenden Auszug. Otto v. Bismarck und Herr v. Trotha wurden in einen sechsspännigen Galawagen gesetzt, ein paar Jenenser Kommilitonen nahmen ihnen gegenüber Platz, und so ging es unter vollem Chorgesange des Liedes

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus“ zum Thore hinaus. Der feierliche Abschied entschädigte die beiden Göttinger völlig für die Maßregelung.

Im Jahre 1892 erinnerte er sich dieser Tage und sagte auf dem Markte in Jena: „Ich habe erst zur Zeit des Erfurter Parlaments Thüringen auf längere Zeit wiedergesehen, wenn ich einen kurzen Aufenthalt in Jena, den der damalige Senat noch abzukürzen das Bedürfniß hatte, abrechne.“

Kam er jetzt in den Ferien nach Hause, war die Mutter freilich nicht so sehr angenehm überrascht, wenn sie die Umwandlung ihres Sohnes erwog und bemerkte, daß er gerade in den von ihr verpönten Fertigkeiten excellirte, nämlich im Rauchen, Trinken, Duelliren. Allein eine große Freude mußte sie doch darüber haben, daß ihr Liebling sich kräftig entwickelte und an seinem inneren Menschen keinen Schaden genommen hatte. In diesen Ferien geschah es einmal — es war im Sommer 1833 — daß Otto von Bismarck in Zimmerhausen den Lieutenant Albrecht von Roon, welcher sich dort in topographischen Angelegenheiten aufhielt, kennen lernte. Die Jagdflinte auf dem Rücken begleitete er mit seinem Freunde Moritz von Blankenburg öfter durch Wald und Feld den späteren großen Mitarbeiter an Deutschlands Einigung.

Was für Gesinnung Otto von Bismarck auf die Universität mitbrachte und warum er bei einem Korps eintrat, das hat er in der bekannten Rede dargelegt, welche er beim Empfange der alten Burschenschafter in Veranlassung seines 80. Geburtstages zu Friedrichsruh hielt. Wir wollen die betreffende Stelle hier kurz wiederholen: „Ich bin bei der ersten Berührung mit der Burschenschaft, wie ich zur Universität kam, von dem Vorurtheil der Korpsburschen im Allgemeinen geleitet gewesen. Außerdem war es Zufall, daß ich gerade mit Burschenschaftern in Berührung kam, die den gesellschaftlichen Schliff nicht hatten, den ich von Berlin her gewohnt war,“ — Lothrop Motley nannte die damaligen Burschenschafter Göttingens den Abschaum (!) der Universität — „und daher kam meine Abneigung, obgleich ich schon damals nationaldeutschen Glauben hatte und an die deutsche Einheit glaubte und die Wette einging, daß sie in 20 Jahren geschaffen sein würde — es war Anno 1832 — was nicht ganz zutraf; aber es widerstrebte mir doch das persönliche Material, möchte ich sagen, der damaligen Burschenschaft. Sehr viel trug dazu auch die alterthümliche Tradition der Mensur bei, sie schlugen sich damals nicht, die Burschenschafter, jetzt thun sie es. Es ist das auch nicht nöthig; ich denke heute ruhiger über diese Dinge, aber die Aeußerlichkeiten sind es, glaube ich, vorzugsweise gewesen, die mich, wie ich mit siebenzehn Jahren nach Göttingen kam, davor behütet haben, mit Dambach und der Untersuchungs-Kommission in nähere Beziehung zu kommen. Der Eingang zu der politischen Situation oder vielmehr die Führer, die ich dazu finden konnte, mißfielen mir persönlich. Ich war von den Berliner Gymnasien mit nationaler Gesinnung, ja ich muß sogar sagen, mit ziemlich republikanischer abgegangen — Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und Graues Kloster — ohne daß irgend eine Absichtlichkeit im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war, aber in uns jungen Leuten wirkte der ganze Strom, den wir aufnahmen, dahin, daß wir für Harmodius und Aristogiton eine gewisse Sympathie übrig behielten und es schwer verständlich fanden, warum so viele Leute einem gehorchten, wenn er ihren Wünschen und ihrer Geschmacksrichtung als Herrscher nicht entsprach.“

Otto von Bismarck auf Pommern

Silhouette im Besitze der „Hannovera“.

Daß Bismarck den „nationaldeutschen Glauben“ besaß, beweisen auch Thatsachen aus seiner Studienzeit. Er soll sogar sein erstes Duell darum ausgefochten haben, und zwar gegen einen Engländer, welcher „den deutschen Michel mit der Schlafmütze über den Ohren und dem bunten Schlafrock aus sechsunddreißig Lappen und Läppchen“ verlacht hatte. Bismarck schmetterte ihm zunächst die Worte aus Schillers „Cabale und Liebe“ entgegen: „Umgürte Dich mit dem ganzen Stolze Deines Englands, ich verachte Dich, ein deutscher Jüngling!“ Darauf folgte das Duell.

Noch ein anderer Vorfall spricht für seinen „deutschen Glauben“, wie Moritz Busch in seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute“ erzählt. Bismarck berichtet darin selbst: „Ich erinnere mich vor dreißig und mehr Jahren in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um 25 Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewinne. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er todt. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg. Das Merkwürdigste dabei ist, daß ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit

Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte." Das waren eben die Burschenschafter.

Wenn wir oben das Studentenleben „schöne Tage wilder Freiheit" genannt haben, so darf man nicht denken, daß Bismarck sich zu gemeinen Streichen hergegeben habe. Er war stets eine vornehme Natur, und wie er eine Abneigung gegen das Häßliche in Kleidung und Manieren hatte, so verachtete und mied er das Niedrige in Charakter und Gesinnung. Es ist ihm keine einzige Gemeinheit nachzuweisen, obwohl eine parteipolitische Zeitung die Dreistigkeit besaß, dies in ausgiebiger Weise zu versuchen. Sein offener, ehrlicher Charakter bäumte sich stets gegen das Unrecht auf, auch wenn es nur in Rigorosität gegen Korpsfeinde bestand. Ein bezeichnendes Beispiel ist uns hierfür aufbewahrt worden. Ein Korps wurde vom Seniorenkonvent aus einer Veranlassung hart bedrängt. Das Korps war in der Minderheit und vermochte nicht mit Rechtsgründen dagegen aufzukommen. Da trat Otto von Bismarck, dessen Rechtsgefühl erregt wurde, muthig für das Korps ein, selbst auf die Gefahr hin, daß er sich mit seinen eignen Korpsgenossen erzürnte.

Was also „die Wildheit" betraf, so hatte er sich nichts Bedeutendes vorzuwerfen, und was den Mangel an Collegienbesuch angeht, so hat ja sein innerre Trieb und sein guter Kern, der ihn überall auf Gediegenheit und höheres Streben hinwies, später das Fehlende zu ergänzen gewußt. Nicht jede Natur erreicht nach der Schablone ihr Ziel oder ihre Bestimmung.

Trotzdem nun alles bei Bismarck zum Guten ausschlug, so gestand er doch zu seinem achtzigsten Geburtstag den ihn beglückwünschenden alten Korpsstudenten, daß er im Rückblick auf seine Studienzeit das damalige Leben anders eingerichtet haben würde, wenn er reiferen Verstand und größeren Ueberblick gehabt hätte. Es ist hier der Ort, sich dieser Worte zum Theil wieder zu erinnern. Er sagte: „Sie kommen im Namen der Korps, und wenn ich an mein Korpsverhältniß zurückdenke, so muß ich doch sagen, daß die schwarzen Punkte, die ich beim Rückblick in die Jugend finde, in meinem Korpsverhältniß liegen, ich hätte mehr gearbeitet, wenn ich nicht im Korps gewesen wäre, und hätte weniger Schulden gemacht. Heutzutage kommt der Korpsstudent mit dem Mehrfachen nicht aus, das ist eine betrübte Sache, daß sie zu sehr in Luxus ausarten. Wie ich in Göttingen war, da hatten die Meisten wenig über 300 Thaler Wechsel — 400 war schon über dem Mittelstand und 600, 800 war das Allerhöchste, höhere gab es, glaube ich, kaum. Wer dachte zu unserer Zeit an stilvolle Korpshäuser, die man jetzt hat. Mich haben die wenigen Schulden, mit denen ich Göttingen verließ, Jahre lang in üble Laune gebracht, und wenn ich mit derselben Vergnügungsfähigkeit heute studirte, so glaube ich, würde ich im Leben nicht los werden, was mich damals drückte."

Die Göttinger Karzer-Thüre.

Von Strafen hatte er einige Male wegen Duellirens Karzer erhalten, wie auch in dem Abgangszeugniß vermerkt wurde, ferner mußte er deshalb auch das consilium abeundi unterschreiben und einige Male einen Thaler bezahlen, weil er gegen Verbot auf der Straße geraucht hatte. Das Zeugniß, welches ihm Prorektor und Senat bei seinem Scheiden von Göttingen im Herbst 1833 ausstellten, fiel nicht ungünstig aus. Es lautete:

„Wir Prorektor und Senat der Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Georg-Augusts-Universität bezeugen hierdurch, daß der Studirende Leopold Otto von Bismark*) aus Schönhausen am 10. Mai 1832 als der Rechte Beflissener unter die Zahl der hiesigen Studirenden aufgenommen ist und sich von der Zeit an bis jetzt Studirens halber hierselbst aufgehalten

*) Auch hier steht noch ein einfaches k.

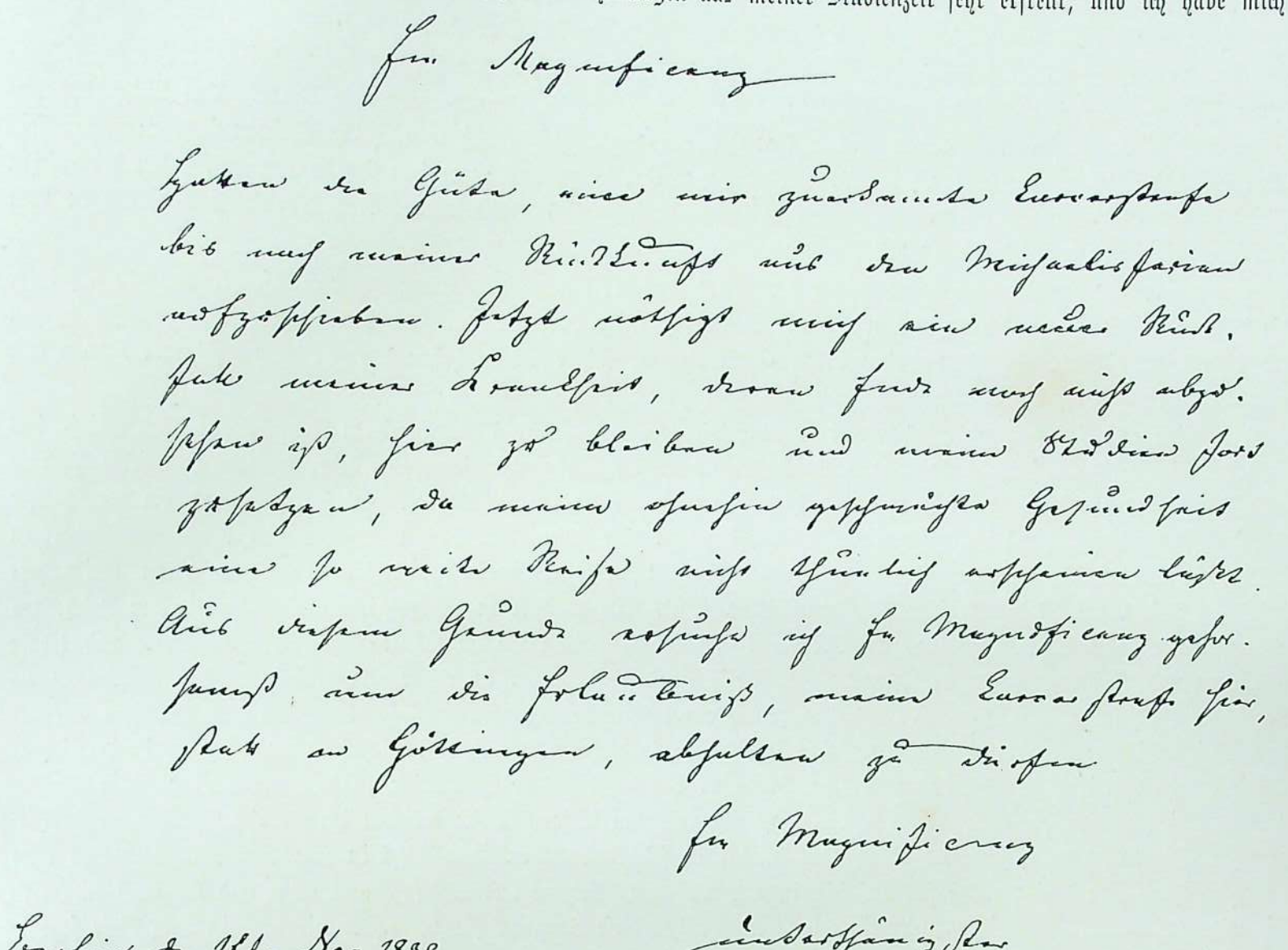
hat. Hinsichtlich seines Betragens wird bemerkt, daß außer einigen weniger erheblichen Rügen Karzerstrafen u. s. w. gegen ihn erkannt worden sind.

Gegeben unter meiner, des jetzigen Prorektors, Unterschrift und unter Beidrückung des Universitätssiegels.

Gieseler."

Als dem Fürsten 1885 die von Otto Meier zusammengestellten Universitätsnachrichten, welche auf den Studenten Bismarck Bezug hatten, zu Gesicht kamen, antwortete er dem Sammler:

„Sie haben mich durch die aktenmäßigen Mittheilungen aus meiner Studienzeit sehr erfreut, und ich habe mich



bei der Lektüre Ihrer Aufzeichnungen mit einer gewissen Wehmuth in meine Jugend zurückversetzen können. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß das Universitätsgericht nachsichtiger über mich urtheilte, als ich nach meinen Erinnerungen verdiente."

Die nächste Universität, welche er nun besuchte, war Berlin, denn dort zog der berühmte Rechtslehrer v. Savigny viele Zuhörer an. So glatt verlief jedoch die Uebersiedelung nicht. Er hatte von Göttingen aus noch eine Karzerstrafe zu verbüßen, und da die Formalitäten sich bis über den Abgang hinaus erstreckten, so stellte er das Gesuch, die Strafe in Berlin verbüßen zu dürfen. Die Erlaubniß dazu empfing er erst im Dezember, denn am 7. d. M. gestatteten ihm Prorektor und Senat, „die Karzerstrafe in Berlin abzusitzen."

Als er die neue Universität bezog, hatte er entschieden die Absicht, tüchtig zu arbeiten und Versäumtes nachzuholen. Allein zum Besuche der Vorlesungen hatte er nun einmal kein Zeug, selbst Savigny hörte er nur ein paar Mal. Dagegen

*) Wir bringen ein Faksimile dieses interessanten Schriftstückes, obwohl es, nach Ansicht des Fürsten, nicht sein Originalbrief, sondern eine Copie von anderer Hand ist. Die Redaktion.

nahmen ihn die studentischen Freuden noch einmal mit ihrem Zauber gefangen, und er genoß sie noch einmal in durstigen Zügen.

Sehr lehrreich war ihm in Göttingen der Umgang mit dem nachmaligen Geschichtsschreiber John Lothrop Motley gewesen. Dieser studirte ebenfalls die Rechte, begegnete aber Bismarck noch im Besonderen im hohen Interesse für die Geschichte. Bei ihren Zusammenkünften lernte der eine vom andern, der Amerikaner deutsche Tüchtigkeit des Charakters, der Deutsche vermehrte Kenntnisse in den Wissenschaften, besonders in der Geschichte, denn Motley besaß einen ernsten, stets auf das Wissenswerthe gerichteten Sinn. Da war es denn eine große Freude für Bismarck, daß der Freund mit ihm zugleich nach Berlin ging, wo Motley sofort sein Leben nach ernstem Zweck regelte.

Der Umgang mit einem so zielbewußt strebenden Altersgenossen mußte für Bismarck, bei aller Selbstständigkeit seines Wesens, unterrichtend und vorbildlich sein, denn auch er war im Grunde eine ernste Natur. Das Sichvorbereitenlassen durch einen „gelehrten Thebaner" hat er ihm später nachgemacht, so daß er nach den üblichen sechs Semestern sein Auskultatorexamen bestehen konnte. Die Vorbereitung war eine kurze, und es ergiebt sich daraus, daß neben der raschen Fassungsgabe Bismarcks auch seine Kenntnisse des Rechts bereits grundlegende waren, trotz der vielen Abhaltungen vom Studium, die sein Verbindungsleben mit sich brachte.

Der ernste Ton, welcher den Umgang der beiden Freunde durchklang, war sicher die Ursache, weshalb sich beide die Treue für das ganze Leben gehalten haben. Freundschaftliche Verbindungen zum Zwecke des Lebensgenusses pflegen sich schnell zu schließen, aber sie vergehen leicht wie Strohfeuer, sichere Dauer haben dagegen die zu höherem Zwecke und aus edleren Ursachen geknüpften.

Eine von diesen edlen Ursachen war es, die Bismarck in Berlin sich noch einem Freunde anschließen ließ, das war der Studiosus Graf Kayserlingk aus Kurland. Seine Begabung war jedenfalls keine geringe und seine Lebensauffassung keine oberflächliche, denn er wurde später Kurator der Universität Dorpat. Graf Kayserlingk, ein vorzüglicher Klavierspieler und großer Verehrer der Musik, erschloß ihm eine neue, oder doch wenigstens bisher nur unvollkommen bekannte Seite des Empfindens. Er lehrte ihn Beethoven kennen und verstehen, dessen Sonaten er selbst meisterhaft vortrug. Zum ersten Male trat hier Otto von Bismarck als Eingeweihter in das geheimnißvolle, wunderbare Reich, wo alle unsere Gefühle veredelt werden, wo Freude, Hoffnung, Muth, Liebe ungeahnte Schönheit, Steigerung und Kraft gewinnen und Schmerz, Haß, Verbitterung, Trostlosigkeit dahinschmelzen in milde Harmonie, wo das frohe Herz zu begeistertem Mitjubel hingerissen wird und das gepreßte erleichternde Thränen vergießt, kurz, wo des Menschen Gefühle von irdischer Schwere befreit werden, wo unsere Phantasie, die allbelebende Sonne des Herzens und Geistes, in herrlichster Weise entzündet wird. In den Stunden, wo Bismarck den ergreifenden Harmonien zuhörte, welche der große Meister Beethoven jener mächtigen Welt entnahm, die uns sicher erst zum kleinen Theile bekannt ist und einer großen, beklagenswerthen Menge von Menschen stets verschlossen bleibt, in solchen Stunden kam Ruhe in sein vom Studentenleben wild bewegtes Herz, eine Weihe ergoß sich auf sein inneres Drängen, Sehnen und Wünschen, Andacht und Rührung stimmten seinen gegen andere oft trotzigen Jugendsinn milder. Er hat diese Stunden nie vergessen, nie aber ist auch diese segensreiche Wirkung der Musik auf ihn jemals wieder verloren gegangen.

In seinem sechsten Semester machte er sich, wie Freund Motley, mit Hilfe eines Einpaukers daran, sich zum Examen vorzubereiten, und er bewältigte den umfangreichen Stoff so rasch, daß er, am 25. März 1835 exmatrikulirt, schon am 20. Mai seine Auskultatorenprüfung bestand.

Am 4. Juni 1835 wurde er in Berlin beim Stadtgericht als Auskultator und Protokollführer eingeführt.

Kein rechter Bursche kann anders als mit Wehmuth, ja mit tiefer Rührung vom Studentenleben und denen, welche ihm währenddessen treu zur Seite standen, scheiden. War Bismarck auch nie sentimental gewesen, und hatte er sich auch an seine meisten Bekannten nicht näher angeschlossen, er mußte diese Wehmuth empfinden, denn die verflossenen drei Jahre hatten ihm eine so reiche Fülle von Freuden gewährt, wie sie ihm das spätere Leben nie wieder in solcher Menge und so begeisterungsvoll, so überschäumend bringen konnte. Gewiß ging es, als er den Abschied von seinen Genossen feierte, durch die Runde, wie es in dem alten studentischen Abschiedsliede hieß:

„Noch einmal schwebt auf unsren Kreis herab,
Entflohene Geister mancher frohen Stunde!
Vergangenheit, entsteig dem dunklen Grab,
Gieb uns noch einmal deine frohe Kunde,
Zeig uns die Bilder der vergangnen Lust!
Sind alle Töne schon mit dir verklungen? —
Die tönen noch! Es blieben uns Erinnerungen,
Die nie verklingen in der treuen Brust.

„Es ist kein Traum, was uns so hehr umschwebt,
Drum laßt den festen Glauben nicht ermatten!
Zur Wahrheit wird's, was kräftig in uns lebt,
Wirft auch das Leben seine dunklen Schatten.
Drum achtet's klein, was draußen euch bedroht;
Ihr standet hier für Wahrheit und für Ehre,
So wollet stehn dem Vaterland zu Schutz und Wehre:
Dies euer Heil im Leben und im Tod!"

Portrait-Skizze aus dem Jahre 1834.

Zeichnung von Gustav v. Kessel.

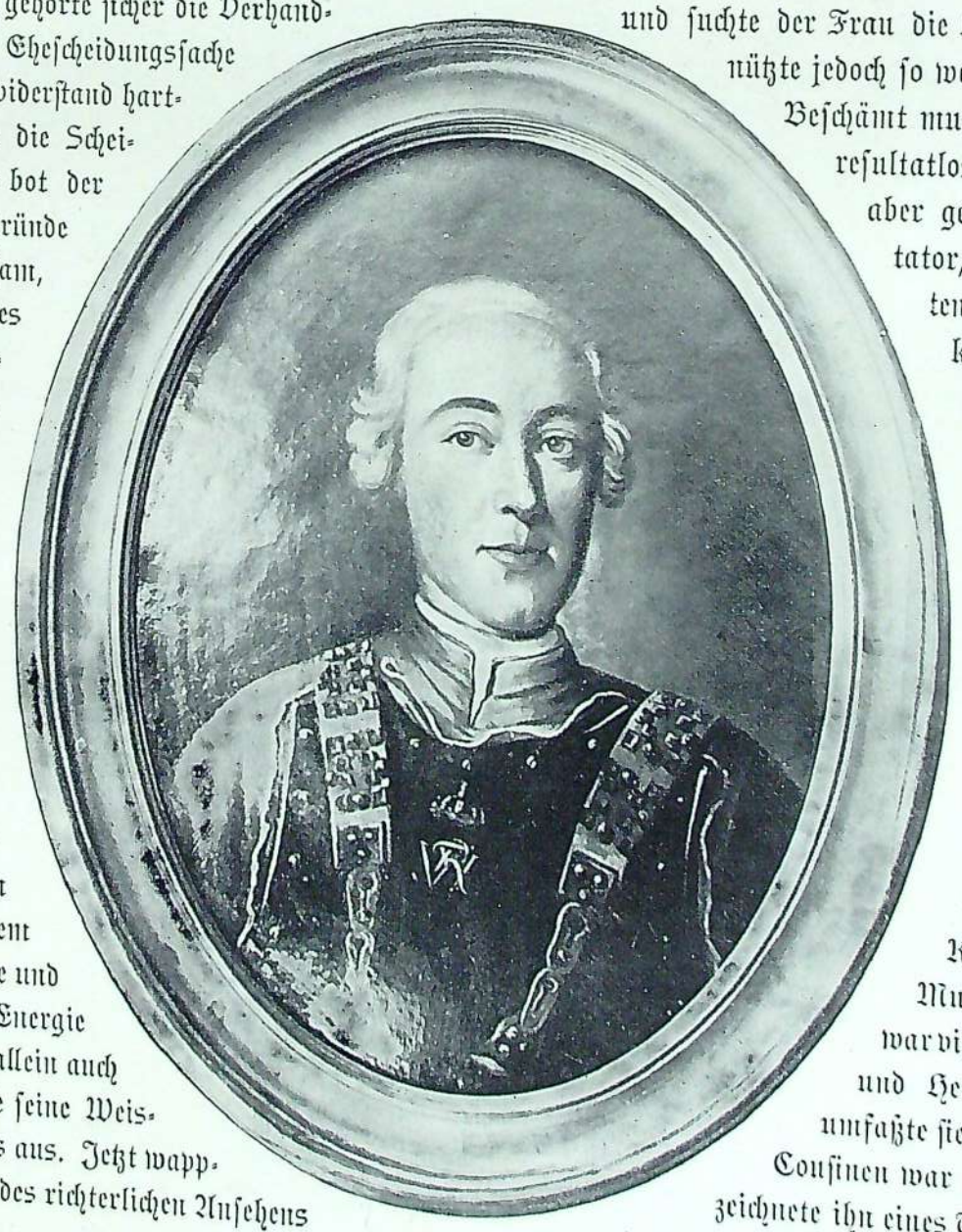
In Sturm und Drang.

Zusammen mit seinem Bruder Bernhard, der bisher Offizier bei der Garde gewesen war, nun aber seine Universitätsstudien zum Abschluß bringen wollte, nahm der zwanzigjährige Auskultator seine Wohnung wieder in der Behrenstraße. Bernhard von Bismarck machte auch im nächsten Jahre sein Referendarexamen und trat bei der Regierung in Potsdam ein. Dem an militärische Zucht gewöhnten Bruder mochte das immer noch burschikose Leben Otto's wohl öfter Kopfschütteln erregen, noch häufiger aber herzliches Lachen erwecken, wie zum Beispiel, als er folgenden Vorfall erfuhr.

Eines Vormittags mußte der Auskultator auf dem Stadtgerichte einen richtigen Berliner zu Protokoll nehmen, dessen Zungenfertigkeit und „Schnoddrigkeit" ihn aus dem Gleichgewicht brachte. Er springt vom Stuhle auf und herrscht den Unverschämten an: „Herr, menagiren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!" Der anwesende Stadtgerichtsrath klopft dem erzürnten Auskultator sanft auf die Schulter und sagt etwas engherzig: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!" Die Vernehmung geht weiter, allein bald wird der Berliner noch dreister. Da ruft ihm Bismarck entgegen: „Herr, menagiren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen!"

Vorher hatte der Auskultator eine Nase bekommen, jetzt machte der Herr Rath selbst eine, aber eine lange.

Bismarck's Abneigung gegen den Justizdienst wurde dadurch nicht vermindert, wohl aber kamen öfter Fälle vor, die sie verstärkten. Dazu gehörte sicher die Verhandlung, welche er in einer Ehescheidungssache zu leiten hatte. Die Frau widerstand hartnäckig dem Ansinnen, in die Scheidung zu willigen. Jetzt bot der Auskultator alle Gegengründe auf und trug sie so beredtsam, als er nur konnte, vor, es half nichts, die Frau bestand auf ihrer Weigerung. Rathlos erhob sich endlich Bismarck und ging zu einem älteren Kollegen, ihn bei seiner noch nicht genügenden Erfahrung fragend, was nun in der Angelegenheit zu thun sei. Der Kollege zuckte spöttisch mit den Achseln, erhob sich und übernahm die Verhandlung, im sicheren Glauben, daß es dem Auskultator nur an Würde und Geschick fehle. Mit aller Energie drang er auf die Frau ein, allein auch er hatte keinen Erfolg, alle seine Weisheit richtete ebenfalls nichts aus. Jetzt wappnete er sich mit den Waffen des richterlichen Ansehens und suchte der Frau die Hölle heiß zu machen, das nützte jedoch so wenig wie die Beredtsamkeit. Beschämt mußte er die Verhandlung als resultatlos schließen. Sein Verhalten aber gegen den jüngeren Auskultator, sowie die zu Tage getretene menschliche Unzulänglichkeit des Richterthums verleideten Bismarck seinen Beruf noch mehr.



Ahnherr des Fürsten.
(Nach dem Original-Gemälde in Friedrichsruh.)

Angenehmer gestaltete sich sein geselliges Leben in der Residenz. Er verkehrte viel in der Familie des ihm verwandten Grafen von Bismarck-Bohlen, noch mehr aber in der mit Töchtern gesegneten Familie der Generalin von Kessel, der Schwester seiner Mutter. In dieser Familie war viel heitere Lebensauffassung und Herzlichkeit zu finden, auch umfaßte sie viele Talente. Eine seiner Cousinen war eine tüchtige Malerin, sie zeichnete ihn eines Tages. Nach diesem Bilde trug er einen kleinen Schnurrbart, dichtes, nicht

gerade sorgfältig geschnittenes Haar, Halsbinde und einen Rock mit hohem Kragen. Der Ausdruck des Gesichts weist auf Energie, Gradheit und Aufmerksamkeit hin. In der That machten ihn auch diese Eigenschaften in den Berliner Kreisen beliebt, und seine Frische und sein Humor, wenn dieser auch manchmal etwas kräftig war, brachten Leben in die Gesellschaft. Im Uebrigen hatte er ein vornehmes, höfliches und ritterliches Wesen.

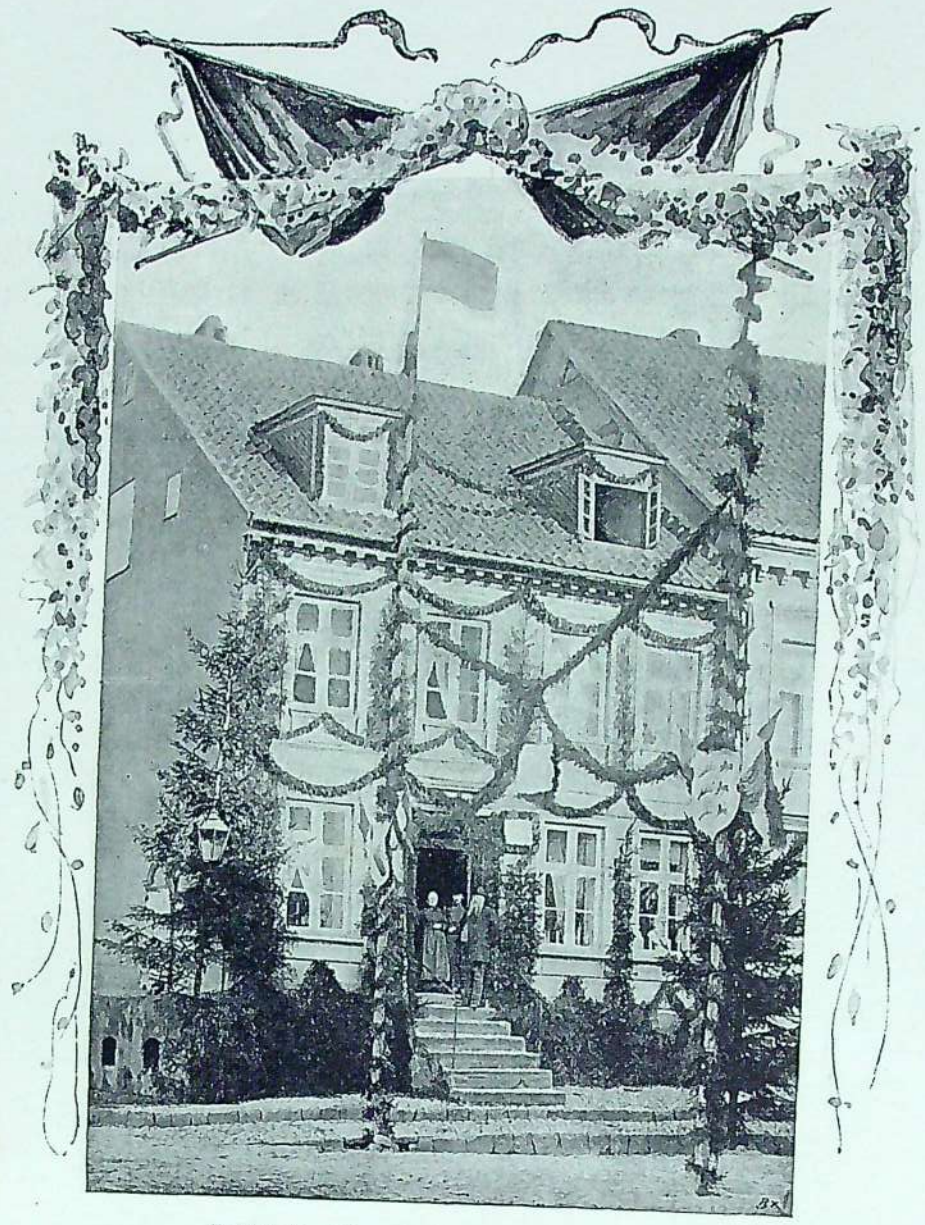
Durch die verwandten Familien erhielt er Zutritt bei Hofe, und auf einem dieser Hofbälle im Winter von 1835 zu 36 war es, wo er eine bedeutungsvolle Bekanntschaft machen sollte. Mit seinem Freunde und Kollegen von Schenk wurde er dem Prinzen Wilhelm von Preußen vorgestellt, dem Thronfolger und nachmaligen deutschen Kaiser. Als sie dem Prinzen gegenüberstanden, betrachtete er ihre hohen, militärischen Gestalten mit Wohlgefallen und sagte lächelnd: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemaß aus?"

Manchmal erregte er durch seine absichtliche Mißachtung der steifen Etikette und durch sein selbstständiges Verfahren Kopfschütteln und Verwunderung. Aber nicht ohne Lachen kann man es hören, wie er dieser Eigenthümlichkeit Ausdruck gab. Als tanzfähiger und tanzlustiger junger Mann wurde er unter anderen öfter zu den Hausbällen eines Gesandten eingeladen. Er und seine Freunde, zu denen Wilhelm von Schenk gehörte, schwangen denn auch in anerkennenswerther Weise das Tanzbein, allein — es gab bei diesen Bällen nie etwas zu essen. Das war bei der Tanzarbeit und bei der Bedürftigkeitsfrage junger Magen recht fatal und wurde unerträglich, je länger die Tanzpflicht dauerte. Bismarck war nun nicht der Mann, seinen Gefühlen nur platonisch Ausdruck zu geben, er verabredete sich mit den Freunden, dem Hausherrn eine deutliche Lehre zu geben. Als sie einmal wieder von ihm zu einem Hausballe eingeladen worden waren, zogen sie bei vorgerückter Stunde wie auf Kommando große Butterbrode aus den Fracktaschen, bissen herzhaft hinein und ließen sich durch nichts beirren, bis sie sich gesättigt hatten. „Das nächste Mal," pflegte Bismarck später humorvoll zu erzählen, „gab es zu essen, aber — wir waren nicht wieder eingeladen."

Ahnfrau des Fürsten.
(Nach dem Original-Gemälde in Friedrichsruh.)

Das Charakteristische bei all diesen Anekdoten ist, daß er sich stets zu helfen wußte. Drollig ist es auch, wie er einmal einem säumigen Schuhmacher gegenüber seinen Zweck erreichte. Der gute Mann hatte seine Werkstatt oder — Verzeihung! — „Fabrik" in der Kronenstraße. Seine Unpünktlichkeit im Abliefern der bestellten Waare war so eingewurzelt, daß ihn bisher kein Mittel hatte bewegen können, ihr untreu zu werden. Bismarck kurirte ihn einmal von diesem Fehler. Der Schuhmacher hatte ihm die heiligste Versicherung gegeben, die Stiefeln zu einem bestimmten Termin zu liefern, allein er hielt auch diesmal nicht Wort, und weitere Versprechungen ließ er ebenso unerfüllt. Da riß Bismarck die Geduld. Des andern Morgens früh sechs Uhr schickte er einen Boten zu dem Schuhmacher und ließ ihn fragen, ob die Stiefeln fertig wären. Der Meister verneinte dies, und der Bote entfernte sich. Doch schon zehn Minuten später ließ Bismarck auf's Neue dasselbe fragen. So ging dies von zehn zu zehn Minuten fort den ganzen Vormittag und den ganzen Nachmittag. Der Schuster gerieth, als das mahnende, lebende Gewissen unaufhörlich zu fragen kam, zuerst in eine gelinde Verzweiflung, dann aber in eine wahre Arbeitswuth. Und siehe da, am Abend hatte Bismarck seine Stiefeln. Dieser Schuhmacher war gegen ihn nie wieder saumselig.

Nach einem Jahre ging Bismarck zum Regierungsdienst in Aachen über. Dort war Regierungspräsident der Graf Arnim-Boitzenburg, der eines ausgezeichneten Rufes als Beamter genoß und glänzende Aussichten besaß. Wer konnte es wissen, ob nicht der sehr begünstigte Chef rasch fördernd auf die Laufbahn eines Untergebenen einwirken würde? So trat denn Bismarck als Referendar bei ihm in das Verwaltungsfach ein. Er wurde in dem Arnim'schen Hause ungemein liebenswürdig aufgenommen und war auch im Anfange in seinem Berufe fleißig. Aber der Einfluß des glanzvollen Bade-

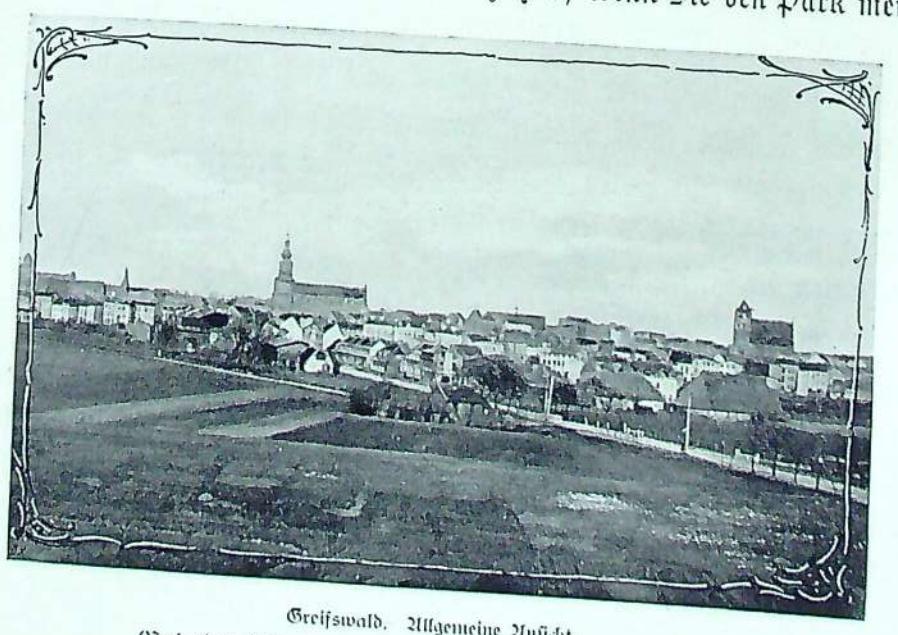


Greifswald. Bismarcks Wohnung als Einjähriger.
Geschmückt zum Geburtstage 1895.
(Nach einer Aufnahme von Krüger & Skowranek in Greifswald.)

lebens in Aachen wurde bald nachtheilig für ihn. Da er eine vorzügliche Erscheinung war mit vornehmer Haltung, fertig Französisch und Englisch sprach, gewandt in der Unterhaltung war und stets sicheren Takt zeigte, so wurde er bald in reichen und vornehmen Kreisen bekannt, welche dem fröhlichen Lebensgenusse huldigten. Es war hier die vornehme Welt aller Völker vertreten. Besonders die Engländer sahen ihn gern in ihrer Mitte, und der Herzog von Cleveland behauptete enthusiasmirt, daß Bismarck ein echter Engländer sei. Daß dieser aber lieber ein echter Deutscher sein wollte, läßt sich denken. Der Ausspruch beweist jedoch, wie sehr Bismarck die sich ihm darbietenden Verhältnisse zu beherrschen wußte. In gleicher Weise verkehrte er mit Franzosen und Belgiern und führte in Folge dessen ein ziemlich lustiges und luxuriöses Leben. Auch machte er mit den Ausländern Reisen durch Belgien, Frankreich und die Rheingegenden. Das kostete viel Geld, und eines Tages merkte er, daß er tief in Schulden saß und auch in anderer Weise mit seinen Verhältnissen in Unordnung gerathen war. Er hatte sich in eine so unangenehme Lage gebracht, daß er noch Jahre lang an den Nachwehen leiden sollte und jener Zeit in Briefen nur mit Bitterkeit, nie mit Freude gedachte. Als eine im Grunde ernste Natur fand er sich aber bald zurecht, er sah ein, daß er in Aachen, umgeben von verführerischem Glanz, zu Grunde gehen werde, deshalb beschloß er, sich hier los zu machen. Er beantragte seine Versetzung nach Potsdam, erhielt sie und siedelte im Herbst 1837 nach dieser Nachbarresidenz Berlins über. Er trat abermals als Referendar bei der Regierung ein.

In Potsdam arbeitete er fleißig, trotzdem das Bureauleben seiner Natur widerstrebte. Das akademische Viertel und das akademische Schwänzen hatte noch nicht seinen Reiz auf ihn verloren, auf der anderen Seite aber wollte er auch seinen Bureauchef, den Regierungsrath Wilke, einen Mann, der Kopf und Herz an der rechten Stelle hatte, nicht betrüben. Daher verständigte er den Amtsdiener von seinem Ausbleiben und gab ihm auf, ihn auf's Schnellste zu holen, wenn etwa der Chef nach ihm frage. Das geschah denn auch.

Aus jener Zeit haben wir von Bismarck ein Gutachten, das er in der Entschädigungssache einiger durch Verbesserungsarbeiten berührter Grundbesitzer abgab. Es lautete: „Wie soll man diesem Zeitgeist, der jetzt als Junker Dampf mit Höllenlärm durch alle Fluren saust, einen Freipaß geben durch alle Gefilde, daß er alle Spuren lieber Erinnerungen unter die Füße tritt? Sie können es mir gar nicht mit Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich oder das Grab meiner seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln."



Greifswald. Allgemeine Ansicht.
(Nach einer Aufnahme von Krüger & Skowranek in Greifswald.)

Das klang freilich sehr gegenfortschrittlich und mag manchem Bureauhelden noch eine erwünschte Handhabe zu einer Ablehnung dargeboten haben. Hier sprach jedoch bei Bismarck das jugendliche Gefühl stark mit, im Grunde war er sogar — wir werden es später sehen — ziemlich „liberal", wie seine Freunde mit geheimem Grauen sagten. Die burschenschaftlichen Ideen von Menschen- und Bürgerfreiheit, um derenwillen Fritz Reuter damals noch schwere Tage auf der Festung verlebte und die noch immer auf den Schulen und Universitäten spuk-

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. — Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Capt. d'Orcey. General Faure. General Castelnau. General de Wimpffen General v. Podbielski.

Die Kapitulation v

Die Verhandlungen in Donchery in der Nacht

Nach dem Gemälde von Anton

Verlag und Copyright 1896 The Werner Company, Chicago.

. General v. Podbielski. General v. Moltke. Hpt. v. Winterfeld. Major Krause. Major Blume.
von Bismarck. Rittm. Graf Nostiz. Oberstl. Bronsart v. Schellendorf.
Oberstl. Verdy du Vernois. Major de Claer.

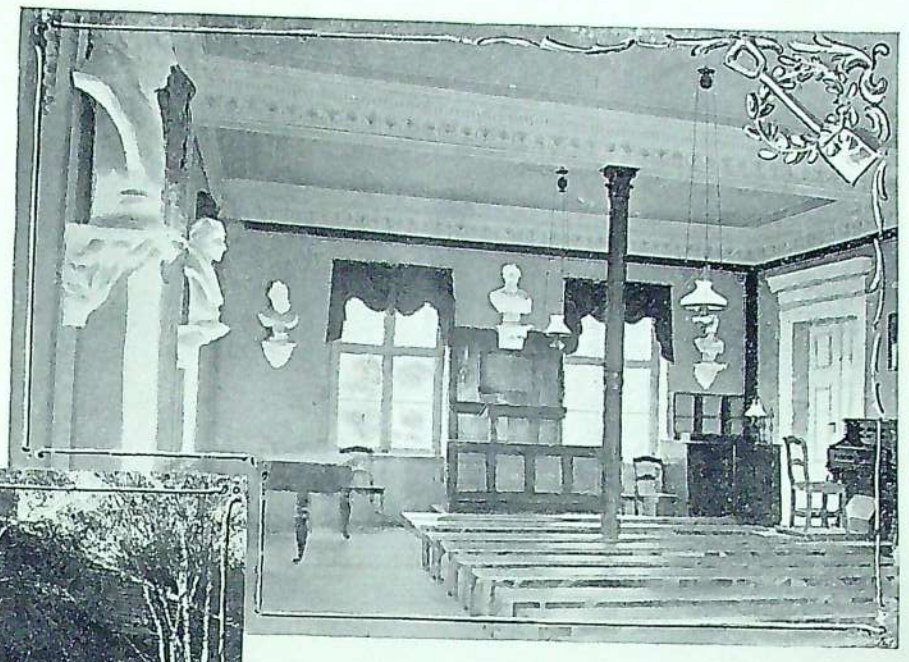
tulation von Sedan.

in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870.

Gemälde von Anton v. Werner.

ten, hatten ihn, wie zu seiner Studentenzeit, so auch jetzt noch nach seiner Art beeinflußt. — Es wurde nunmehr Zeit, daß er sein Jahr beim Militär abdiente. In Folge dessen trat er am 25. März 1838 als Einjähriger bei den Gardejägern in Potsdam ein. Mit dem Zeugniß, welches ihm der Regierungsrath Wilke ausstellte, konnte er im Ganzen zufrieden sein. Es lautete nämlich so, „daß Herr von Bismarck zu den höchsten Staatsämtern befähigt sei, wenn er seine große Abneigung gegen alle Bureauthätigkeit überwinden könnte." Bismarck hat diese Abneigung auch als Kanzler nie zu überwinden vermocht, aber wie oft und wie lange hat er sie in den Zeiten schweren politischen Kampfes mit eiserner Energie unterdrücken müssen! Er hat dann mehr „Bureauarbeit" gethan und weit längere Arbeitszeit eingehalten als ein anderer.

Um diese Zeit erwuchsen den Gebrüdern Bismarck schmerzliche Sorgen. Die geliebte Mutter kränkelte und man fürchtete sie nicht mehr lange dem theueren Familienkreise zu erhalten. Ferner machten sich die Folgen des luxuriösen Lebens der Eltern, besonders des verschwenderischen Aufenthalts in Berlin und in den Bädern, sowie einer Mißwirthschaft auf den Gütern stark geltend. Die Neuerungen, welche nicht den gewünschten Erfolg brachten, der Unterhalt der Söhne, vor allem Ottos, das hatte ebenfalls viel Geld verschlungen, und gerechnet war nicht viel geworden. Diese Erkenntniß und das Mitgefühl für die leidende Mutter traten jetzt mächtig an die Brüder heran. Otto litt außerdem noch unter den Nachwehen seines Lebens in Aachen.



Zunächst erschien es den Brüdern wünschenswerth, daß sie einen Theil der Güter selbst bewirthschafteten und dadurch wieder zu heben suchten. Otto von Bismarck ließ sich deshalb nach Greifswald zum zweiten Jägerbataillon versetzen, damit er von dieser Stadt aus die landwirthschaftlichen Vorlesungen im nahen Eldena hören konnte. Seine Kenntnisse in der Landwirthschaft waren nur oberflächliche, im Gegensatz zu Bernhard, der keiner größeren Ausbildung bedurfte.

Die landwirthschaftliche Akademie zu Eldena.
(Nach Aufnahmen von Krüger & Skowranek in Greifswald.)

Der Einjährige hörte fleißig die Vorlesungen der Akademie, trotzdem zeigte er sich nicht nachlässig als Soldat, auch war er ein guter Kamerad. Einmal stand Otto von Bismarck beim Sektionsmarschiren im Gliede vor einem Soldaten, der später Gutsbesitzer in Pommern wurde. Ihm leistete er einen kameradschaftlichen Dienst. Es war damals bei den Jägern Mode, „außer Dienst" zu schießen, besonders dann und wann einen der in jener Gegend unzähligen Störche zu erlegen. Verbote wurden zwar dagegen erlassen, allein vergeblich. Einmal marschirten die Jäger von einer Uebung heim, Bismarck hinter dem erwähnten Kameraden. Da kommt eine Schaar Störche, und dem Hintermann fällt es ein, dazwischen zu schießen.

Da die Offiziere sich in ziemlicher Entfernung von den Jägern befanden, glaubte der Kamerad, ungestraft davon zu kommen. Allein sie hatten den Schuß doch vernommen und näherten sich sofort der Truppe. Es wurde Halt befohlen, und der Hauptmann ordnete eine Gewehrrevision an. Im ersten Gliede sind die Gewehre in Ordnung, es wird das zweite durchgegangen. Der Einjährige mit dem schlechten Gewissen sieht mit Schrecken seine Hoffnung auf das Reserve-Lieutenants-Patent in Nichts aufgehen. Schon beabsichtigt er, was er gleich anfangs hätte thun müssen, freiwillig vorzutreten, als ihm Bismarck zuflüstert: „Aufgepaßt! Gewehr in den linken Arm! Wir tauschen die Büchsen!" Im nächsten Augenblicke fliegt Bismarcks Büchse nach hinten und die des Kameraden nach vorn. Den Vorgang und das geschickte Auffangen hat

kein Offizier bemerkt, das Lieutenants-Patent ist gerettet. Interessant ist die Beschreibung Bismarcks durch einen Kameraden aus jener Zeit. In ihr hieß es: „Herr von Bismarck schien seine Gründe zu haben, eine etwas reservirte Haltung zu bewahren, die nur hin und wieder durch den Verkehr mit älteren Korpsstudenten, seltener durch gesellschaftliche Berührung mit einer oder der anderen der geachtetsten Familien in Greifswald unterbrochen wurde. Die vom Scheitel bis zur Sohle vornehme Erscheinung war gleichsam von einem unsichtbaren Kreise, einer schwer zu beschreibenden geistigen Atmosphäre umgeben, welche alle Elemente, die Herr von Bismarck nicht selbst heranzog, oder denen er sich nicht freiwillig hingab, ohne einen erkennbaren Zwang von sich fern hielt und alles, was mit niedriger Denkart und hohler Selbstüberschätzung auch nur einen entfernten Grad von Verwandtschaft verrieth, mit unverhohlenem Widerwillen und Verachtung von sich wies."

In diesem letzten halben Jahr seiner Dienstzeit traf ihn der erste große Schmerz, denn am 1. Januar 1839 nahm seine Mutter Abschied vom Leben. Seine Trauer um sie war groß. Sie war es gewesen, die ihn verstanden und darum große Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte. Was hatte er bisher von diesen Hoffnungen erfüllt oder erfüllen können? Nichts, gar nichts! Wohl fühlte er überschäumende Kraft zu großem Thun in sich, allein, war er sich schon klar geworden, worin dieses Thun bestand? Hatte er schon ein sicheres Ziel im Auge? Nicht im Geringsten! Unerquickliches lag hinter ihm,

Kniephof. Das alte Herrenhaus.
(Nach einer Zeichnung von Bernhard von Bismarck.)

Dunkel breitete sich vor ihm aus. Für den Richterdienst und die Verwaltungsangelegenheiten hatte er mit dem besten Willen keine Liebe gewinnen können, und die diplomatische Laufbahn, welche ihm die Mutter prophezeit hatte, lag als etwas völlig Unsicheres, wohl gar Unzugängliches vor ihm, denn die Nothwendigkeit, die Güter selbst zu bewirthschaften, entrückte ihn gänzlich der Gelegenheit zur Weiterbildung für dieses Ziel. Es trat die Zeit ein, wo er sich selbst scherzhaft, doch zugleich sich selbst ironisirend, einen „verunglückten Referendar" nannte.

Für viele, die ihren von Hause aus gewählten Beruf aufgeben, schließt sich daran ein „verfehltes Leben", diejenigen aber, welche sich zu einer neuen Lebensbahn durchringen, wie Luther, Lessing, Goethe, Schiller, Fichte und unzählige andere, waren stets bestimmt, Großes zu schaffen, denn ihnen mußte zu dem Uebergange eine ungewöhnliche Energie eigen sein. Die Zeit jedoch, wo sie, sich selbst nicht klar, das Leben zu packen suchen, wo es für sie nicht blos interessant, sondern mächtig fruchtbringend sein sollte, brachte den Meisten unsägliche Qual.

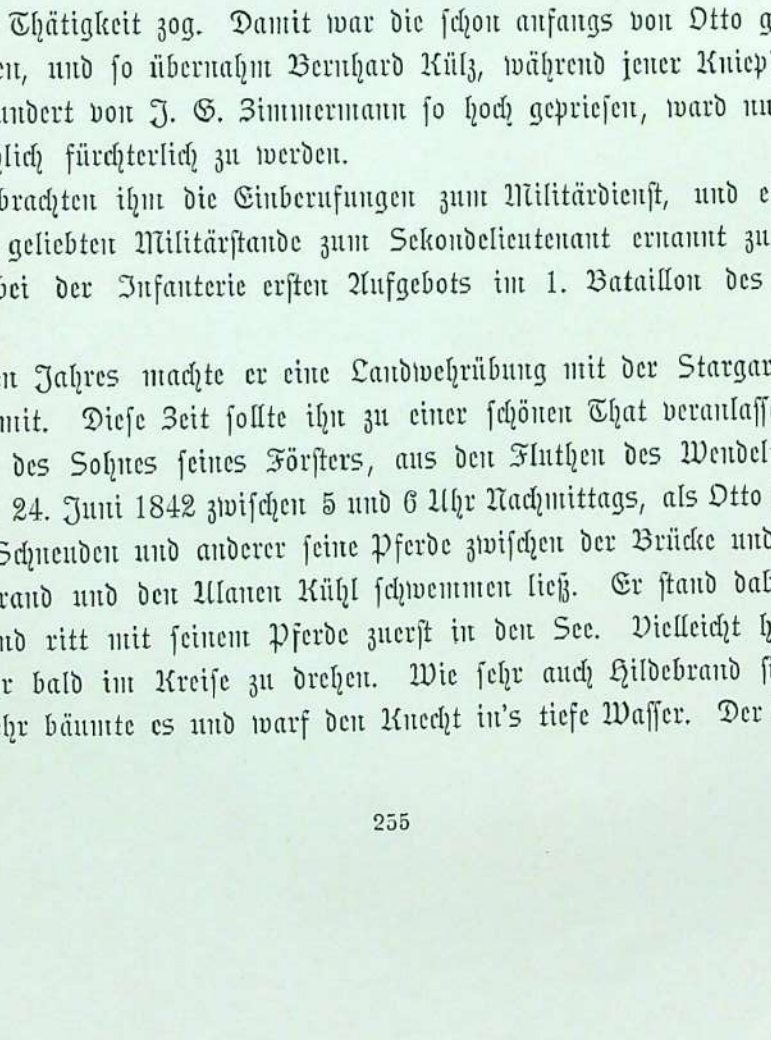
Bismarck trat in diesen Zustand der Zerfallenheit mit sich und der Welt ein und wurde von einer schrecklichen Stimmung erfaßt, die sich oft in elementarster Weise Luft machte. Natürlich ging dies nicht an, so lange er Soldat war, sondern erst als er mit seinem Bruder sich in die Bewirthschaftung der Güter getheilt hatte.

Zu Ostern 1839 war die Dienstzeit zu Ende, und gleich darauf übernahmen die Brüder die Güter Külz, Kniephof und Jarchelin in Pommern zur Verwaltung, während der Vater mit der Tochter sich nach Schönhausen begab, wo bisher

der tüchtige Inspektor Bellin das Gut bewirthschaftet hatte und auch ferner dem in landwirthschaftlichen Dingen nicht sehr erfahrenen Herrn hilfreich zur Seite stehen konnte. Das Steckenpferd Herrn Ferdinands blieb nach wie vor die Jagd, daneben sorgte er wahrhaft väterlich für die Bewohner des Dorfes, die ihm noch heute ein gutes Andenken bewahren.

Otto von Bismarck hätte am Liebsten die Güterverwaltung zwischen seinem Bruder und sich getrennt, denn er sah voraus, daß er mehr verbrauchen würde, als der bedürfnißlosere Bernhard, und dies war ihm peinlich. Aber gerade aus diesem Grunde ging Bernhard auf die Trennung nicht ein, er glaubte, daß durch das gemeinsame Führen der Kasse die Güter sich am ehesten wieder heben würden.

Jetzt galt es, tüchtig von früh bis spät zu arbeiten. Und beide Brüder thaten dies redlich. Die Güter waren in der That heruntergekommen. Manche Biographen stellen dies jedoch so arg dar, daß man vermuthen könnte, man würde ein Risiko übernommen haben, wenn man den Brüdern zehn Thaler borgte. Wenn aber verschuldete Güter in ein, zwei Jahren in eine geordnete Lage gebracht werden können, wie dies wirklich geschah, so kann ihre Verschuldung nicht so stark gewesen sein, vielmehr mag das Unglück in der Verringerung der Ertragsfähigkeit gelegen haben, und diese läßt sich allerdings in geordnete Bahn lenken innerhalb zwei Jahren. Freilich war es möglich, daß durch die längere Dauer der Mißwirthschaft die Güter verloren gingen, denn mit dem verringerten Ertrag ging die Verringerung der Mittel Hand in Hand, welche die Güter wieder heben konnten. So kam es, daß in Kniephof in jenen beiden Jahren das Geld theuer war und man sich Entsagung auferlegen mußte.



Kniephof. · Eichen im Park.

Otto von Bismarck fügte sich mit Standhaftigkeit in diese Entsagung. Aber gerade der Mangel nach vorangegangenem glänzenden Leben ist es, der uns die Eitelkeit aller Dinge nahe führt und einen jungen, thatendurstigen Mann dem Weltschmerz in die Arme wirft. Dies traf in der heftigsten Weise bei Bismarck ein. Der Wechsel in der Lebensart, sowie der Widerstreit zwischen dem tita- nischen menschlichen Willen und dem ohnmächtigen Können gegenüber dem allmächtigen Zwang der Verhältnisse brachten ihn, abgeschlossen vom Pulsschlag des großen Lebens und angewiesen auf die stillen pommerschen Gefilde, in einen Zustand des Geistes und Gemüths, der ihm unsägliche Qualen bereitete.

Bei Bismarck begann der unleidliche Zustand besonders Herrschaft zu gewinnen, nachdem Bernhard im Sommer 1841 von den Kreisständen zum Landrath des Kreises Naugard erkoren war, sich verheirathete und in die Hauptstadt seiner landräthlichen Thätigkeit zog. Damit war die schon anfangs von Otto gewünschte Trennung der Güterverwaltung nothwendig geworden, und so übernahm Bernhard Külz, während jener Kniephof und Jarchelin behielt. Die Einsamkeit, im vorigen Jahrhundert von J. G. Zimmermann so hoch gepriesen, ward nun um Otto von Bismarck noch größer und begann ihm allmählich fürchterlich zu werden.

Einige Abwechselung brachten ihm die Einberufungen zum Militärdienst, und eine Freude bereitete es ihm, in dem von ihm früher so sehr geliebten Militärstande zum Sekondelieutenant ernannt zu werden. Es geschah dies am 12. August 1841, und zwar bei der Infanterie ersten Aufgebots im 1. Bataillon des 9. Landwehrregiments, dessen Stamm in Stargard stand.

Im Juni des folgenden Jahres machte er eine Landwehrübung mit der Stargarder Landwehr-Ulanen-Eskadron bei Lippehne in der Neumark mit. Diese Zeit sollte ihn zu einer schönen That veranlassen, indem er für die Errettung seines Reitknechts Hildebrand, des Sohnes seines Försters, aus den Fluthen des Wendelsees bei Lippehne die Rettungsmedaille erwarb. Es war am 24. Juni 1842 zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags, als Otto von Bismarck in Begleitung der Lieutenants von Klitzing, von Schneuden und anderer seine Pferde zwischen der Brücke und der Gotthardschen Gerberbank durch seinen Reitknecht Hildebrand und den Ulanen Kühl schwemmen ließ. Er stand dabei mit den Kameraden auf der Brücke und sah zu. Hildebrand ritt mit seinem Pferde zuerst in den See. Vielleicht hatte er die Zügel falsch gefaßt, denn der Gaul begann sich sehr bald im Kreise zu drehen. Wie sehr auch Hildebrand sich bemühte, das Thier herumzureißen, es half nichts, vielmehr bäumte es und warf den Knecht in's tiefe Wasser. Der Ulan Kühl ritt schnell zur Hilfe

heran, aber das Ufer war sehr abschüssig, und so stürzte er über den Kopf des unter dem Wasser versinkenden Pferdes ebenfalls in den See. Er hatte in Folge dessen mit sich zu thun und konnte mit Noth sich selbst durch Anhalten an sein dem Ufer zuschwimmendes Pferd retten.

Kaum sah aber Bismarck, wie sein Reitknecht mit dem Tode rang, als er sich in voller Uniform, wie er war, selbst mit den Handschuhen bekleidet, von der etwa fünfzehn Fuß hohen Brücke in den See warf, mit starken Armen ausgriff und glücklich den mit dem Tode Ringenden faßte. In seiner Angst aber umklammerte Hildebrand den Leib des Lieutenants und riß ihn mit in die Tiefe. Eine Zeit lang waren beide zum Entsetzen der Zuschauer unter dem Wasser verschwunden und scheinbar verloren. Dann sah man Blasen aufsteigen, darauf Wasserschwall emporquellen, und auf einmal erblickte man den Lieutenant, wie er schwimmend den Diener hinter sich herzog. Er hatte mit diesem in der Tiefe einen

Kniephof. Das neue Herrenhaus.

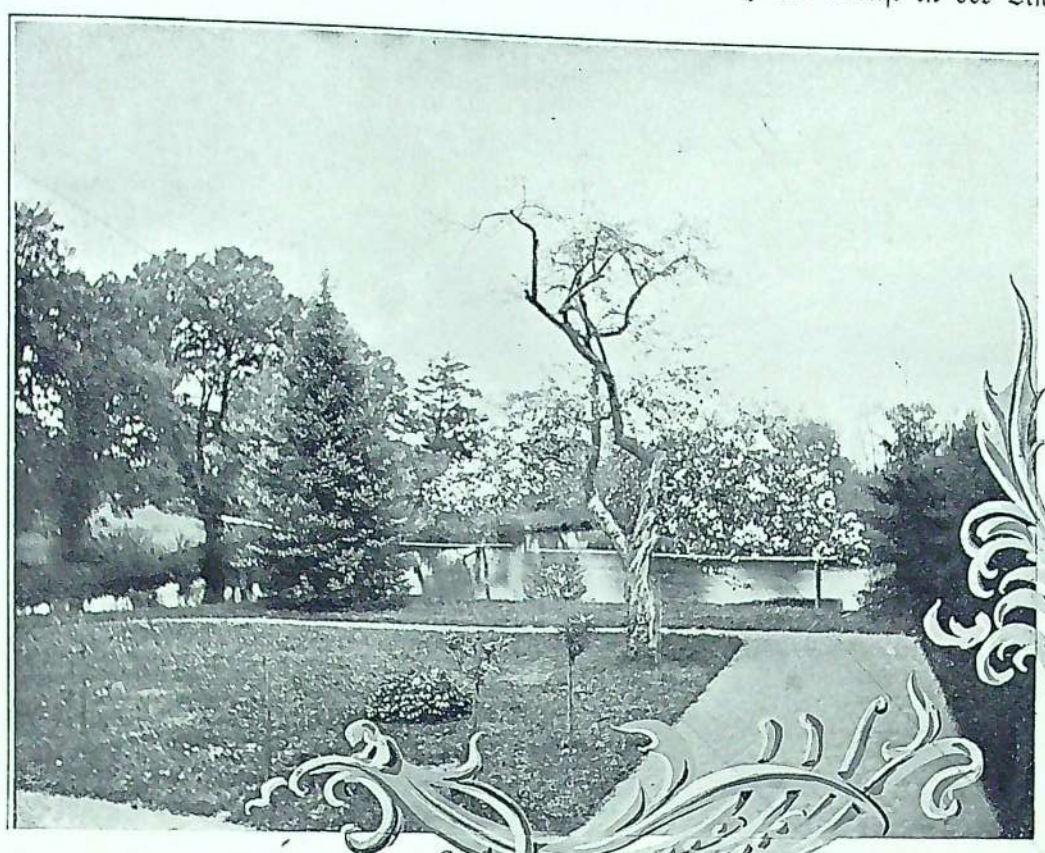
Kampf bestanden, um sich aus der Umklammerung zu befreien. Es war ihm gelungen, nun rang er sich mit ihm empor und zog ihn an's Land, wo er den Ohnmächtigen bald zur Besinnung brachte. Damit aber nicht genug, bemühte er sich, Hildebrands noch im See treibendes Pferd zur Gerberbank am Gotthard'schen Garten zu lenken, wo er es gleichfalls rettete.

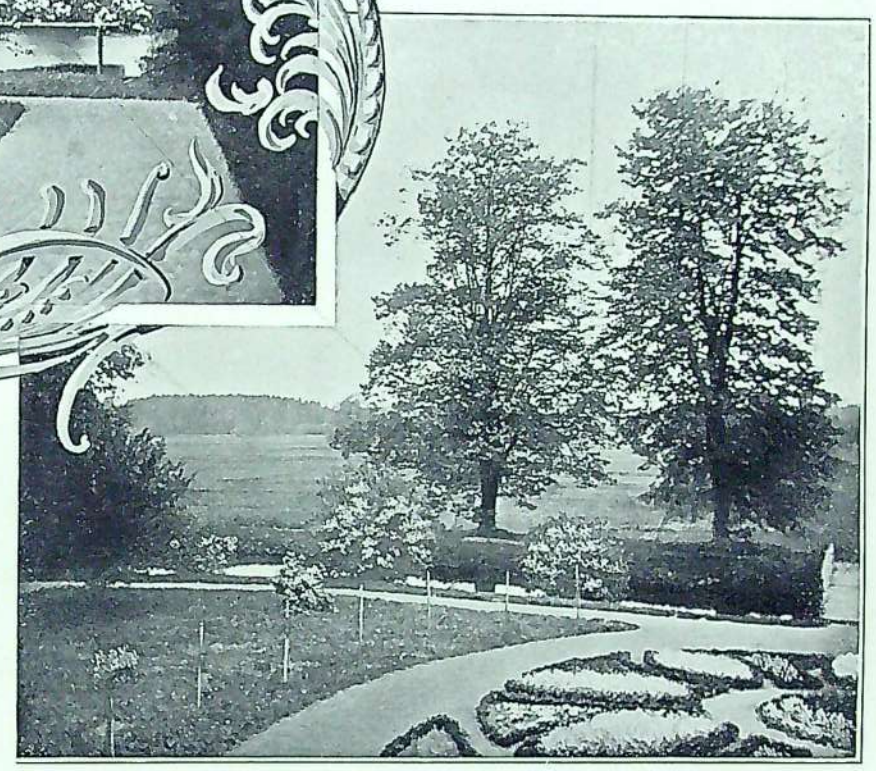
So steht, ausgenommen ein paar kleine Berichtigungen, in der Lippehner Chronik, welche der Oberpfarrer Stöhr verfaßte, zu lesen. Der Chronist setzte hinzu: „An derselben Stelle des Sees, wo schon mancher beim Schwemmen der Pferde seinen Tod fand, rettete der edle Otto von Bismarck mit völliger Verleugnung aller Gefahr des eigenen Lebens, mit seltenem Muth und ausgezeichneter Kraftanstrengung das Leben eines Menschen." Und im Jahre 1866 schrieb er an den Rand: „Was hätte man geurtheilt, als ich vor dem Herrn Lieutenant von Bismarck im Hause Nr. 206 in der Stube links der Eingangsthür saß und ihn nach seinem werthen Namen und Stand fragte, um die That hier niederschreiben zu können, wenn ich ihm hätte sagen können: Wie Sie heute Ihren Reitknecht aus dem hiesigen Wendelsee gezogen haben, so werden Sie einst Deutschland retten!" *)

*) Siehe Illustration Seite 261.

Wie erwähnt, erhielt Bismarck für die schöne That die Rettungsmedaille, und er trug sie mit Stolz, lieber noch als die anderen, hohen Orden, die er nachmals erwarb. Sie gab ihm auch einmal, als er Bundesgesandter zu Frankfurt am Main war, Veranlassung, einen hochgestellten, reich besternten österreichischen Herrn abzutrumpfen. Dieser blickte spöttisch auf die einfache Auszeichnung, welche allein Bismarcks Brust schmückte, und erkundigte sich bei diesem mit gemachtem Interesse nach der Bedeutung des Ordens, der ihm völlig unbekannt sei. Schlagfertig entgegnete Bismarck: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten."

Gerade ein Jahr, nachdem er zum Sekondelieutenant bei der Infanterie ernannt worden war, nämlich am 12. August 1842, wurde er zur Landwehrkavallerie versetzt. Aus eigener Entschließung machte er dann im Frühjahr 1843 eine Uebung beim vierten Ulanenregiment mit, um auch den Dienst in der Linie kennen zu lernen. Das Regiment stand in Treptow und Greiffenberg. Die Kameraden aber, welche gar häufig seine fidelen Gesellschafter in Kniephof waren, wollten nicht an Bismarcks heiligen Eifer, sich zu vervollkommnen, glauben, sie scherzten, er sei nur des lustigen Lebens wegen bei ihnen eingetreten. Auch der Kommandeur Oberstlieutenant von Plewe, ein sehr tüchtiger Militär, glaubte sich nicht recht vom Ernst Bismarcks überzeugen zu können,





Kniephof. Park-Ansichten

denn dieser achtete zum Beispiel das Rauchverbot auf der Straße nicht genügend und setzte sich über manches andere hinweg. Außerdem mochte an ihm als von der Infanterie und Landwehrkavallerie herübergekommen öfter im Dienst etwas auszusetzen sein, kurz, man nahm häufig Gelegenheit, Bismarck eine Ermahnung zu ertheilen. Dergleichen machte der Regimentskommandeur gewöhnlich auf dem halbwegs zwischen Greiffenberg und Treptow gelegenen einsamen „Goldenen Mops" ab, dessen Name daher für die dahin Befohlenen eine ominöse Bedeutung hatte, denn sich sehr „mopsend" verließen sie gewöhnlich den Ort wieder. Bismarck soll auf seinem Fuchs Caleb gar vielfach den Ritt nach dem „Goldenen Mops" haben machen müssen. Er hat sich nie wieder zu einer Uebung bei der Linienkavallerie gemeldet.

Seine Beförderung zum Premierlieutenant, um dies gleich hier anzufügen, sollte lange auf sich warten lassen, denn nur in den nächsten zwei Jahren kam er noch dazu, eine Uebung mitzumachen. So geschah es, daß er bereits Bundestagsgesandter in Frankfurt war und dennoch im Militär nur den Rang des Sekondlieutenants besaß. Die Soldaten nannten ihn daher „Excellenz der Herr Lieutenant".

Das Mißverhältniß zwischen seinem Civil- und Militärrange konnte ihm nicht angenehm sein, daher wandte er sich eines Tages an den Brigadeadjutanten Freiherrn von G. und bat ihn, seine Beförderung in Anregung zu bringen. Der Adjutant schrieb ihm zurück, daß seinem Aufsteigen eine Uebung vorausgehen müsse. Nun war es gerade nicht verlockend, mit dem Titel Excellenz als Lieutenant zu üben, auch hatte Bismarck kaum Gelegenheit dazu. So erwiderte er

denn dem Herrn von G.: „Zum Ueben habe er keine Zeit, wünsche aber doch Premierlieutenant zu werden. Herr von G. sei ja ein so gewiegter Kenner aller bezüglichen Bestimmungen und sei ein so großer Tintenspion, daß er schon eine solche herausfinden werde, nach der auch ohne Uebung die Eingabe erfolgen könne".

Die Bestimmung fand sich auch richtig, nämlich eine alte Kabinetsordre, nach welcher solche Landwehroffiziere, deren bürgerliche Stellung in einem Mißverhältniß zu ihrer militärischen Charge steht, zur Beförderung außer der Reihe in Vorschlag gebracht werden können. Der Divisionskommandeur Prinz August von Württemberg trug Bedenken, ob die Kabinetsordre in diesem Falle anzuwenden sei. Aber siehe, trotzdem erfolgte die Eingabe und trotzdem die Beförderung. Das geschah alles schnell hintereinander, und wenige Wochen später wurde er ohne seine Eingabe sogar zum Rittmeister ernannt. Er gehörte damals schon seit einer Reihe von Jahren dem zur Magdeburger Brigade gehörenden schweren

Külz. Das Herrenhaus.

Reiterregiment an. Auf Grund der angeführten Kabinetsordre stieg er später höher, bis er zuletzt Generaloberst mit dem Range eines Generalfeldmarschalls wurde.

Der Militärdienst dauerte nun während Bismarcks Wirken in Kniephof nur kurze Zeit. War er vorüber, stellte sich die alte innere Qual wieder ein. Dann lud er sich wohl Freunde ein, um seine Verstimmung in tollen Gelagen bei Porter mit Champagner zu ertränken, so daß man weit und breit davon erzählte und sein Gut nur „Kneiphof" und ihn selbst den „tollen Bismarck" nannte. Tagelang suchte er Ablenkung seiner Kraft auf der Jagd oder auf wilden Ritten. Einmal ritt er an einem Tage auf ein und demselben Pferde vierzehn Meilen weit, um bei einer Abendgesellschaft in Polzin zu erscheinen. Aehnliche Leistungen zu ähnlichen Zwecken kamen öfter vor. Wenn ihn die Landleute dann an sich vorüber sausen sahen, schüttelten sie bedenklich den Kopf.

Das Pferd, welches er dabei ritt, hieß „Caleb". Es war etwas mager, von dunkler Fuchsfarbe und „ging nur toller, je wärmer es wurde". Ganz glatt verliefen diese Ritte nicht immer. Einmal ritt er spät Abends nach Regenwalde. Er mußte durch einen Forst, verfehlte die Richtung und befand sich plötzlich an einem Hohlwege, in den Caleb hinabglitt.

Bismarck wurde von den Baumzweigen aus dem Sattel gerissen und kam betäubt unter eine Kiefer zu liegen. Ein tiefer Schlaf umfing ihn, und er wachte nicht eher auf, als bis die Vögel über ihm sangen und die Sonne ihre ersten Strahlen durch den Wald schickte. Als er sich ermunterte und den schmerzenden Kopf rieb, sah er unten im Hohlweg den braven Caleb grasen. So konnte er wenigstens wieder davon reiten.

Ein anderes Mal kam er auf einem solchen Ritte nach Wangerin, kehrte im Dorfkrug ein und wollte seinen Hunger und Durst stillen. Allein die Wirthin konnte ihm weder Wein noch Bier bieten. Da saß an einem Nebentische ein Weinreisender mit Weinproben. Bismarck begann Flasche um Flasche zu kosten, bis die letzte ausgetrunken war. Dann empfahl er sich dem Reisenden, der ihm mit verblüfftem Gesicht nachschaute und bald nur noch die sich entfernenden Hufschläge Calebs hörte. Was sollte der Reisende nun machen? Die Proben waren alle und fernere Erwerbung von Aufträgen unmöglich! Trotzdem Bismarck alles bis auf den letzten Tropfen ausgekostet, hatte auch er ihm keine Lieferung übertragen. Aber nein, schon trat die Wirthin in die Stube und verwandelte sein Gesicht in Sonnenschein, denn sie überreichte ihm einen Zettel mit einer ansehnlichen Bestellung Bismarcks.

Gruseln erregende Geschichten erzählten sich die Kaffeeschwestern und Klatschbasen von ihm. Bald hatte er seine

Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck und seine Frau Wilhelmine, geb. Mencken. Die Eltern des Fürsten.
(Originale in Varzin.)

Zechgenossen mit Pistolenschüssen geweckt, die er über ihren Betten gegen die Wand oder die Decke abfeuerte, bald hatte er bei einem Besuch der ihm verwandten Kessel'schen Familie in Kniephof vier Füchse in das Zimmer hereingelassen, in dem sich seine Cousinen befanden. Es war eine wilde Jagd entstanden, denn die Füchse waren in ihrer Angst über Tische und Stühle gerast und hatten alle Ueberzüge zerissen.

Nach solchen und anderen Thaten prophezeiten ihm die entsetzten Damen der Umgegend von Kniephof den geistigen und leiblichen Untergang, zuletzt das höllische Verderben.

Dann wieder tuschelten sie sich, als er eines Tages Haus und Hof blitzblank machen ließ, ins Ohr: „Eine Herrin will in Kniephof einziehen". Ein ander Mal behaupteten sie: „Bismarck geht nach Indien". Sie trauten ihm eben alles zu und spürten hinter dem Einfachsten eine große Ueberraschung oder eine ungewöhnliche Absicht.

Weniger wußten die schlimmen Gerüchte zu verkünden von den Tagen, wo Bismarck wie umgewandelt mit seinen Freunden Moritz von Blanckenburg auf Zimmerhausen, von Dewitz auf Milzow und von Bülow auf Hoffelde eifrig ernste politische Gespräche führte. Das waren vor allem die Tage, wo „er uns allen imponirte". Aber doch erfüllte er auch diese junkerlichen Freunde mit Entsetzen, denn er hatte den Muth, „ziemlich liberale" Grundsätze zu äußern. Diese waren sicher die Folge des Geistes, der in seinem Elternhause herrschte und dann auf den höheren Lehranstalten genährt worden

war, dem er auch auf der Universität nicht untreu geworden war. Denn war es nicht geradezu schrecklich liberal, daß er mit dem Amerikaner Coffin wetten konnte, in zwanzig Jahren würde Deutschland ein einiges Reich sein? War das nicht eine echte Burschenschaftsidee?

Ueberhaupt schon politische Gespräche in jener Zeit! Kein Mensch gab sich mit ihnen ab, denn alles folgte in behaglichem Vertrauen der staatlichen Vorsehung. Im Grunde freilich hing diese Ergebenheit mit der altpreußischen Zucht und Schulung der Geister zusammen, welche in der Hand hervorragender Staatsleiter und Regenten so überaus Großes geleistet hatte. Um so mehr mußte es, vor allem in Junkerkreisen, auffallen, wenn einer der Ihrigen sich herbeiließ, die Maßnahmen der Regierung auf ihre Nützlichkeit zu prüfen oder die politische Lage Preußens und Europas einer Berechnung zu unterwerfen. Eine politische Meinung erlaubten sich nur die Liberalen zu haben, folglich war Bismarck in gewisser Hinsicht ihr Anhänger. Schrecklich!

Wer weiß, wohin diese Ansicht, in Verbindung mit seinem die Schranken des junkerlichen Philisterthums und der Etiquette durchbrechenden Wesen, hätte führen können. Im besten Falle verzehrte er sich in sich selbst, und dem mußte Einhalt gethan werden. Daher riethen ihm seine Freunde und auch sein Bruder Bernhard, noch einmal bei der Staatsverwaltung einzutreten, denn für diese habe er entschieden Talent. Ihn selbst ekelte der jetzige Zustand so an, daß ihm das Joch des Bureaulebens noch erträglicher erschien. Machiavelli, Spinoza, Byron, Geschichtsstudium nichts hatte ihn hinlänglich befriedigen können, also auf nach Potsdam zum verlassenen Arbeitsschemel! So viele hatten ja als „Tintenspion" ihre Befriedigung gefunden, vielleicht ward sie

König Friedrich Wilhelm III.

len sie sogar scharf aus. Dies bewirkte steigende Erbitterung auf beiden Seiten. Einmal machte er dem Chef klar, daß in der Gesellschaft ein Herr von Bismarck ebensoviel sei als ein Herr Chef von X. Wieder einmal vergaß der Chef die Anwesenheit des Referendars in seinem Zimmer, stellte sich wie selbstvergessen ans Fenster und trommelte mit den Fingern auf einer Scheibe. In Bismarck kochte es, er stellte sich ebenfalls an ein Fenster und trommelte den Dessauer Marsch. Für alle derartigen kleinen Lehren suchte sich einst der Chef zu rächen, indem er Bismarck eines Tages eine Stunde in seinem Vorzimmer warten ließ. Als er ihn dann vorließ, fragte er in kurzer Weise: „Was wünschen Sie?" Bismarck entgegnete rasch entschlossen: „Ich war hierher gekommen, um Urlaub zu erbitten, jetzt bitte ich um meinen Abschied."

Da war die Verwaltungskarriere mit einem Male zu Ende, sogar wenige Wochen nach ihrem Neubeginn. Es war im Anfang des Jahres 1844. Nun konnte er allerdings ironisch von sich sagen, daß er ein „verunglückter Referendar" sei, denn er hatte das Unglück gehabt, den Bureaukratismus auch jetzt nicht vertragen zu können.

In der That mußte er jetzt aufs Neue mißmüthig zu seinem Heim zurückkehren. Was für eine aufsteigende Lebensbahn sah er denn nun noch vor sich? Keine! Es blieb ihm nur die stille, im gleichen Geleis dahinführende des Krautjunkers. Doch nein, man konnte es ja zuerst noch mit der eines Landraths versuchen, wenn auch zunächst nur in Vertretung eines solchen. Sein Bruder verwaltete das Landrathsamt in Naugard und sah sich genöthigt, 1844 nach dem Süden zu reisen. Otto von Bismarck übernahm daher die Amtsführung für ihn.

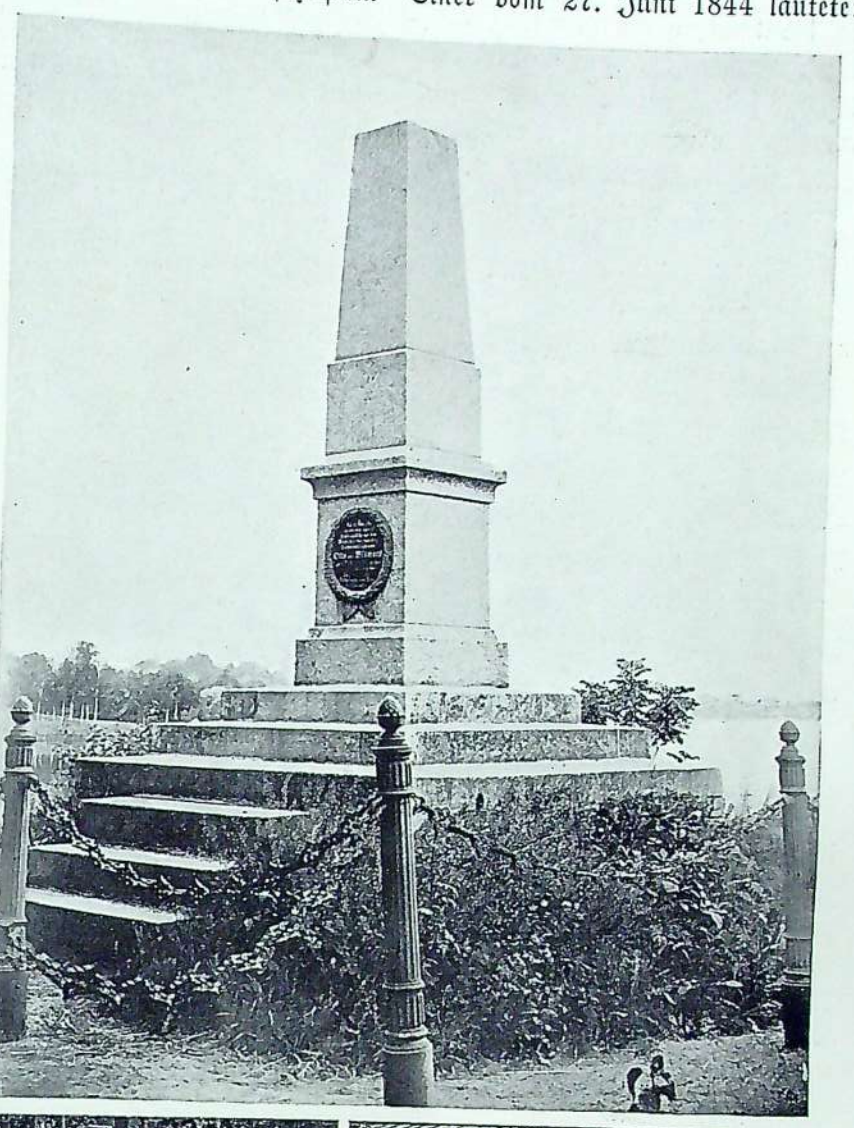
ihm mit der Länge der Zeit als solchem auch zu Theil.

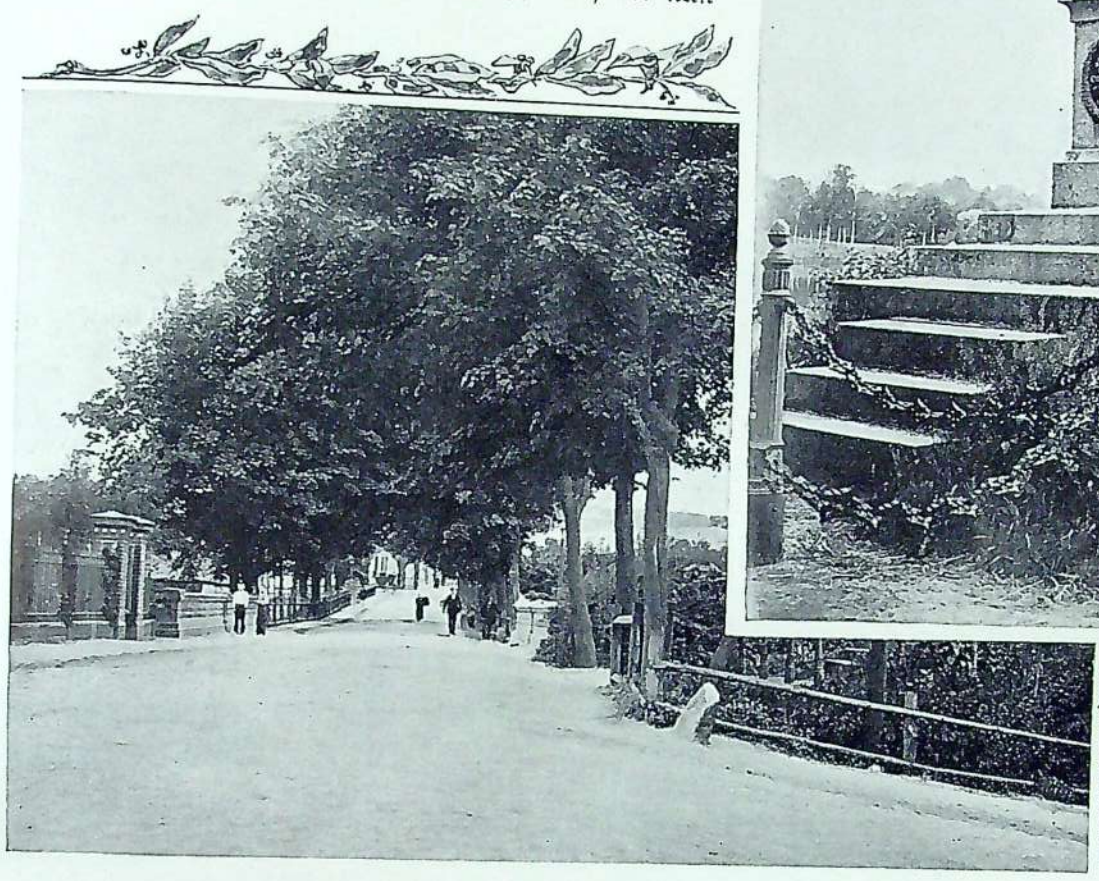
Allein der Entschluß war nicht zu seinem Heile. In Kniephof hatte er eine Art ideales Junkerleben durchkostet, viel Selbstständigkeit gewonnen, dazwischen auf großen Reisen nach England, der Schweiz, nach Paris reiche Kenntnisse der Menschen und Verhältnisse erworben, jetzt sollte er sich zu Gemüthe führen lassen, daß er gar nichts war und noch starke Unerfahrenheit besaß. Er sollte sich kleinlichen Menschen unterordnen — das empörte denn doch sein altes Burschenblut zu heftig. Keine Antwort blieb er seinem Chef, der ihn vielleicht etwas zu schroff behandelte, schuldig, oft ließ

In all dieser Zeit des Sturmes und des Dranges fühlte er sich glücklich, wenigstens einen Vertrauten zu haben, der ihn verstand, daß war seine Schwester Malwine, die bei dem Vater in Schönhausen lebte. Ihr theilte er in Briefen, die trotz seines inneren Kampfes voll Frische und Humor sind, mit, was ihn bewegte, wie er lebte, was er that. Eine wirkliche Freude war es jedesmal für ihn, wenn er sie besuchen konnte. Dann war er der aufmerksamste und zärtlichste Bruder, der sich denken läßt. Die Leute sagten: „Er war mit ihr wie mit einer Braut." Viele seiner Briefe*) sind uns erhalten geblieben. Sie beginnen gewöhnlich mit humoristischen Ueberschriften. Einer vom 27. Juni 1844 lautete:

„Liebe Maldewine,

Bloß weil Du es bist, will ich von einem meiner wenigen Grundsätze abgehen, indem ich einen Gratulationsbrief purement pour féliciter schreibe. Selbst kommen kann ich zu Deinem Geburtsage nicht, weil mein Vizekönig noch nicht hier ist, um mich abzulösen, ohnehin würde ich riskiren, daß Du nach Deines ungläubigen Bräutigams Vorbild überzeugt sein würdest, ich käme in Geschäften zu Euch und nicht um Deinetwillen. Genau betrachtet, weiß ich übrigens nicht recht, was ich Dir wünschen soll, denn eigentlich kannst Du so bleiben; nur wollte ich, daß Du zwei Schwägerinnen mehr hättest, eine, die nun





Die Brücke und das Denkmal bei Lippehne.**)

fort ist, und die andere die nicht kommen will. — Lebe wohl, mein Herz, grüße Vater, Arnim, Antonie u. s. w., in etwa 14 Tagen hoffe ich Euch zu sehen, bis dahin zähle und küsse.

Kniephof, 27/6. 44.

Dein treuer Bruder
Bismarck."

Der Bräutigam Malwinens war Otto's Jugendfreund Oskar von Arnim auf Kröchlendorf bei Prenzlau. Indessen wurde er der Landrathsgeschäfte herzlich überdrüssig, wie aus folgendem Briefe hervorgeht:

„Liebe Kleine,

Sehr mit Packen zur Landwehrübung beschäftigt, will ich Dir nur zwei Zeilen schreiben, da ich in der nächsten Zeit nicht recht dazu kommen werde. Ich habe seit bald nach dem Wollmarkt unseren vagabondirenden Landrath vertreten, viel Feuer, viel Termine bei starker Hitze und viele Reisen in sandigen Kiefernhaiden gehabt, so daß ich des Landrathspielens vollkommen überdrüssig bin und meine Pferde auch. Nun bin ich kaum acht Tage in Ruh und muß schon wieder

*) Siehe Bismarckbriefe. Bielefeld und Leipzig 1891. 5. Auflage.
**) Siehe Seite 255.

dem Vaterlande als Soldat dienen. Du siehst how men of merit are sought after, the undeserver may etc. Ich habe mir leider noch ein Pferd anschaffen müssen, da meine nicht zum Exerziren passen; indeß will ich es mit Grosvenor als Reserve versuchen. Letzterer zieht übrigens im Wagen wie ein alter Carossier, ich werde ihn daher auch nächstens bezahlen, kannst Du Oskar sagen (sobald die Rapsgelder eingehen), was ich mir fest vorgenommen hatte, nicht zu thun, wenn er nicht zöge." (Hier folgen Tintenflecke.)

„Verzeih vorstehendes Arabische, ich habe keine Minute Zeit, um diesen Zettel noch mal zu schreiben, denn ich soll in 1 Stunde fahren und muß noch sehr packen. Wir stehen in den nächsten 14 Tagen in Crüssow bei Stargard, nachher bei Fiddichow und Bahn, Schwedt gegenüber. Willst Du mir schreiben, so adressire nach Stargard, Poste restante, wobei ich auf jede Ausrede wegen langen Stillschweigens verzichte und vorkommenden Falls auch ein Gleiches von Deiner Seite erwarte. Lebe wohl, mein Mantelsack erwartet mich gähnend, um gepackt zu werden, und rund um mich her sieht es militärisch blau und weiß aus.

Wenn wir bei Fiddichow stehen, könnte mich Oskar in Bahn besuchen, ich werde ihm Nachricht geben.

K. 21.

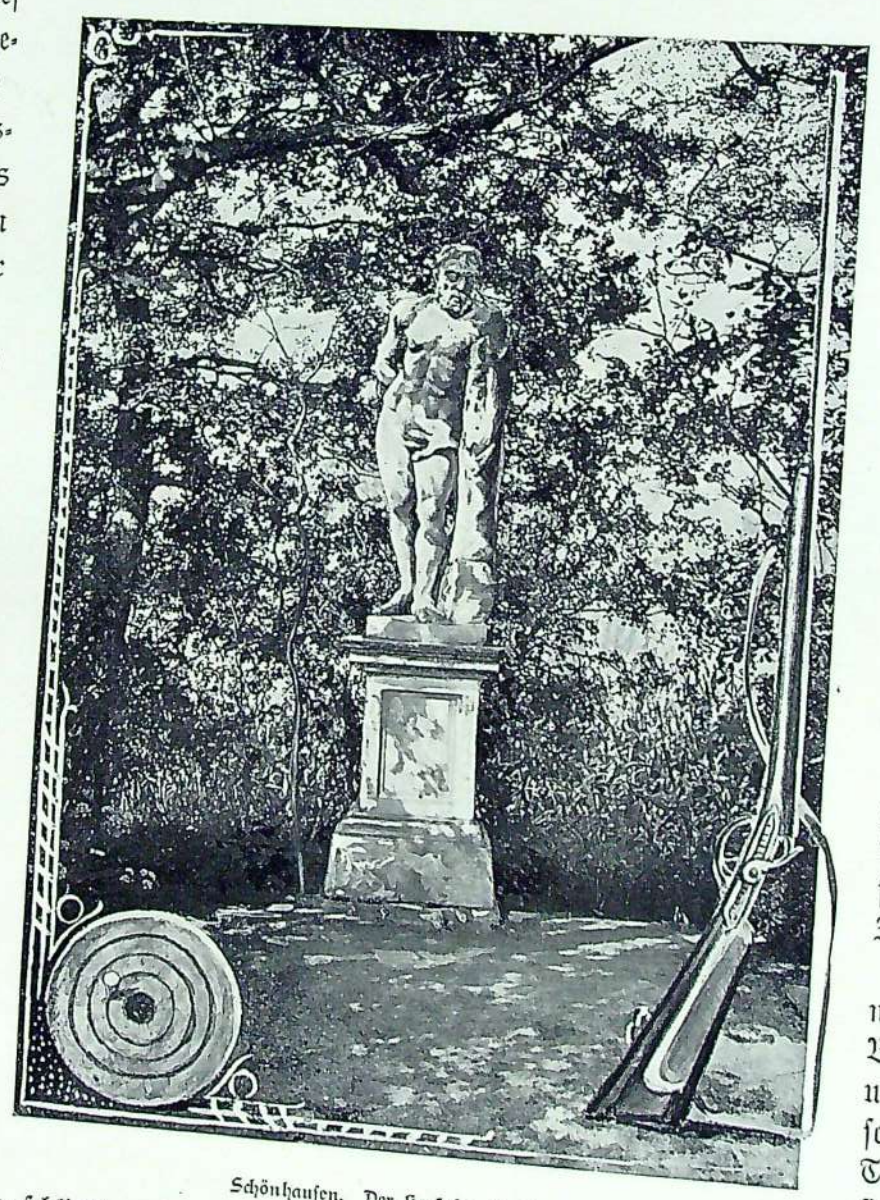
Dein treuer Bruder Bismarck."

Der vorstehende Brief wurde vielleicht im Juli geschrieben. Nach beendeter Militärübung begab sich Bismarck nach Norderney ins Bad. Es geschah dies im August, und seine Rückkehr erfolgte Mitte September. Während der Badezeit schrieb er an die Schwester:

„Norderney, 9/9. 44.

Theure Kleine.

Seit 14 Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher in dem Drange der Geschäfte und Vergnügungen dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich bei der Beschränktheit meiner Zeit und dieses Papieres außer Stande, Dir ein vollständiges Bild zu entwerfen, da ihre Reihenfolge und Beschaffenheit, je nach dem Wechsel der Ebbe und Fluth, täglich die mannigfaltigsten Abänderungen erzweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmuth und Heimweh erfüllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war, sie muß ein herrliches Gemüth haben, oder das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Minister . . ., eine jener Gestalten, die uns im Traume erscheinen, wenn wir schlafend übel werden; ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie einen Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rande des Tisches festhalte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer, schlanker Leib und kurze, krumme Beine. Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsere Tischgesellschaft ist von 2 bis 300 auf 12 bis 15 zusammengeschmolzen. Ich selbst habe mein Deputat an Bädern nun auch weg und werde mit dem nächsten Dampfschiff, welches übermorgen den 11. erwartet wird, nach Helgoland abgehen und von dort über Hamburg nach Schönhausen kommen. Ich kann indeß den Tag meiner Ankunft nicht bestimmen, weil es nicht gewiß ist, daß das Dampfschiff übermorgen kommt . . . Der Vater schrieb mir, daß Ihr am 15. nach Berlin gehen würdet; wenn ich mich also in Hamburg überzeuge, daß ich nicht bis zum 15. per Dampf bei Euch eintreffen kann, so werde ich das Potsdamer Boot zu benutzen suchen und direkt nach Berlin gehen, um dort mit Euch für Kunst und Industrie zu schwärmen. Wenn Du diesen Brief noch zeitig genug erhältst, was ich bei der Langsamkeit der hiesigen Posten kaum glaube, so könntest Du mir

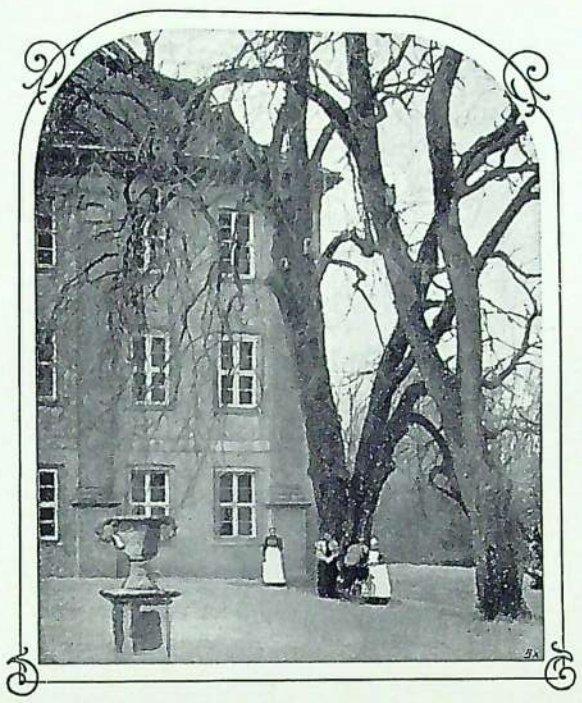


Schönhausen. Der Herkules im Park.

leidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, eine Zeit, die zwischen 6 Uhr morgens und 6 Uhr abends täglich eine Stunde später eintritt — und in angenehmer Abwechselung die Vorzüge eines windkalten, regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhabenen Eindrücken von Sand und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirthes Mousse Omne Fimmen fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die table d'hôte ihrer Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandtheilen nach zwischen Schellfischen, Bohnen und Hammel an den ungraden und Seezunge, Erbsen und Kalb an den graden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Gries mit Fruchtsauce, im

mit zwei Zeilen nach Hamburg, alte Stadt London, Nachricht geben, ob Vater seine Reisepläne etwa geändert hat. Das Baden gefällt mir sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine, und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe so gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Knie im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier aber nicht so hoch wie das Berliner Schloß), dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Seehunden zu schießen, von letzteren habe ich nur einen erlegt; ein so gutmüthiges Hundegesicht mit großen, schönen Augen, daß es mir ordentlich leid that. Vor 14 Tagen hatten wir Stürme von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet und mehrere Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waaren in Fässern, Leichen, Kleidern und Papieren an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde, Tonke Hams, in 4 Stunden nach der Insel Wangeroge gefahren, auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt und hatten schon in der ersten keinen trockenen Faden mehr an uns, obgleich ich in einer angeblichen Kajüte lag; zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantirt, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen. Herzliche Grüße an Vater und meinen Dank für seinen Brief, desgl. an Antonie und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz. Dein treuer Bruder Bismarck."

Diese Schwester sollte ihm zu seinem Schmerze durch ein an sich freudiges Ereigniß nach wenigen Wochen in gewisser Hinsicht entrissen werden, denn am 30. Oktober 1844 heirathete sie Oskar von Arnim auf Kröchlendorf, welcher Landrath in Angermünde war. Er schrieb ihr bald nach ihrem Weggange von Schönhausen einen Brief, der nach jeder Seite hin köstlich zu nennen ist. Er hielt sich damals in Schönhausen, wo er überhaupt gern weilte, beim Vater auf.



Schönhausen. Im Schloßgarten.

„Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden, ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheirathen und thun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich das Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß und Oscar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Ueberzeugung hervorging, daß 5 Stimmen auf Tod und Leben und 2 mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren, dazu 4 für Krug, 16—18 für Arnim und 12—15 für Alvensleben, ich bin also lieber ganz zurückgetreten. Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend, spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt, Fuchsjagd zu nennen; wir gehen nämlich bei starkem Regen, oder jetzt sechs Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Carl hinaus, umstellen mit aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beobachtung des Windes einen Kiefernbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, unumstößlich überzeugt sind, daß außer einigen Holz suchenden Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Carl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von Seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Thier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „Hu, la, la, he, he, faßt, häh, häh!" in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: nein, nicht das Mindeste! Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem andern Busch, dessen vermuthliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es 3—4 Stunden lang, ohne daß in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Außerdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Uebereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Carl V. war ein dummer Kerl! Du begreifst, daß bei so mannigfachen Beschäftigungen mir wenig Zeit bleibt, Predigers zu besuchen; da sie keine Stimme im Kreistage haben, so bin ich auch noch gar nicht dagewesen, es war nicht möglich. Bellin ist seit drei Tagen voll von einer Reise nach Stendal, die er gemacht, und von der Post, die er versäumt hat. Die Elbe geht mit Eis, der Wind ist Ost-Süd-Ost, das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt 8°, der Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich theile Dir dies mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleinen Begebenheiten Deines Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen; wer bei Euch und Curts gewesen ist, wen Ihr besucht, was

Ihr gegessen habt, was die Pferde machen, wie sich die Bedienung aufgeführt hat, ob die Thüren knarren und die Fenster dicht sind, kurz Thatsachen, Facta. Ferner mag er's nicht leiden, daß er Papa genannt wird, er liebt den Ausdruck nicht, avis au lecteur! Antonie hat ihm zu seinem Geburtstage einen recht hübschen Brief geschrieben und eine grüne Börse geschenkt, worüber Vater sehr gerührt war und zwei Seiten lang antwortete. Rohr's sind neulich hier durchgefahren, ohne etwas von sich merken zu lassen, nachdem sie im Kruge zu Hohen-Göhren zwei Stunden gefüttert und mit Frau und Kind bei zehn rauchenden Bauern in der Bierstube gesessen haben. Bellin behauptet, sie wären mit uns brouillirt — das wäre hart und würde mir meinen liebsten Umgang verkümmern. Der Vater läßt vielmals grüßen und wird mir bald nach Pommern folgen, er meint zu Weihnachten. Uebermorgen ist in Genthin café dansant, den ich en passant besuchen werde, um noch schließlich gegen den alten Landrath zu feuern und auf mindestens vier Monate von dem Kreise Abschied zu nehmen. Die . . . habe ich kennen gelernt, sie hat Augenblicke, wo sie bildhübsch ist, wird aber früh den Teint verlieren und roth werden; ich bin 24 Stunden in sie verliebt gewesen. Grüß Oskar herzlich und lebe wohl . . . Ganz Dein eigener for ever.

Bismarck."

Der Brief wurde jedenfalls gegen Ende des Jahres 1844 geschrieben. Bald darauf übernahm er für seinen Bruder die Landrathsgeschäfte in Naugard. Daher sind auch die nächsten Briefe aus Kniephof. Einer vom 9. April hat folgenden Wortlaut:

„Madame,

Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit landwirthschaftlichen Klagen auszufüllen, über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, todte Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger; dazu pfeift Johann draußen eben so konsequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheirathet. Ganz mein Fall, bis auf den Stell-

Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck.
(Nach dem Original im Besitz der Frau v. Bismarck-Külz.)

macher, der noch im Schoße der Zukunft raspelt. Ich muß mich übrigens, hol mich der D . . .! verheirathen, das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlassen fühle und milde, feuchte Witterung mich melancholisch, sehnsüchtig verliebt stimmt. Mir hilft kein Sträuben, ich muß zuletzt doch noch . . . heirathen, die Leute wollen es alle so, und nichts scheint natürlicher, da wir beide zusammen übrig geblieben sind. Sie läßt mich zwar kalt, aber das thun sie alle; es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag! Daß ich am 1." — Bismarcks Geburstag — „mehrfachen Damenbesuch mit würdevollem Anstand ertragen habe, wird Dir Vater mitgetheilt haben.

Als ich von Angermünde kam, war ich durch die Fluthen der Zampel von Brücken auf der Zampel fortgerissen, so das Knobelsdorf und ich, die Regenten zweier großen Kreise, hier auf einem kleinen Fleck vom Wasser eingeschlossen waren und ein anarchisches Interregnum von Schievelbein bis Damm herrschte. Noch um 1 wurde einer meiner Wagen mit 3 Faß Spiritus von den Fluthen fortgerissen, und ich bin stolz darauf, sagen zu können, daß in meinem Nebenfluß der Zampel ein Theerfahrer mit seinem Pferde ertrank. Außerdem sind in Gollnow mehrere Häuser eingestürzt, ein Sträfling im Zuchthause hat sich wegen Prügel aufgehängt, und mein Nachbar, Gutsbesitzer . . . in . . . sich wegen Futtermangel erschossen. Eine ereignißvolle Zeit! Es steht zu erwarten, daß noch einige unserer Bekannten von der Bühne abtreten werden, da dieses Jahr mit seiner schlechten Ernte, den niedrigen Preisen und dem langen Winter für den verschuldeten Besitzer schwer durchzuhalten ist. Morgen erwarte ich Bernhard zurück und bin froh, daß ich die Landrathsgeschäfte los werde, die im Sommer recht angenehm, aber bei diesem Wetter und Regen sehr unbehaglich sind. Dann aber komme ich, wenn Oskar nicht anders schreibt, nach Kröchlendorf und von dort zu Dir . . .

Gute Nacht, m'amie, je t'embrasse. Dein u. s. w. u. s. w.

Kniephof, 9/4. 45.

Bismarck."

Noch in demselben Monat schickte er an Frau von Arnim einen anderen Brief, der uns aufbewahrt ist. Er schrieb:

„Theuerste Kreusa.

Ich habe nicht den geringsten Schlüssel mitgenommen und kann Dir aus Erfahrung sagen, daß es niemals zu dem mindesten Resultat führt, nach Schlüsseln zu suchen, weshalb ich mich in solchen, bei meiner Ordnungsliebe sehr seltenen Fällen stets ohne Aufenthalt an den Schlosser wende, um einen neuen machen zu lassen. Bei wichtigen wie z. B. Geldspinden, hat man dabei zugleich die Abwechselung, den Bart und sämmtliche Schlösser, die man schließen soll, ändern zu lassen. Ich sehe kommen, daß ich meinen Brief bald schließen werde; nicht aus Bosheit, weil Du mir nur eine Seite geschrieben hast, es wäre peinlich, wenn ich glauben könnte, daß Du mich für so indigne rachsüchtig hieltest; sondern aus Schläfrigkeit. Ich bin den ganzen Tag in der Sonne geritten und gegangen, habe gestern in Plathe tanzen sehen und viel Montebello getrunken; ersteres giebt mir Magensäure, das andere Ziehen in der Wade. Nimm dazu eine beim Schlucken schmerzliche Anschwellung des Zäpfchens, einen leichten Anflug von Kopfschmerz, krumme Beine und Sonnenstich, so begreifst Du, daß mich weder der Gedanke an Dich, mein Engel, noch das melancholische Geheul eines wegen übermäßiger Jagdlust eingesperrten Schäferhundes länger wach zu halten im Stande ist. Nur das will ich Dir noch sagen, daß das Kränzchen nicht sehr besucht, eine recht niedliche Fräulein . . ., Schwester von der . . ., dort war und wieder sämmtliche junge und alte Frauen in Wochen liegen, außer Frau von . . ., die kleine, die ein hellblaues Atlaskleid trug, und daß ich übermorgen zu einem ästhetischen Thee in . . . bin. Schlaf wohl, meine Angebetete, es ist 11 Uhr.

K. 27/4. 45.

Bismarck."

Eine wesentliche Veränderung im Leben Bismarcks brachte das Ende desselben Jahres 1845, denn am 22. November starb sein Vater. Im letzten Frühjahr hatte dieser den Sohn zum letzten Male auf einige Zeit in Kniephof besucht. Als er nach Schönhausen zurückkehrte, trat eine große Verheerung in Schönhausen und der Elbnachbarschaft ein, denn die Elbe durchbrach in Folge der großen Regengüsse die Dämme und zerstörte weithin Dörfer und Fluren. In Schönhausen hatte das große Wasser in der großen Allee des Parkes sechs der schönsten Linden fortgerissen. Als Herr Ferdinand von Bismarck dieses sah, ging es wie ein Riß durch sein Inneres und er sagte zu seinem Verwalter Bellin: „Die Linden sind gefallen, nun werde auch ich bald dahingehen:" Er hatte schon seit längerer Zeit gekränkelt, endlich mußte er sich niederlegen. Als Otto von Bismarck hörte, wie schwer sein Vater erkrankt sei, eilte er sofort nach Schönhausen. Er langte am 22. November an. Noch an demselben Tage starb der Vater und er durfte ihm die Augen zudrücken. Ihm fiel damit das Stammgut Schönhausen als Erbe zu, und er verweilte von nun an fast ausschließlich hier.

Die folgenden Monate nahm ihn die Bewirthschaftung und Hebung des Gutes Schönhausen am meisten in Anspruch. Aber dennoch strebte er auch danach, einen Einfluß auf die öffentlichen Interessen der ihn umgebenden Landschaft und ihrer Bewohner zu erlangen, was ihm auch gelang.

Im Frühjahr 1846 wurde er zum Deichhauptmann für das rechte Elbufer ernannt und als Vertreter des Herrn von Brauchitsch für den sächsischen Provinziallandtag zu Merseburg durch die Ritterschaft des Kreises Jerichow gewählt. In diesen freien Stellungen zeigte sich sofort sein lebhafter Pflichteifer, besonders als Deichhauptmann. Auch in anderer Hinsicht sollte er bald zu thun bekommen, denn im Sommer vernichtete ein Hagel die Ernte von Schönhausen. Seiner Schwester machte er darüber folgende Mittheilung:

„Liebe Arnimin.

Ich habe in diesen Tagen soviel Briefe schreiben müssen, daß mir nur noch ein halber mit Kaffee befleckter Bogen geblieben ist, den ich Dir deshalb aber nicht vorenthalten will. Meine Existenz ist hier nicht die vergnüglichste gewesen. Inventarien anfertigen ist langweilig, namentlich wenn man von den Schurken, den Taxatoren, dreimal aus nichtigen Gründen im Stich gelassen wird und tagelang vergeblich warten muß. Außerdem ist mir ein beträchtliches an Korn verhagelt (den 17.) und endlich habe ich noch immer einen höchst widerwärtigen Husten, obgleich ich seit Angermünde keinen Wein getrunken und mich vor jeder Erkältung sorgfältig in Acht genommen habe, über Mangel an Appetit nicht klagen kann und wie ein Dachs schlafe. Dabei verhöhnt mich jeder wegen meines gesunden Aussehens, wenn ich behaupte, an der Brust zu leiden. Morgen Mittag werde ich Redekin besuchen, übermorgen nach Magdeburg gehen und dort nach ein- bis zweitägigem Aufenthalt mich unaufhaltsam in Deine Arme stürzen. Von hier kann ich Dir weiter nichts Neues melden, als daß die Vegetation bei meiner Ankunft im Vergleich mit Angermünde 14 Tage vor war und die Saaten im ganzen mittelmäßig stehen. Die Folgen der Ueberschwemmung machen sich leider auf eine sehr verdrießliche Weise im Garten bemerklich. Außer den vielen Hölzern, die ich im Winter schon als ausgegangen aus dem Bosquet genommen habe, zeigt sich nun, daß sämmtliche noch übrige Akazien und über die Hälfte der Eichen trocken sind, so daß wenig bleibt; 17 von den Linden am unteren Ende der großen Allee sind entweder schon todt oder doch augenscheinlich sterbend. Ich lasse diejenigen, an denen sich noch ein oder das andere Blatt zeigt, köpfen, und will sehen, ob sie mit dieser Operation zu retten sind. Obst-, besonders Pflaumenbäume, gehen auch viele verloren. Im Felde und besonders in den Wiesen sind viele Stellen, wo die Vegetation ausbleibt, weil die obere fruchtbare Erdschicht fortgeschwemmt ist . . .

Schoenhausen, 22/7. 46.

Dein schwindsüchtiger Bruder
Bismarck."

Man merkt es den Briefen nicht an, daß den Schreiber noch ganz andere Unruhe quälte, das war die Sorge um die Zuneigung eines ihm theuer gewordenen Mädchenherzens, und dieses gehörte dem Fräulein Johanna von Puttkamer, der einzigen Tochter des Herrn v. Puttkamer auf Viartlum und seiner Frau Littegarde, geb. v. Glasenapp auf Reinfeld bei Stolp in Pommern. Kurz nach der Verheirathung der Schwester Malwine hatte er Fräulein Johanna in Triglaff auf der Hochzeit seines Jugendfreundes Moritz von Blanckenburg auf Zimmerhausen mit dem Fräulein von Thadden-Triglaff zu Triglaff in Pommern kennen gelernt und einen tiefen Eindruck von dem bescheidenen, einfachen Mädchen erhalten, dessen Augen so liebevoll und innig blickten, dessen Worte so herzlich und aufrichtig klangen, dessen Geistesrichtung eine so ernst-freundliche, echt fromme war. Er hatte jahrelang nach dem inneren Frieden gesucht, bald in Spinoza, bald im tollen Leben in Saus und Braus, aber er hatte ihn nicht gefunden. Eine Leere war in ihm zurückgeblieben, die ihn peinigte und immer wieder zur Lösung der Lebensräthsel trieb. War es die Sicherheit in Johannas Lebensanschauungen, das unentwegte Vertrauen auf Gott, ihre schlichte, demüthige Hingabe an die Gebote der Religion, wie sie ihr im einfachen

Oskar v. Arnim-Kröchlendorff*) im Jahre 1848.
(Nach dem Gemälde von C. Begas.)

Malwine v. Arnim-Kröchlendorff, geb. v. Bismarck.
(Nach dem Gemälde von E. Magnus.)

Elternhause gelehrt worden war, was ihn anzog? Jedenfalls nicht in dem Sinne, als sehnte er sich, mit fliegenden Fahnen zu ihrem frommen Glauben überzugehen, aber unstreitig zog ihn die beruhigende Festigkeit in ihren Grundsätzen an, welche jedes Schwanken in der Wahl der Mittel, jede Trostlosigkeit, jede innere Zerfahrenheit ausschloß. Die stille Hoheit, welche diese innere Sicherheit ihr gab, hatte einen hohen Reiz für ihn, und nicht blos einen psychologischen, nein, einen tieferen, es erschien ihm so beglückend, jemand neben sich zu sehen, der in allen Lagen den Frieden des Herzens bewahrte, welchen er nicht gefunden hatte, wie er ihn auch in seinem Elternhause nicht kennen gelernt. Dieser Frieden mußte auf den, mit welchem sich Johanna von Puttkamer einst verband, ausstrahlen, mußte ihn ebenfalls zur Ruhe führen. Daher stieg in ihm das Verlangen auf, für immer mit dem reinen, lieben Mädchen vereinigt zu sein, erst leise, dann immer stärker.

Auch Johanna mußte bei dieser Gelegenheit von ihm einen anderen Eindruck empfangen haben, als den ihr die schlimmen Gerüchte über „Kneiphof" und den „tollen Bismarck" gegeben hatten. Mit ihrer Feinfühligkeit fand sie schnell heraus, daß auch ihm ein hoher, sittlicher Kern innewohnte, daß er der Religion nicht so entfremdet war, daß man keines-wegs pharisäisch vor ihm ein Kreuz zu schlagen habe, ja, daß sein unbefriedigtes Suchen nach Wahrheit wohl auch in den Hafen der Religion geleitet werden könne. Beide zogen offenbar ihre gegenseitigen Seelenzustände zunächst an.

*) Der Name scheint, auch von der Familie, bald mit zwei, bald mit nur einem f geschrieben zu werden.

Dann aber lag in Johannas Wesen ein so ausgesprochener Zug zur Hilfsbereitschaft, zur Hingebung an ihre Lieben, zu gemüthvoller Häuslichkeit, daß Bismarck davon gefesselt werden mußte, denn dieser Zug war auch ihm eigen.

Nach dieser ersten Begegnung waren ein paar Jahre vergangen, und die gegenseitigen Eindrücke, vielleicht bestärkt durch wiederholtes Zusammentreffen bei der Freundin Johannas und dem Freunde Bismarcks in Zimmerhausen, hatten tiefere Wurzel geschlagen. So geschah es, daß Bismarck der Einladung des Blanckenburg'schen Ehepaares, mit ihnen und Johanna eine Harzreise zu machen, gern Folge leistete. Die Reise, welche zu einer Brautfahrt werden sollte, fand statt im Sommer 1846, gewiß nicht lange, nachdem er den zuletzt angeführten Brief an Frau von Arnim geschrieben hatte. Mit der Gewißheit, daß Johanna ihn trotz seines nachtheiligen Rufes liebe, kehrte er hoch beglückt heim und beschloß, bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten. Er that es gegen Ende des Jahres brieflich. Die Wirkung des Briefes in Reinfeld war gradezu eine entsetzliche. Bismarck, der „tolle", der „verrückte", „dem man alles zutraute", wollte in die ehrbare, christlich-fromme, sogar strenggläubige Familie der Puttkamers heirathen? „Ich war wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen," sagte Herr von Puttkamer über den Eindruck des Schreibens. Und seine Gemahlin war nicht weniger tief erschrocken, denn die Angelegenheit mußte ja schon so weit gediehen sein, daß Johanna den schrecklichen Menschen wiederliebte. Beide riefen Johanna und theilten ihr die Werbung mit. Ihre tiefe Betrübniß wurde nur größer, als diese ganz offen und fest erklärte, daß sie mit Bismarck glücklich zu werden hoffe. Die Mutter sah nur namenloses Elend für ihr Kind voraus, sie verweigerte hartnäckig ihre Zustimmung zu dem Bunde. Mit Thränen beschwor sie Johanna, ihrer Liebe zu entsagen, allein diese hatte zu festes Vertrauen auf Gott und ihren Geliebten, sie blieb bei ihrer Erklärung.

Bismarck als Landtags-Abgeordneter.
(Portrait und Unterschrift stammen aus dem Jahre 1848.)

Endlich mußte eine Antwort an Bismarck gegeben werden. Sie enthielt vorläufig eine Einladung nach Reinfeld, damit man sich aussprechen könne. Damit hatte der Freier gewonnen, denn wenn er persönlich eingreifen konnte, nahmen

Frau v. Puttkamer, Mutter der Fürstin.
(Nach einem Portrait in Varzin.)

Heinrich v. Puttkamer, Vater der Fürstin.
(Nach einem Portrait in Varzin.)

alle Dinge eine ihm günstige Wendung. Er eilte nach Reinfeld, und bereits am 12. Januar 1847 schrieb er der Schwester in Angermünde die zwei schwerwiegenden Worte: „All right!“ Er hatte den Widerstand, die Bedenken der Eltern überwunden und war glücklicher Bräutigam.

Bis gegen Ende Januar verweilte er in Reinfeld, dann kehrte er nach Hause zurück. Hinter ihm lag die Vergangenheit wie ein toller Traum, die wilden Stürme hatten ausgetobt, die Gelage, die gewaltsamen Ausbrüche der Leidenschaft waren vorüber, er sah „Meeresstille und glückliche Fahrt“ vor sich. Zum ersten Male fühlte er sich unsäglich wohl.

Dieses Gefühl sollte sich aber nach der Verheirathung am 28. Juli 1847 noch mehr steigern, denn er fand in seiner jungen Gemahlin weit mehr, als er gehofft hatte. Sie besaß weit größere Innigkeit des Gemüths und Innigkeit der Empfindung, als er jemand für fähig gehalten hätte. Ihre Wahrheitsliebe, ihr sittlicher Wille, ihr häuslicher Sinn, ihr Geschick, das Heim traut und lieb zu machen, erfüllten ihn täglich mehr mit Liebe und Achtung für sie. Alles Gute und Edle pflegte sie, und hierin entfaltete sie eine Lebendigkeit, welche man ihr bei ihrer sonstigen Bescheidenheit und Ruhe gar nicht zugetraut hätte.

In stillen Stunden setzte sie sich an den Flügel und spielte ihm klassische Musikstücke vor, besonders von Beethoven, Schumann und Schubert. Sie spielte sehr gut, vor allem mit tiefer Empfindung, lebte förmlich in den Tonstücken und wußte ihm vortrefflich das Verständniß derselben zu erschließen. Das war eine Erneuerung der schönen Stunden, welche er ehemals als Student mit dem Grafen Kayserlingk in Berlin verlebt hatte. Jetzt gewannen sie an Gehalt und Schwung. Die Gereiftheit der Erkenntniß und des Gefühls ließen ihn die herrlichen Tonschöpfungen voller und reiner erfassen, so daß sie ihm eine unversiegliche Quelle des Glückes, der Ruhe, der inneren Harmonie wurden, trotzdem er von Hause aus, wie er selbst sagte, ziemlich unmusikalisch war.

König Friedrich Wilhelm IV.

Einen anderen Gewinn trug er noch davon, das war das Einleben in den Gottesglauben, doch nicht in den kirchlichen, denn die Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten, welche dieser mit sich zu bringen pflegt, haßte er. Dieser aber war gerade, seit der fromme König Friedrich Wilhelm IV., zu dessen Huldigung im Jahre 1840 Bismarck mit seinem Vater anwesend war, die Regierung angetreten hatte, unter den Eiferern sehr zur Herrschaft gelangt.

Natürlich gingen die höheren Stände in das Lager strenger Religiosität über, denn im guten wie im schlimmen Sinne geschieht es leider, daß sie ihre freisinnigen oder strenggläubigen Ansichten meist nur dem jeweiligen Herrscher verdanken, ohne zu ahnen, ein wie wenig angenehmes Beispiel sie damit dem denkenden Manne aus dem Volke geben. Wohin man in der Geschichte blickt, tritt uns diese Opportunitäts-, diese Nützlichkeitsfrömmigkeit der höheren Stände entgegen, eine Geistesrichtung, die nur ein frivoles Gaukelspiel mit dem Heiligen ist, denn aus dem Umstande, daß die Meisten mit dem anders denkenden neuen Herrscher sofort ihre Meinung wechseln, muß man nach der geschichtlichen Erfahrung annehmen, daß es selten jemand ernst damit ist, der größte Theil huldigt hierin nur der Mode und der Gewinnsucht oder auch der Ehrsucht. Das wollen wir uns merken für die Zeit, wo Bismarck in Kampf gerieth mit diesem frommen Streberthum, daran müssen wir uns auch erinnern, wenn wir in der nächsten Zeit die Grundfesten des Staates wanken sehen werden, wenn das Volk offen seine Empörung zeigt gegen die charakterlose „Gläubigkeit“, welche sich unter dem aufrichtigen König Friedrich Wilhelm IV. breit machte. Denn die Unzufriedenheit darüber durchdrang 1848 nicht bloß das Volk, sondern alle Stände, soweit ehrliche Gesinnung in ihnen herrschte.

Bismarck hatte sich seine religiöse Anschauung schwer erkämpft, und darum war sie echt und hielt in allen Lagen aus, genügte freilich den „Eiferern für den Herrn“ nicht im geringsten. Daß aber auch Bismarck wegen seines Glaubens

von der Revolutionspartei angegriffen wurde, hatte seinen Grund darin, daß er seinen Glauben eng verband mit der damals verachteten Königstreue. Die Kurzsichtigen bedachten nicht, daß Preußen und die preußisch gesinnten Männer nicht nach der Schablone anderer Länder und Völker zu behandeln seien. Preußen mit seiner „Geschichte ohne Gleichen" ist ein Ausnahmestaat, der von den Reformern des Jahres 1848 nicht genügend begriffen und studirt worden war, seine Reform ist zu allen Zeiten nur möglich, indem man das getreu berücksichtigt, was ihn groß gemacht hat.

Kaiser Ferdinand I von Oesterreich.

Unstreitig hatte Bismarck, der genaue Kenner der Geschichte, dies im Auge, wie sehr er auch seine Ansichten als jugendlicher Heißsporn vortrug und dadurch gewaltiges Aufsehen und Widerstreben erweckte, wie wir gleich sehen werden.

Doch zuerst müssen wir ihn noch auf seiner Hochzeitsreise begleiten, denn eine Begegnung während derselben machte sie für später wichtig. Die Reise ging über Dresden, Prag, Wien, Salzburg nach Italien und zurück durch die Schweiz und die Rheingegend. Was das junge Paar in den Honigmonden erlebte, erfahren wir nur aus Stellen in späteren Briefen. So schrieb Bismarck am 16. Juni 1852 aus Wien an seine Gemahlin: „S'gfallt mer hier gar net, wie Schrenck" (der bayerische Bundesgesandte in Frankfurt am Main) „sagt, obschon es so nett war Anno 47, mit Dir . . . Gestern war ich in Schönbrunn und gedachte an unsere abenteuerliche Mondscheinexpedition beim Anblick der himmelhohen Hecken und der weißen Statuen in den grünen Büschen, besah mir auch das heimliche Gärtchen, in das wir zuerst geriethen, was sehr verbotener Grund ist, so daß die Jägerschildwache, die schon damals dort stand, sogar das Hineinsehen verbietet."

In Venedig traf das Hochzeitspaar zufällig mit dem König Friedrich Wilhelm IV. zusammen, der den willenskräftigen Vertheidiger des preußischen Monarchenthums, als welcher er sich in den vorigen Monaten auf dem Vereinigten preußischen Landtage gezeigt hatte, zur Tafel befahl. Darauf unterhielt sich der König eifrig mit ihm über die politische Lage, besonders über die Deutschlands. Die Aussprache hatte die Wirkung, daß der König den unerschrockenen Mann nicht wieder aus den Augen ließ und ihn bald in seinem Dienst hervorragend verwendete.

Bismarck klagte später über den zur Hoftafel geborgten Frack, der ihm gar nicht passen wollte. Aber die Begegnung ließ ihn die Unbequemlichkeit vergessen.

Wieder heimgekehrt nach Schönhausen, wurde das junge Paar von den Guts- und Dorfbewohnern sehr festlich empfangen. Es begann für dasselbe ein harmonisches Leben, welches bei all den tobenden politischen Stürmen sehr wohlthuend auf Bismarck wirkte. „Denn die Vereinigung war zum Trost der Eltern in Reinfeld von wunderbarem Glück. Herr von Bismarck sah in seiner Frau die treueste Lebensgefährtin, welche ihm in allen Lagen die Lebensfreude aufrecht erhielt. Herzenruhe, Licht und Trost fand er bei ihr in den schwersten Stürmen. Mit unendlichem Dank erkannte er dies an. Alle seine Briefe und Aussprüche drücken ihr Lob aus, das man zusammenfassen kann in den Worten, welche er nach dreißigjähriger Ehe zu einem Freunde sagte: ‚Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat!'"*) Das rührende, herzliche Verhältniß zwischen beiden dauerte ohne die geringste Abschwächung zu erleiden für das ganze Leben. Das beste Zeugniß dafür sind die Briefe Motleys, welcher das eheliche Leben des Fürstenpaares nicht genug bewundern konnte. „Sie ist so gutherzig, liebenswürdig und heiter" schrieb er in 1858. „Bismarck ist zu mir ganz unverändert; seine Frau sagt, er scheint zwanzig Jahre jünger, wenn ich da bin; und das ist der wahre Grund, weshalb sie meine Anwesenheit so gern hat. Sie ist ihm mit Ergebenheit zugethan und er ebenso ihr."

Fürst Metternich.

Wie wir sehen werden, war mit seiner Heirath die Wendung zum Guten, zum Glück für ihn gegeben. Alle Unsicherheit, aller Weltschmerz hatte nun ein Ende, der Adler begann die ersten Flüge, die ihn später zur Sonne tragen sollten.

*) B. Garlepp, Fürst Bismarck; Breslau, 1890.

Parlamentarische Anfänge.

In wenigen Jahren, seitdem König Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung gekommen war, hatten sich die preußischen Verhältnisse stark verändert. Alle Hoffnungen auf die freiere Entwickelung des Staates, die man seit 1819 im Herzen zurückgedrängt hatte, wurden mit einer Kraft entfacht, welche alle Theile des Volkes mit fortriß. 1819 waren die Karlsbader Beschlüsse gefaßt worden, welche die freieren Ideen mit Strafe belegten. Preußen, welches hierin mit Oesterreich Hand in Hand ging, hatte sich dadurch, vor allem in Süddeutschland jeder Sympathie beraubt und jedes dankbare Gedächtniß an seine Verdienste in den letzten Feldzügen vernichtet. Rußland konnte dieses Vorgehen aus verschiedenen Gründen nur recht sein, denn es suchte in seinen Staaten ebenfalls mit Argusaugen jede Entfaltung freiheitlicher Ideen zu verhüten. Die „heilige Allianz", bestehend aus Oesterreich, Rußland und Preußen, war für das letztere ein Unglück, und wurde es jährlich mehr. Die treuesten Stützen des Thrones sahen dies mit Schmerz, wie wir aus einem Briefe vom Jahre 1824 ersehen. Es hieß darin: „Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach eilf Jahren von einer damals (1813) zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles geopfert, solches Resultates halber? Die Aufstellung jener Frage verpflichtet auf das Heiligste, einem Volke von eilf Millionen den Platz zu erhalten, welchen es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher gesehen worden, noch werden gesehen werden. Aber hieran will man nicht mehr denken."

Es mußte trübe in Preußen aussehen, wenn sich Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser, bewogen fühlte, eine solche Klage hören zu lassen, denn er war der Schreiber dieses Briefes.

Das Jahr 1830 brachte die Pariser Julirevolution und entzündete auch in dem von Metternich*) niedergehaltenen Deutschland einige Putsche. Natürlich waren sie planlos unternommen, obwohl sie hier und da konstitutionelle Verfassung nach sich zogen. Zugleich mußte das Blut des Vaterlandsfreundes aufs Neue erregt werden durch die Zerfahrenheit in den deutschen Verhältnissen. Es sollten etwaige französische Kriegsgelüste abgewehrt werden. Aber wie viel Staaten in Deutschland existirten, beinahe ebenso viel Meinungen über die Zahl der gegen Frankreich zu stellenden Truppen und über den Oberbefehl bestanden. Von einer einheitlichen deutschen Regierung war keine Rede, jede Erinnerung daran wurde bestraft und an die Früchte der Befreiungskriege für die große Masse des Volkes durfte nicht mehr gedacht werden.

In Preußen schwieg man von den ehemaligen Erwartungen noch aus einem anderen Grunde. Friedrich Wilhelm war alt geworden, und niemand hatte Lust, seinen Lebensabend zu trüben.

*) Siehe Portrait Seite 269.

Der weiße Saal im königlichen Schloß zu Berlin.
Schauplatz des ersten parlamentarischen Auftretens v. Bismarcks.

Die schwere Zeit von 1806—1815 hatte tausendfach sein edles Herz, seine aufrichtige Gesinnung für sein Volk, seine stete Sorge für das Heil seiner Unterthanen offenbart, ein Band der herzlichsten Liebe hatte sich um ihn und die Nation geschlungen, wie es nirgends, auch früher nicht, zu finden war. Trotz der strengen Maßregeln, die in der Absicht, eine Revolution zu verhüten, ergriffen worden waren, zürnte man ihm nicht, nein, man liebte ihn jährlich mehr, denn jeder wußte, daß der König allzu raschen Neuerungen nur aus der Besorgniß abhold war, weil sie die Begierde radikaler Elemente entfesseln und ins maßlose steigern würden. Man hing mit einer Verehrung an dem Heldenkönig und treuen Landesvater, die beispiellos war. So ungeheuer Schweres hatte er mit dem Volke getragen, so tief Schmerzliches im Kreise seiner Familie erlebt, daß man ihm bei jeder nur möglichen Gelegenheit die innigste Liebe und Treue zu beweisen suchte, daß man jedes für ihn trübe Ereigniß mitbeweinte, jedes frohe bejubelte, mit Freudenthränen begrüßte. Einen glücklichen Familienvorfall in dem Königshause erlebte man mit, als wenn er der eigenen Familie widerfahren wäre. Als es im Februar 1827 bekannt wurde, daß ein Beinbruch des Königs wieder geheilt worden war, da versammelten sich die Berliner Kinder unter den Fenstern des Schlosses gegenüber dem Zeughaus und sangen mit fröhlichen Stimmen:

„Heil Dir im Siegerkranz,
Unserm König sein Bein ist wieder ganz!"

Eine Bewirthung mit Kuchen und Obst belohnte die kleinen Sänger. Doch als der König am 9. März zum ersten Male wieder im Theater erschien, wurde er mit unsagbarer Begeisterung vom Publikum empfangen. Alle Anwesenden weinten vor Rührung.

In anderen Staaten freilich, wo man sich nach dem Scheitern des deutschen Patriotismus ebenfalls auf den Lokalpatriotismus zurückzog, hatte man keinen oder wenigstens nicht viel Grund zur Freude. Seit und in Folge des bewegten Jahres 1830 waren in verschiedenen deutschen Ländern Konstitutionen eingeführt, auch in Hannover. Allein im Jahre 1837 nahm König Ernst August einen Verfassungssturz vor und führte die alten Zustände wieder ein. Sieben Göttinger Professoren, die den Gewaltstreich des Königs nicht billigen wollten, wurden ihrer Aemter entsetzt und aus dem Lande gejagt. Metternich trat sofort energisch auf die Seite des Königs, und König Friedrich Wilhelm, obwohl mit dem Vorgehen Ernst Augusts unzufrieden, glaubte diesen als seinen Schwager vor einer Bloßstellung behüten zu müssen.

Da ging eine tiefe Klage durch Deutschland. Nicht der Patriotismus für das große Vaterland, nicht der für das engere fand mehr eine unantastbare Stätte. Welche Verfassung war denn nun noch sicher? Wo wurde denn nun noch auf das Wohl des Volkes Rücksicht genommen? War nicht vor dem gemeinsamen Handeln der beiden Großstaaten in Metternichs Sinne noch anderes Schlimme zu befürchten?

So lagen die Verhältnisse in Deutschland, als am 7. Juni 1840 Friedrich Wilhelm III. starb und sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam. Durchaus untadelhaft in seinem Charakter, besaß er doch nicht das Verständniß für seine Zeit und für sein Volk. Die alte ritterliche Hierarchie mit der Romantik des Mittelalters schwebte ihm als Ideal vor, und während er in volltönenden Reden durch blendende Schlagworte die Meinung erweckte, er werde endlich die Hoffnungen der Vergangenheit erfüllen, war er im Grunde der eifrige Vertreter Metternich'scher Ideen.

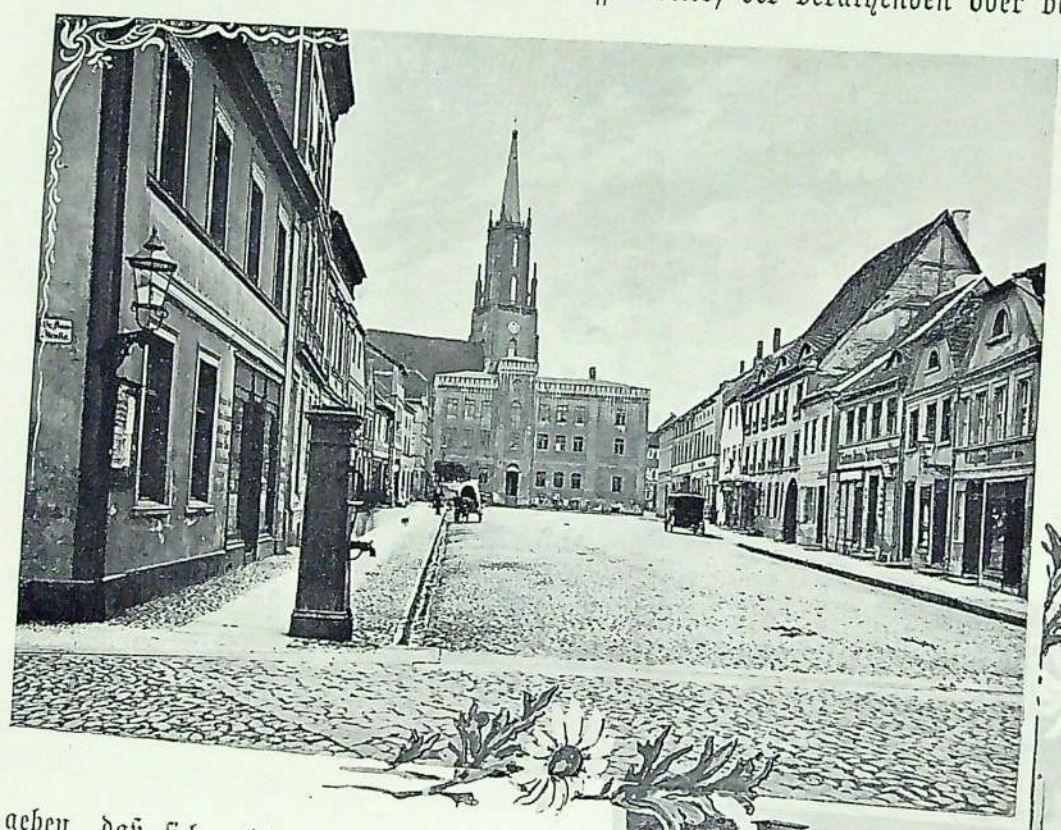
In Folge dessen bemächtigte sich allgemeine Gährung auch Preußens. Provinziallandstände waren schon von Friedrich Wilhelm III. eingeführt worden, aber sie waren nie regelmäßig berufen worden, und der neue König betonte es sogar stark, daß er in Staatsangelegenheiten von niemand abhängig sein wollte, auch nicht von regelmäßigen Berathungen der Provinziallandstände. Als nun nach Befreiung der Presse von der scharfen Censur im Volke der Wunsch nach Reichsständen immer lebhafter wurde, so wies dies König Friedrich Wilhelm IV. anfangs schroff zurück.

Schon aber warf die Bewegung immer höhere Wellen. Aus Nordamerika, aus der Schweiz langten geheime Druckschriften in Deutschland an und fanden ungeheure Verbreitung. In ihnen war schon ganz deutlich der Aufruf zur bewaffneten Revolution enthalten, sie forderten Vernichtung des Adels, Vertreibung der Juden, Absetzung aller regierenden Fürsten und Ermordung der Beamten. Auch die Anweisung zu dieser Revolution gaben diese Schriften. Das dadurch heller entfachte Feuer der Empörung entbrannte stärker durch Vorgänge wie in Schleswig-Holstein. König Christian von Dänemark erklärte nämlich, die beiden Herzogthümer gegen alles Recht beinahe ganz seinem Reiche einverleiben zu wollen. Der deutsche Bund that nichts dagegen, als daß er sein Vertrauen zu dem hohen Rechtssinne des dänischen Königs aussprach. Dadurch wurde das deutsche Nationalgefühl aufs Bitterste gekränkt und der Haß gegen die Bundesverfassung immer größer.

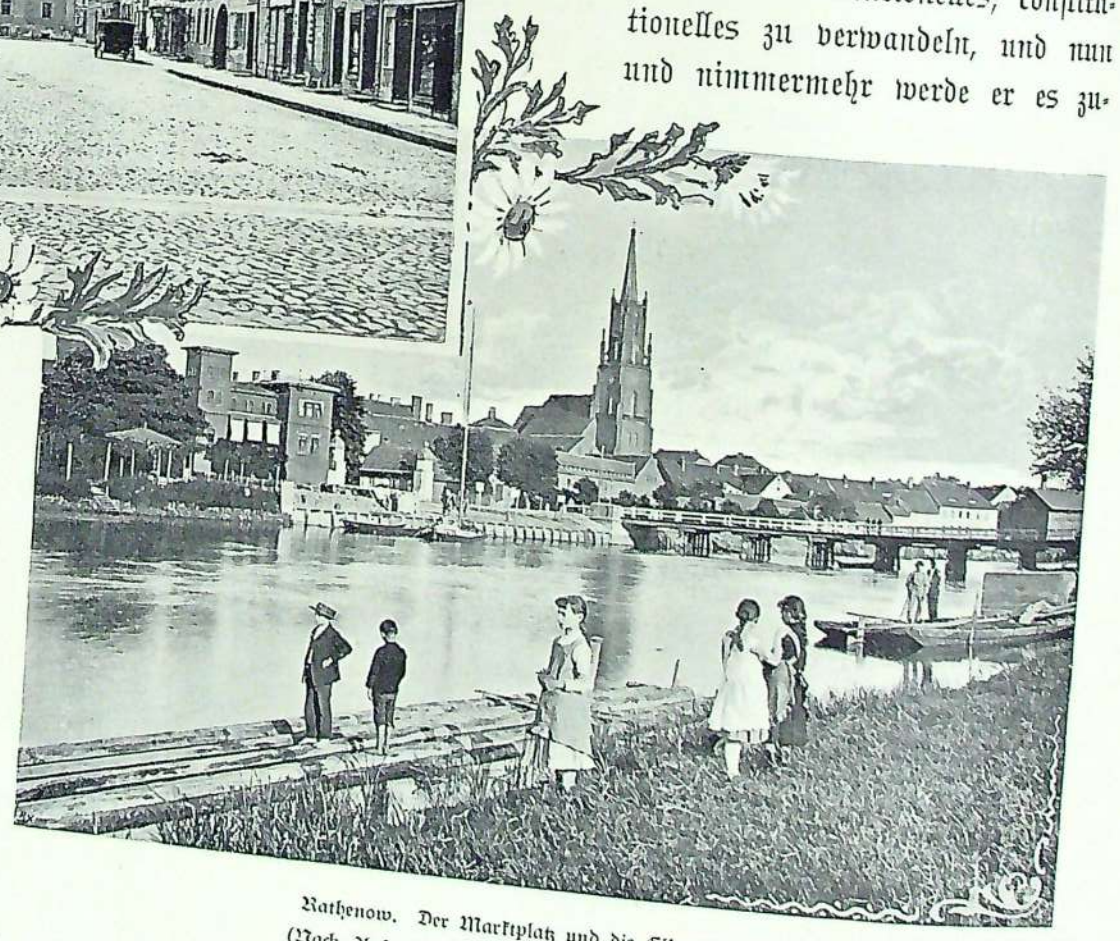
Inzwischen wurden in Berlin Berathungen über die angeregte ständische Frage abgehalten. Der König war noch immer gegen die Wahl von Reichsständen, an ihre Stelle wollte er jedoch den „vereinigten Landtag" setzen, den er nach eigenem freien Ermessen zu kurzen Sitzungen zusammenzuberufen gedachte, bei voller Wahrung der königlichen Machtfülle. Der Beschluß darüber kam denn auch zu Stande, nur Prinz Wilhelm hatte schwere Bedenken, ihn zu unterschreiben, denn

er sah voraus, daß für den Staat große Schwierigkeiten entstehen konnten, wenn zum Beispiel ein dem Heere abgeneigter Landtag die Mittel zum Kriege verweigerte, wie es in seiner Hand lag. Nach längerem Bedenken unterschrieb der Prinz mit Vorbehalt, und nun stand seine politische Ansicht fest. Mit staatsmännischem Blick sah er die Zukunft voraus und sagte: „Ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit der Publizirung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist."

Am 3. Februar 1847 erschien nun die Berufung des „Vereinigten Landtags" auf den 11. April. Er war eingetheilt in die Herrencurie der Fürsten und Standesherren und in die Curie der Ritter, Bürger und Bauern. Er sollte, so war bestimmt, nur zur Bewilligung von Steuern und Anleihen zusammentreten, und sonst nur nach der freien Erwägung des Königs, dessen Gnade es dann überlassen blieb, der berathenden oder beschwerdeführenden Stimme des Landtags Gehör zu schenken.



Diese Beschränkungen riefen im ganzen Lande Mißstimmung hervor. Der König drückte seinen Standpunkt dem Landtage noch außerdem in einer glänzenden Thronrede aus, in der er sagte, daß „keiner Macht der Erde es gelingen solle, ihn zu bewegen, das natürliche Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein conventionelles, constitutionelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde er es zugeben, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt dränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen". Das erste, was der Landtag that, war, daß er eine vom Grafen Schwerin beantragte Adresse an den König berieth, nach welcher er die durch frühere Gesetze dem Volke bereits gesicherten Rechte wahrte. Zu diesen gehörte die 1820 gegebene Verheißung, den Landtag jährlich einzuberufen.



Rathenow. Der Marktplatz und die Elb-Brücke.*)
(Nach Aufnahmen von H. Bentzke in Rathenow.)

Zu dem Vereinigten Landtag zählte auch Otto von Bismarck-Schönhausen. Er trat entschieden gegen das „gewahrte" Recht der jährlichen Berathungen des Landtages auf und hielt in diesem Sinne am 1. Juni eine längere Rede. Sein erstes parlamentarisches Auftreten war dies jedoch nicht, denn er hatte bereits am 17. Mai das Wort zu einer „Berichtigung" ergriffen. Der Herr von Saucken-Tarputschen hatte nämlich behauptet, daß 1813 das Volk nicht allein aus Haß gegen die Franzosen in den Kampf gegangen sei, sondern unter dem befreienden Eindrucke der neuen Gesetzgebung, welche mit 1807 begann. Darauf erwiderte Bismarck: „Ich fühle mich gedrungen, dem zu widersprechen, als ob die Bewegung von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines anderen Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten. (Lautes Murren.) Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen (wiederholtes Murren), wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen."

*) Siehe Seite 278.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Kaiser Napoleon durch den Fürsten Bismarck am Morgen nach

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld, Berlin.

Morgen nach der Schlacht bei Sedan zum König Wilhelm geleitet.

em Gemälde von W. Camphausen.

Diese Worte riefen lautes Murren und großen Lärm hervor. Einer der Redner, die sich sofort gegen ihn erhoben, ein Schlesier Krause, warf ihm vor, daß er nicht über Dinge reden könne, die er nicht miterlebt habe, und daß man 1813 nicht bloß gegen den äußeren Feind, sondern „für etwas Höheres“ gekämpft habe. „Unter großem Lärm“ bestieg Bismarck abermals die Tribüne und sagte:

Rathenow. Aufnahme der Berliner Straße*). Von Osten.
(Nach einer Aufnahme von H. Ventzke in Rathenow.)

„Ich kann allerdings nicht in Abrede stellen, daß ich zu jener Zeit nicht gelebt habe, und es hat mir stets aufrichtig leid gethan, daß es mir nicht vergönnt gewesen ist, an dieser Bewegung Theil zu nehmen; ein Bedauern, das vermindert wird durch die Aufklärung, die ich soeben über die damalige Bewegung empfangen habe. Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals gekämpft wurde, im Auslande gelegen habe; soeben aber bin ich belehrt worden, daß sie im Inlande gelegen hat, und ich bin nicht sehr dankbar für diese Aufklärung“.

Hierauf fanden sich doch einige Stimmen bewogen, „Bravo!“ zu rufen.

Schlagfertigkeit und Beweisfähigkeit hatte diese kurze Berichtigung ohne Zweifel bewiesen, wenn auch ihr Inhalt gegen Erwartung fast aller anderen Abgeordneten war und daher Murren und Lärm erregte. Ruhiger gehalten war eine Rede, welche Bismarck am 1. Juni gegen die Abänderung der ständischen Gesetzgebung und die regelmäßige Berufung des Landtags hielt. Vierzehn Tage später, am 15. Juni, nahm er Gelegenheit, sich im Landtage über die Judenfrage auszusprechen. Seine Ansichten wurden als „mittelalterlich“, „finster“ und „verschroben“ bezeichnet und sind von ihm später, wie alle seine Ansichten aus jener Zeit, stark geändert worden, denn viele derselben hatte er, wie er selbst gestand, „mit der Muttermilch eingesogen“ und mußte sie als „Vorurtheile“ überwinden, wenn er dies auch zuerst nur ironisch zugab. Die charakteristische Rede vom 15. Juni enthält folgende Stelle:

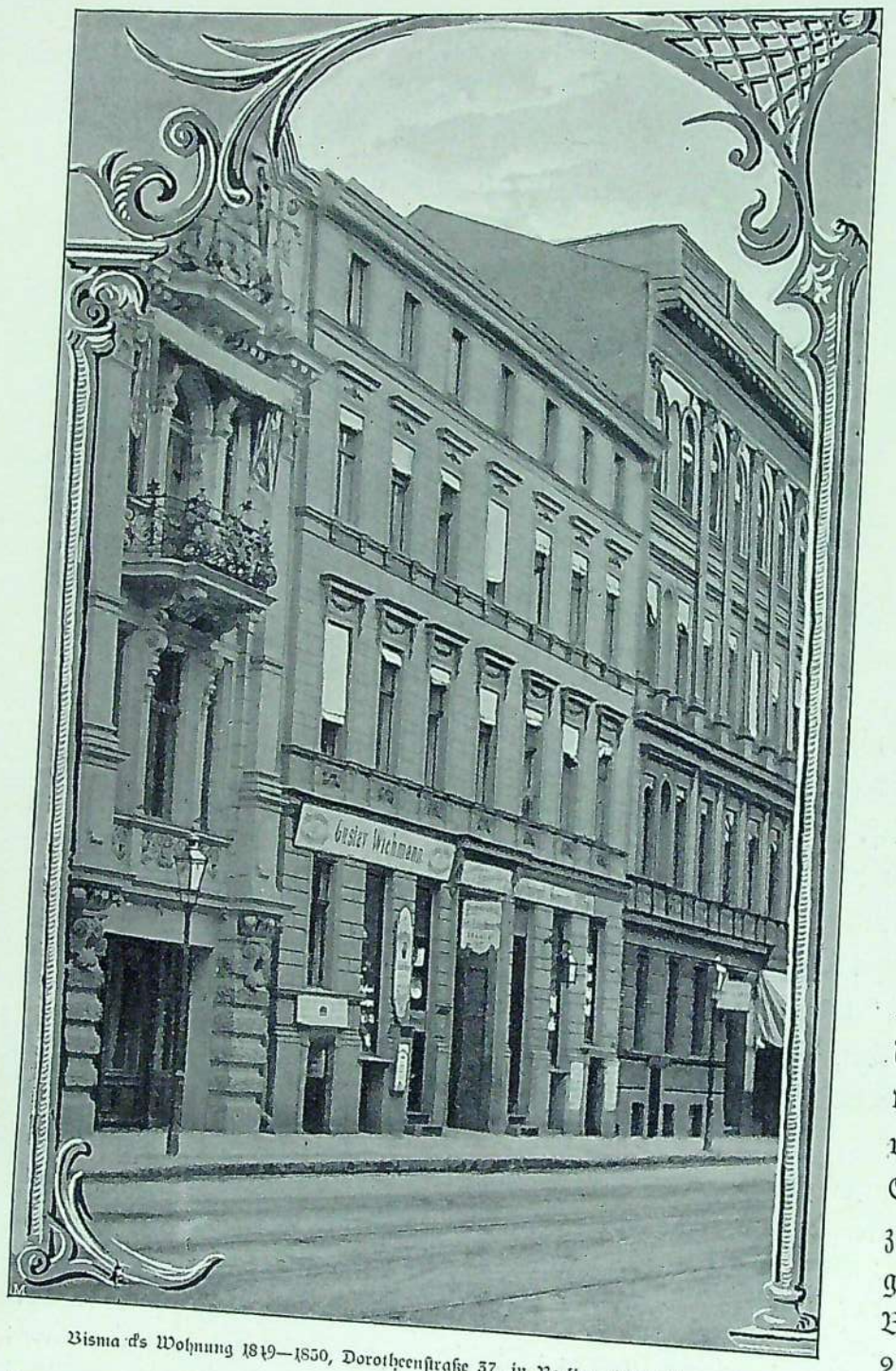
„Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur das nicht, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden . . . In den Landestheilen, wo das Edikt von 1812**) gilt, fehlen den Juden, soviel ich mich erinnere, keine anderen Rechte als diejenigen, obrigkeitliche Aemter zu bekleiden. Dieses nehmen sie nun in Anspruch, sie verlangen, Landräthe, Generale, Minister, ja unter Umständen auch Kultusminister zu werden. Ich gestehe ein, daß ich voller Vorurtheile stecke, ich habe sie, wie gesagt, mit der Muttermilch eingesogen, und es will mir nicht gelingen, sie wegzudisputiren; denn wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich theile diese Empfindung mit den niederen Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht.“

Rathenow. Das ehemals Nose'sche Wirthshaus, Schauplatz der lokalen politischen Versammlungen in 1849.
(Nach einer Aufnahme von H. Ventzke in Rathenow.)

Der Landtag verlief ohne Erfolg und wurde am 26. Juni geschlossen. Der König versprach, ihn in vier Jahren wieder zu berufen.

*) Hier wurde Bismarck in 1849, als er von der Nose'schen Wirthschaft nach seinem Hotel fuhr, durch einen Steinwurf am linken Arm schmerzlich verwundet. Entrüstet hob er den Stein auf und warf ihn mit aller Gewalt unter den Pöbel zurück.

**) Gleichstellung der Juden mit den Christen bis auf wenige Punkte.



Bismarcks Wohnung 1849—1850, Dorotheenstraße 37, in Berlin. (Aufnahme 1896.)

Parlaments vorgeschlagen hätte. Seine kundgegebenen Reformpläne ließen dies nicht vermuthen, für das ganze liberale Deutschland aber wurde der Bassermann'sche Antrag das Ideal aller Forderungen.

Mitten in die Gährung hinein fiel wie eine Bombe die Nachricht, daß am 24. Februar in Paris die Revolution ausgebrochen, der Bürgerkönig Louis Philippe vertrieben und die Republik eingeführt worden war. Die deutschen Regierungen, außer in Preußen, waren wie betäubt und bewilligten nun alles: deutsches Parlament, Versammlungs- und Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Bürgerwehren und volksthümliche Minister. Auf einer Versammlung in Heidelberg, wo alle Parteirichtungen im Volk vertreten wurden, wurde sofort ein Vorparlament für den 31. März nach Frankfurt berufen, und keine deutsche Regierung vermochte gegen dieses eigenmächtige Vorgehen etwas zu thun, ihnen waren die Hände durch ihre eigenen Angelegenheiten gebunden. In Oesterreich erhob sich ebenfalls der Aufruhr und vertrieb den verhaßten Fürsten Metternich. Auch in Preußen, vor allem in Berlin kam es zu Ruhestörungen. Am 15. März wurden Barrikaden errichtet und am 16. mußte die Ordnung auf den Straßen schon mit Waffengewalt aufrecht erhalten werden. Der König empfand namenlose Qual darüber, daß Bürgerblut vergossen werden sollte. Er erklärte sich in der Nacht zum 18. März bereit, alle Wünsche des Volkes zu erfüllen. Er versprach einen deutschen Bundesstaat, an dessen Spitze ein Bundesfeldherr stehen solle, ordnete zur Weiterbildung der preußischen Verfassung die Zusammenberufung des Landtages für den 2. April an und hob die Censur gänzlich auf.

Am folgenden Tage erschien auf dem Schloßplatze eine große Menge Volk, um dem Könige für seine Entschlüsse zu danken. Es waren aber auch „Sturmvögel" der Revolution darunter, denen eine friedliche Lösung des Confliktes verhaßt war. Diese begannen Rohheiten zu begehen, weshalb der König den Schloßplatz zu räumen befahl. Darauf ging auf jeder Seite des Platzes eine Kompagnie Grenadiere vor und in der Mitte ritt eine Eskadron Dragoner mit eingesteckter

Die Redner, welche bisher aufgetreten waren und zum Theil eine glänzende Beredtsamkeit bewiesen hatten, galten nun dem Volke für die Schildhalter seiner Meinungen. Die Berathungen waren ein Ereigniß gewesen nicht bloß für Preußen, sondern für Deutschland und darüber hinaus. Bismarck, obwohl durch seine Reden mehr gehaßt als bewundert, hatte doch eine kleine feste Partei um sich versammelt und hatte sich sogleich den Weg gebahnt, auf dem er später Preußens und Deutschlands Heil verwirklichen sollte, allerdings, wie schon bemerkt, mit geänderten Anschauungen.

Hatten ihn die Sitzungen nicht befriedigt, desto schöneres Glück fand er daheim, denn am 28. Juli verheirathete er sich ja. Bald darauf trat er die Hochzeitsreise an, auf welcher er aus der Unterredung mit König Friedrich Wilhelm IV. in Venedig erkennen konnte, welchen Eindruck sein ohne alle Frage mannhaftes Auftreten gemacht hatte. Dem König, dem selbst die Entschiedenheit mangelte, erschien er bereits als eine Stütze des Thrones.

Wenige Monate später sollten die Zustände in Deutschland zu einer plötzlichen Entscheidung kommen. König Friedrich Wilhelm hatte inzwischen begeistert den Plan aufgenommen, zur Verbesserung der Bundesverfassung hinzuwirken „mit Oesterreich, ohne Oesterreich, ja, wenn es sein müßte, gegen Oesterreich". Die Ereignisse und die Wünsche des Volkes kamen ihm aber zuvor, und wer weiß, ob er in der Reform so weit gegangen wäre, daß er, wie der badische Abgeordnete Bassermann, ein Buchhändler aus Mannheim, am 2. Februar 1848 in der badischen Kammer beantragte, neben dem Bundestage die Berufung eines deutschen

Waffe. Der Pöbel beschimpfte und bedrohte sofort die Dragoner und machte die Pferde unruhig, so daß einzelne Reiter die Waffe gebrauchen mußten. Auf einmal entlud sich*) durch Ungeschick im Gedränge das Gewehr eines Grenadiers und das eines anderen durch den Schlag eines Arbeiters auf den Hahn. Die Kugeln trafen Niemanden. Aber im Nu hieß es: „Verrath, Mord, Waffen, Barrikaden!“ Die Menge stob wie wahnsinnig aus einander und schrie in allen Straßen aus, daß die Soldaten auf dem Schloßplatze ein entsetzliches Blutbad angerichtet hätten. Sofort begann der Straßenkampf, den besonders Studenten, Gesellen und Fabrikarbeiter mit wilder Begeisterung führten.

Es meldeten sich Abordnungen der Bürger, welche sich aber selbst abgeordnet hatten, und baten flehentlich den König, das Militär aus der Stadt zu entfernen, denn das Volk hasse es tödtlich und werde nicht aufhören, es zu bekämpfen. Dies geschah, nachdem die ganze Nacht hindurch das blutige Gemetzel gedauert hatte, am Morgen des 19. März. Der König gab endlich nach langem Schwanken und gegen den Widerspruch des kommandirenden Generals v. Prittwitz und des Prinzen Wilhelm von Preußen, jedoch auf Fürsprache des zum Minister ernannten Grafen Arnim-Boitzenburg, nach und ließ das siegreiche Militär aus der Stadt abziehen. Unter den Verhöhnungen und Schmähungen des bewaffneten Pöbels marschirten die braven Soldaten ab, und nun herrschte Anarchie in der Stadt, in welcher die Worte des Königs kaum noch Beachtung fanden. Er richtete an seine „lieben Berliner“ eine Ansprache, entließ das reaktionäre Ministerium, amnestirte alle politischen Verbrecher, stand mit entblößtem Haupte auf dem Balkon des Schlosses, als die gefallenen Straßenkämpfer mit großem Pomp in endlosem Zuge zu Grabe getragen wurden, hinaus nach dem Friedrichshain. Endlich ritt er, umgürtet mit einer schwarz-roth-goldenen Schärpe, an der Spitze eines bunten Zuges von Fürsten, Ministern, Bürgergardisten und Barrikadenhelden, durch die Straßen der Stadt. Ein Barrikadenheld trug das Reichsbanner vor.

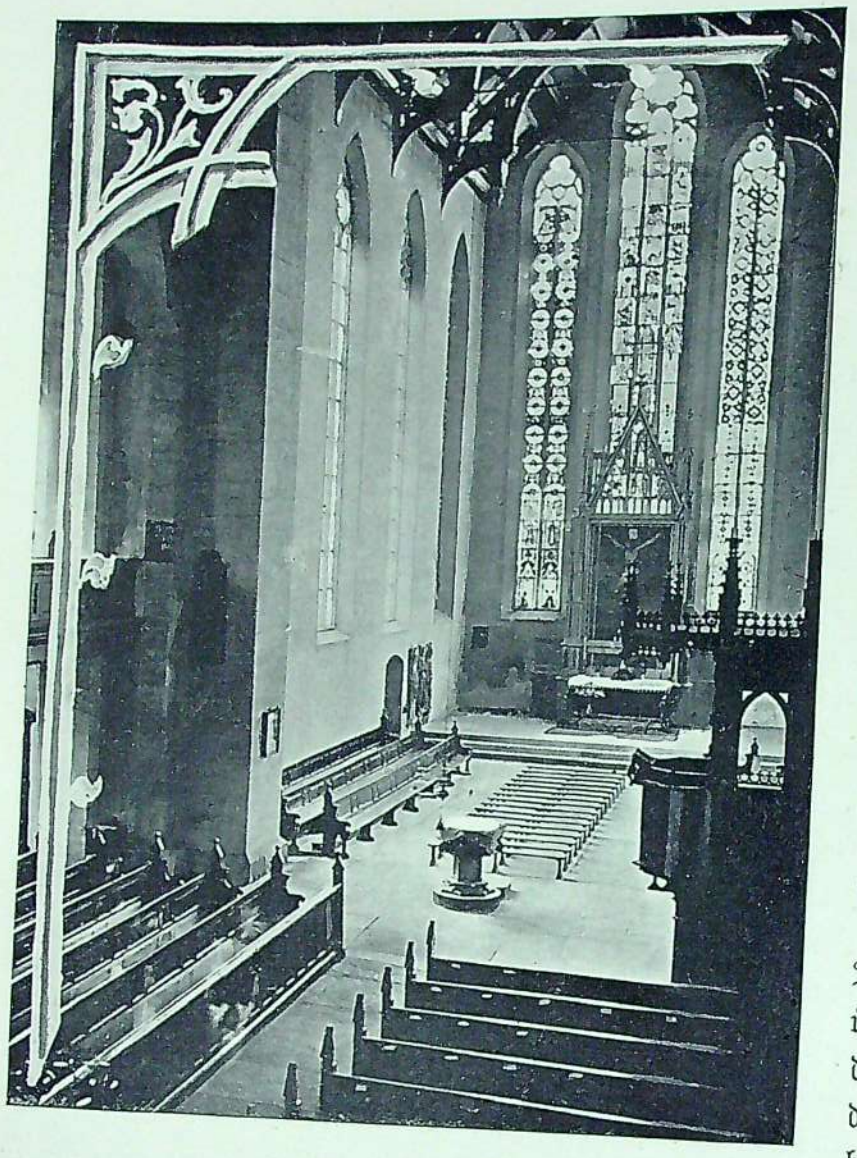
Den Prinzen Wilhelm gab der Unverstand und der blinde, völlig unbegründete Haß für den Urheber des Gemetzels aus, weshalb ihm der König befahl, zur Beruhigung des Volkes die Stadt zu verlassen und nach England zu gehen. An sein Palais am Opernplatze schrieb eine Hand „Nationaleigenthum“ und bewahrte es so vor der sicheren Zerstörung.

Die ganze Stadt war mit den Farben Schwarz-Roth-Gold geschmückt, den bisher so verpönten Farben des deutschen Reichs. In diesem Zustande bekam Bismarck die Stadt wiederzusehen, als er zu den vier Sitzungen des Vereinigten Landtags vom 2. bis 10. April erschien. Er hatte gehofft, den Winter ruhig mit seiner Frau in Schönhausen verleben zu können, da drang zu ihm die Kunde von den Vorfällen in Berlin, von der Verhöhnung des muthvoll durch ihn vertheidigten Königthums und des tapferen Heeres. Sein Herz krampfte sich zusammen in ohnmächtigem Schmerze und er wurde krank. Erbrechen mit galligem Geschmack befiel ihn und gefährdete ernstlich seine Gesundheit. Seine Kraft war solcher chaotischen Verwirrung gegenüber, wie sie in Berlin herrschte, lahm gelegt; aber eine That wenigstens mußte er in diesen Tagen vollbringen, er schrieb an den König einen Brief, der alle seine Empfindungen und die Versicherung unverbrüchlichster Treue enthielt. Der König war so bewegt von dem Schreiben, daß er es „ein köstliches Zeichen unwandelbarer Preußentreue“ nannte und hatte es den ganzen Sommer hindurch auf seinem Arbeitstische liegen. Und als Bismarck hörte, daß am 22. März die Beerdigung der Opfer vom 18. neue Demüthigung und Gefahr für den König hervorrufen könnte, da eilte er sofort nach der Residenz, um in der Stunde der Noth in der Nähe des Königs zu sein. Glücklicherweise kam es zu keinem neuen Blutvergießen.

Zurückgekehrt nach Schönhausen war er bemüht, durch Zeitungsartikel auf das erregte Volk zu wirken. Darauf traf er zum 2. April wieder in der Hauptstadt ein. In dem Landtag wurde vor allem eine Adresse berathen, in welcher dem Könige der freudige Dank für seine Zusagen ausgedrückt werden sollte. Bismarck erhob sich und sagte, daß er die Adresse annehme, insofern sie ein Programm der Zukunft enthielte,

Erfurt. Die Augustinerkirche, Sitz des Unionsparaments 1850.

*) Nach Heinr. v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I. München und Leipzig 1892.



Erfurt. Die Augustinerkirche, innere Ansicht.
(Nach einer Aufnahme von J. Ries, Amateur-Photograph in Erfurt.)

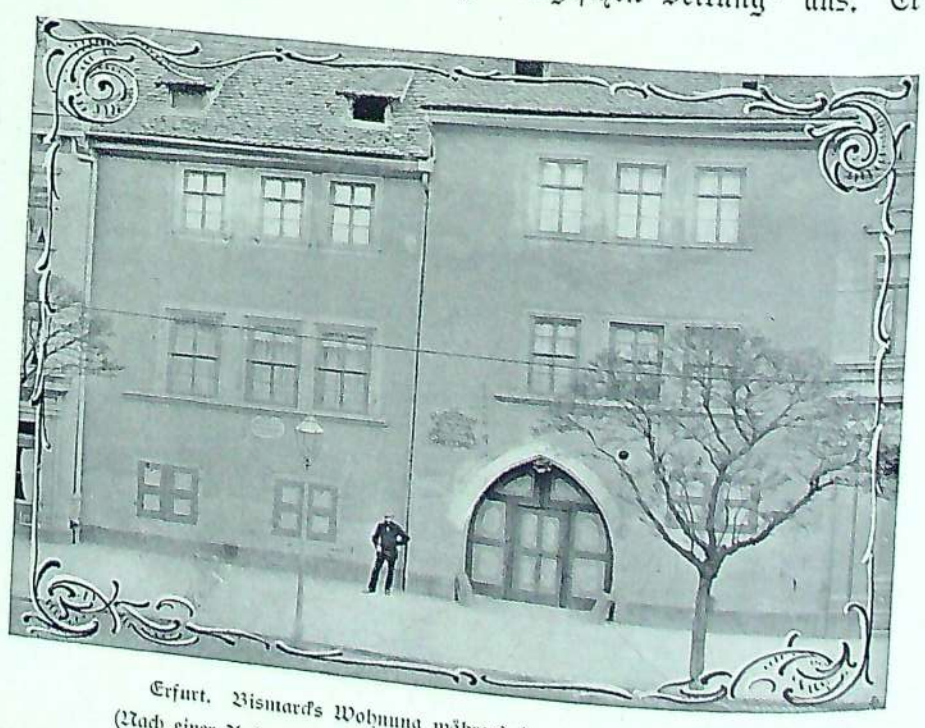
der Herzogthümer an die Grenze gesandt. Minister v. Arnim wir machen nur eine Expedition zum Schutze deutschen Gebiets blickte diesem „phaetonischen Fluge der preußischen Politik“ mit auf die polnische Frage gab er auf, als der Minister sich nicht die Polen offen die Fahne der Empörung und die Deutschen im sicherung des Ministeriums.

Diese beiden wichtigen Fragen, welche soeben hier erwähnt annahmen, spielten also schon in dem Anfange seiner die Gesinnung und die Politik, wie er sie später vertrat, sagte darin:

„Die Berliner haben die Polen mit ihrem Blute befreit (d. h. aus der Verhaftung) und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Straßen gezogen. Zum Dank dafür standen die Befreiten bald darauf an der Spitze von Banden, welche die deutschen Einwohner einer preußischen Provinz mit Plünderung und Mord, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchen. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom zu Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmüthigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor

jedoch nehme er sie nicht freiwillig an, sondern durch die Umstände getrieben. „Was mich aber veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Aeußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedauere es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im Stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, hinnehme, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrthümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich.“

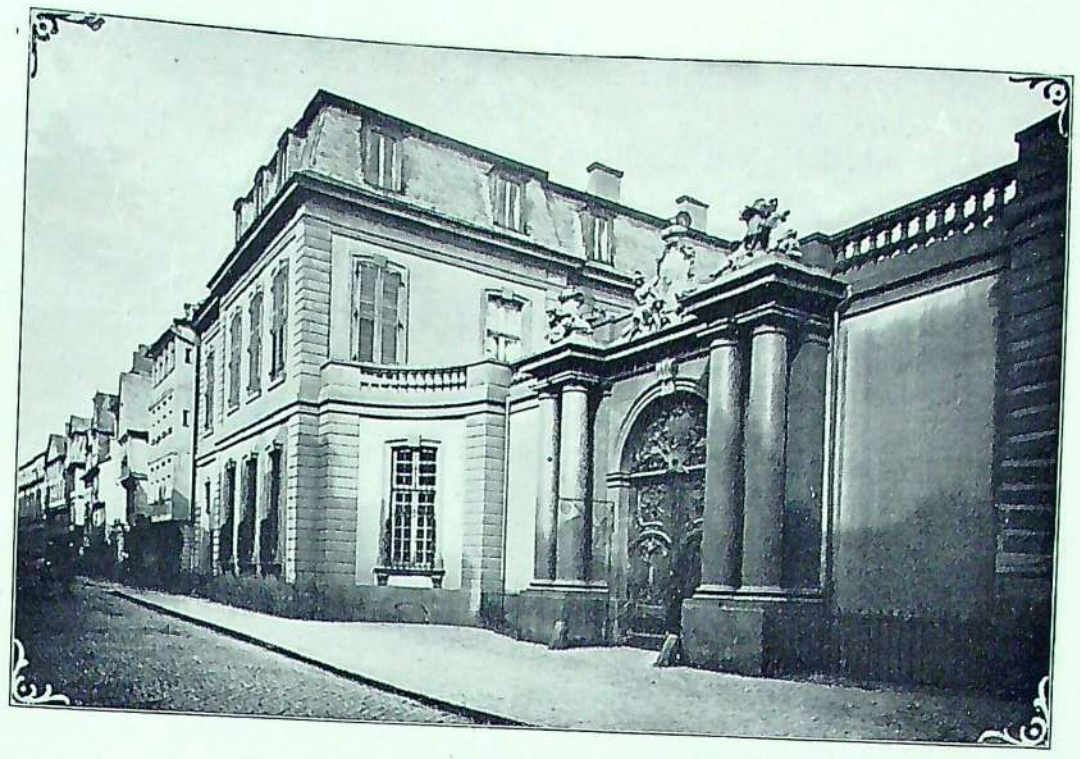
Fast einstimmig wurde die Adresse angenommen. In den folgenden Sitzungen erbat sich Bismarck Auskunft über die schleswig-holsteinsche und über die polnische Frage, denn auf die Aeußerung des Königs vom 24. März, daß die Herzogthümer Dänemark gegenüber im Rechte seien, baten diese um Aufnahme in den Deutschen Bund und bereiteten den bewaffneten Widerstand gegen die Dänen vor. Schon waren auch preußische Regimenter zum Schutze entgegnete: „Wir haben keinen Krieg mit Dänemark, und zur Wahrung deutschen Rechts.“ Bismarck dagegen nach. Die Erlangung einer Antwort aber Minister sich nicht in dieser Hinsicht äußern wollte. Um diese Zeit erhoben Großherzogthum Posen waren schutzlos, entgegen der Verhaben hier erwähnt wurden und später in Bismarcks Leben hohe Bedeutung Laufbahn eine Rolle. Damals bereits drückte er in einem Artikel der „Magdeburgischen Zeitung“ aus. Er



Erfurt. Bismarcks Wohnung während des Unionsparlaments.
(Nach einer Aufnahme von J. Ries, Amateur-Photograph in Erfurt.)

allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das Beste von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen gewonnen hatten. Das will man jubelnd verschenken einer schwärmerischen Theorie zu Liebe. Eine nationale Entwickelung des polnischen Elements in Polen kann kein anderes vernünftiges Ziel haben als das, der Herstellung eines unabhängigen polnischen Reiches zur Vorbereitung zu dienen. . . .

Unterzeichnet war dieser geharnischte Artikel „Gutsbesitzer v. B. auf Schönhausen". Aehnliche Meinungsäußerungen, besonders die im Landtage, hatten im Verein mit dem patriotischen Briefe vom März dem Könige sehr wohl gethan, und öfter ließ er im Sommer Bismarck zu sich nach Sanssouci kommen, um sich mit ihm zu unterreden. Bismarck wurde dabei öfter warm und sprach im Eifer sehr lebhaft. So auch einmal*), als er mit dem Könige wiederum die Unerträglichkeit der Lage und die Mittel zur Abhilfe besprach. Der König zeigte auf die Gefahr hin, welche durch Anwendung scharfer Mittel heraufbeschworen werden könnte, doch Bismarck sagte, daß nur in der Muthlosigkeit Gefahr liege. Muth, Muth und wieder Muth, und Majestät werde siegen. Da trat plötzlich die Königin Elisabeth hinter einem kleinen Gebüsch hervor und rief:



Frankfurt am Main. Das Turn und Taxis'sche Palais, Sitz des Bundestags.*)
(Nach einer Aufnahme von Bakker in Frankfurt a. M.)

„Aber, Herr von Bismarck, wie können Sie in solchen Ausdrücken mit Ihrem Könige reden?"

„Laß ihn nur", sagte der König lachend, „ich werde ihn schon unterkriegen".

Allein Bismarcks fest gegründete Meinung konnte er doch nicht unterkriegen, wie das ganze spätere Leben zeigt. Zwar ließ Bismarck sich nicht in den die Verfassung berathenden Landtag oder, wie man jetzt sagte, die Nationalversammlung, wählen, welche am 22. Mai eröffnet wurde, auch nicht in das für den 18. Mai berufene Frankfurter Parlament, dagegen suchte er auf alle Art den Konservatismus zu stärken, und aus diesem Grunde rief er die „Neue Preußische Zeitung" ins Leben, welche an ihrer Spitze das Eiserne Kreuz führt und daher allgemein unter dem Namen „Kreuzzeitung" bekannt ist. An ihr war er einer der fleißigsten Mitarbeiter.

Sowohl die preußische Nationalversammlung in Berlin, als auch die deutsche in Frankfurt brachten es zu keinem Resultat. In Berlin regierte der Pöbel weiter, oder vielmehr, es regierte gar niemand, aber alles hatte Furcht vor dem Pöbel. Keiner besaß den Muth, endlich einmal dem schmachvollen Zustande ein Ende zu machen.

Erfreulich war es daher, daß die nach Schleswig geschickten Truppen in stolzem, raschem Siegeszuge unter Feldmarschall Wrangel die Herzogthümer bis Jütland einnahmen. Bald darauf aber trat Waffenstillstand ein und Wrangel legte das Kommando nieder, erhielt aber dafür den Oberbefehl in den Marken. Er begann sofort energisch gegen die Anarchie vorzugehen. Zuerst erließ er eine Proklamation, worin er sagte:

„Meine Aufgabe ist, die öffentliche Ruhe in diesen Landen, wo sie gestört wird, wieder herzustellen, wenn die Kräfte der guten Bürger dazu nicht ausreichen."

Damals hatte Bismarck viel Einfluß auf die Entschließungen des Königs. Durch sein Mitwirken zum Beispiel wurde der Graf Brandenburg zum Ministerpräsidenten ernannt, ein Mann, der klaren Verstand besaß, unbedingt zuverlässig und voll unwandelbaren Ehrgefühls war, Eigenschaften, die den damals schnell wechselnden Ministerien nicht immer vereint eigen waren. Des Königs Vertrauen auf die Rückkehr der Dinge zur Ordnung erstarkte allmählig, und so befahl er am 31. Oktober dem Kriegsminister v. Pfuel, daß er Truppen unter Wrangels Befehl in Berlin einrücken lasse. Die noch tagende Nationalversammlung sah in der Ausführung dieser Maßregel den Todesstoß aller Märzerrungenschaften. Sie schickte eine Deputation an den König, deren Mitglied, J. Jacoby aus Königsberg, dem Monarchen die Worte zurief:

---

*) Siehe Seite 284.

**) Siehe: Dr. Hans Blum, Fürst Bismarck und seine Zeit. München 1894.

„Es ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen". Friedrich Wilhelm entließ diese Deputation ohne Antwort.

Allgemein befürchtete man, daß beim Einrücken der Truppen in Berlin ein blutiger Aufstand ausbrechen werde. Allein die Berliner waren den tollen Revolutionstanz zum großen Theil müde, und Wrangels tapferes Auftreten rief lebhaften Beifall hervor.

Am 8. November hielt der Feldmarschall seinen Einzug durch das Brandenburger Thor, es war ein großartiger Triumphzug. Von den Dächern und Bäumen jubelte man ihm zu. Im Lustgarten hielt er eine kernige Rede an die Stabsoffiziere, worin er sagte:

„Ich soll die Ordnung, wo sie gestört, das Gesetz, wo es übertreten wird, wieder herstellen. Die Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugeln im Lauf!" Dann wandte er sich an das Publikum: „Aber nicht gegen Euch, Berliner, sondern zu Eurem Schutze, zum Schutze der wahren Freiheit, die der König gegeben, und zur Aufrechterhaltung des Gesetzes."

Als diesen Worten großer Beifall folgte, fuhr er fort:

„Gefällt Euch das, Berliner?"

Von allen Seiten rief man ihm „Ja!" zu.

„Das freut mich!" erwiderte er. „Für Euch, mit Euch werden wir auftreten und handeln."

Mit Energie und Versöhnlichkeit zugleich nahm er die Ordnung der Dinge in die Hand. Die Nationalversammlung hieß er sofort auseinandergehen. Sie tagte von da an in Brandenburg, erregte aber nur noch Spott.

Wrangels persönliche Tapferkeit wirkte indessen in Berlin weiter sehr beruhigend. Die Maschinenbauer hatten das Schloß besetzt und nahmen drohende Haltung an. Aber da trat er mit seinem Adjutanten von Fransecky, dem späteren Helden vom Swiepwalde und Gravelotte, den Drohenden unerschrocken entgegen und sagte:

„Wenn Sie schießen wollen, so zielen Sie auf mich!"

Da wurden die Gewehre ohne einen Schuß abgegeben. Und während in anderen Staaten Bruderblut in Menge verspritzt worden war, durfte Wrangel nach Stettin an seine Gattin schreiben:

„Bis jetzt ist es mir durch Gottes gnädigen Beistand geglückt, daß kein Tropfen Blut vergossen ist, aber es waren stürmische Tage." Am 1. Dezember meldete er befriedigt den Seinen: „Berlin ist ruhig wie ein Dorf."

Er blickte von seinem Quartiere im Schlosse hernieder auf den in aller Friedlichkeit vor sich gehenden Christmarkt. Die Berliner waren zu ihren Geschäften zurückgekehrt und sahen ruhig der Entwickelung der Dinge entgegen, in Hoffnung auf die ersprießliche Thätigkeit eines neu zu berufenden Landtages.

Natürlich gehörte Otto von Bismarck zu denen, welche von Herzen über die energische Wendung der Sachlage froh waren. Die Männer nach seinem politischen Glauben erhielten die Oberhand und der Ruhm der Kreuzzeitung blühete. Er hatte aber im Laufe der Monate anderes Erfreuliche in der Familie erlebt, denn am 21. August war ihm eine Tochter Marie Elisabeth Johanna, die nachmalige Gräfin Rantzau, geboren, und am 8. September hatte sich sein Bruder Bernhard auf Külz verheirathet.

Zu erwähnen ist noch eine denkwürdige Begegnung mit einem späteren heftigen Feinde seiner deutschen Politik, dem Herrn von Beust. Sie sprachen damals über die in Wien erfolgte Erschießung des Revolutionärs Robert Blum, über welche in Deutschland große Entrüstung herrschte.

Im November wurde Bismarck gar dem Könige zum Minister vorgeschlagen, allein der Monarch lehnte ab. Er setzte auf das diesbezügliche Schreiben die Randbemerkung: „Rother Reaktionär, riecht nach Blut, später zu gebrauchen."*)

Jetzt, wo ein neuer Zug in die innerpolitische Lage Preußens gekommen war, betheiligte er sich auch lebhaft an der Wahlbewegung im Februar des Jahres 1849. Er trat mit einer Wahlrede in Rathenow**) auf und hatte die Freude zum Abgeordneten des Landtages oder der zweiten Kammer für Osthavelland gewählt zu werden. Nun vermochte er den aufsässigen Berlinern und ihren Anhängern in Preußen und Deutschland nachdrücklich seine Meinung zu sagen. Er hatte freilich damit nie gezögert, auch dem Einzelnen gegenüber.

Da aufrührerische Agitation besonders in großen Städten möglich war, so hat er einmal im Landtage seinen Grimm kund gegeben, indem er sagte: „Die großen Städte müssen sämmtlich von der Erde vertilgt werden, weil sie die Herde der Revolution sind."

In Folge dessen hieß man ihn den „Städtevertilger", und auf der Straße bot man Karikaturen von ihm aus, die ihn in den wunderlichsten Stellungen zeigten.

---

*) Siehe Vitzthum v. Eckstädt, Berlin und Wien 1845—1852.

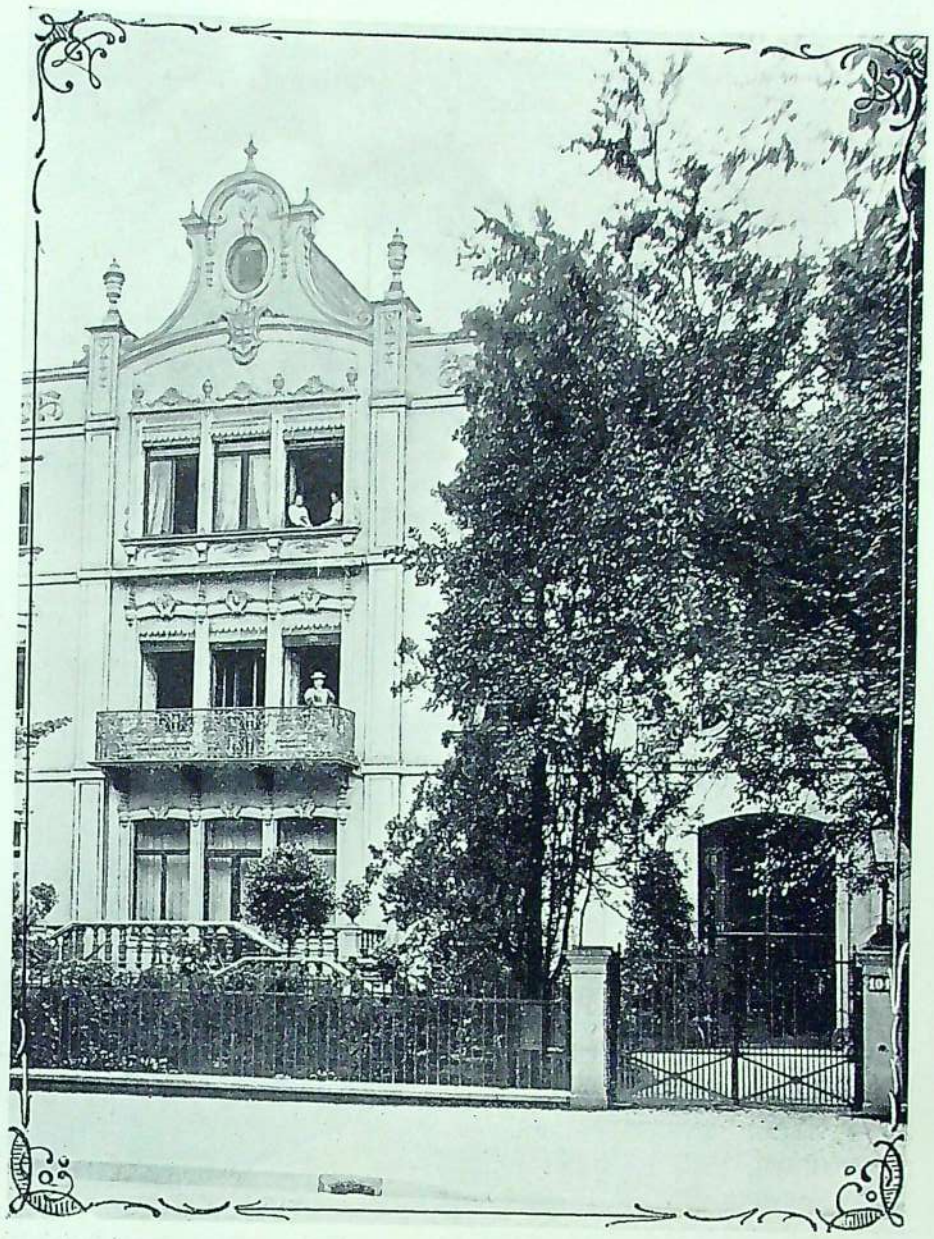
**) Siehe Illustrationen Seiten 272—273.

Am 26. Februar 1849 nun wurde die Tagung der zweiten Kammer mit einer Thronrede eröffnet, und bald hatte Bismarck Gelegenheit, seine inhaltvollen Redesätze wie Hagelschlag auf die Häupter seiner Gegner niederprasseln zu lassen. Besonders scharf wurde er in der Sitzung am 21. März, in welcher die Aufhebung des Berliner Belagerungszustandes berathen wurde. Er sagte da unter anderem:*)

„Es wird von der linken Seite des Hauses jetzt behauptet, daß der Geist des Aufruhrs gänzlich geschwunden sei. Jedoch die Vorgänge am 18. März dieses Jahres sind keineswegs geeignet, diese Behauptung zu bestätigen." (Es hatte eine große Erinnerungsfeier im Friedrichshain stattgefunden.) „Noch weniger sind die Lieder, die zur Feier des 18. März in Gesellschaften gesungen wurden, beruhigender Natur. Mir sind zufällig einige derselben in die Hände gerathen. In einem dieser Lieder werden die Anhänger der Freiheit zu einem tödtlichen Kampfe aufgerufen; sie werden aufgerufen, sich unter dem blutrothen Banner, dessen Bedeutung wir kennen, zu versammeln. Dieses Banner soll nun gefärbt werden mit Blut, nachdem das Gold der Freiheit daraus gestohlen, das Schwarz hinausgeworfen sei. Es heißt darin:

Wir färben echt, wir färben gut,
Wir färben mit Tyrannenblut.

Ich möchte an die Versammlung die Frage richten, ob vielleicht sich in unserer Mitte Herren befinden, welche Gesellschaften, wo Lieder dieser Art gesungen, für welche sie ausdrücklich gedichtet wurden, beigewohnt haben und ob sie vielleicht Auskunft darüber geben könnten, welches die Tyrannen sind, mit deren Blut gefärbt werden soll. Eine Gesellschaft derart war im Café de l'Europe." (Hier waren am 18. März bei einem „Erinnerungs-Festmahl" viele Oppositionsmitglieder zugegen gewesen. In Folge dieses Hinweises erhob sich im Abgeordnetenhause Zischen links, Bravo rechts, eine Stimme: Singen!) „Ich weiß, meine Herren auf der linken Seite, daß Sie anderer Ansicht sind als ich. Es war auch keineswegs meine Absicht, Ihre Meinung auszusprechen, sondern die meinige. Ich bin nicht hierher geschickt, Ihre Meinung auszusprechen. Ihre Zeichen, Ihre Unterbrechungen werden nur die Diskussion aufhalten. Wer seine Ansicht mit anderen Waffen als denen des Geistes vertheidigt, von dem muß ich voraussetzen, daß ihm die Waffen des Geistes ausgegangen sind. Wer noch Gründe des Verstandes vorräthig hat, von dem erwarte ich, daß er sie nach mir anwenden wird. Zischen und Geschrei und Singen gehört nicht hierher. Wer das Lied nachher singen will, für den werde ich es hier deponiren."



Frankfurt am Main. Bismarcks zweite Wohnung, Bockenheimer Landstraße 104 (früher 40).
(Nach einer Aufnahme von Bakker in Frankfurt a. M.)

Bismarck war natürlich gegen die Aufhebung des Belagerungszustandes gewesen. Der Antrag, welcher die Aufhebung herbeiführen sollte, wurde mit 187 gegen 143 Stimmen abgelehnt. Am folgenden Tage, dem 22. März, nahm er bereits wieder Gelegenheit, gegen die Amnestie der Märzrebellen zu sprechen. Die Art und Weise, wie er es that, zeigte abermals seine große Unerschrockenheit, denn der gegen ihn bestehende Haß konnte dadurch einen Fanatiker leicht zu einer blutigen That hinreißen.

Zuerst war Bismarck gegen die Adresse an den König, welche die Amnestie bewirken sollte, weil diese ein freies Recht der Krone sei, in der Adresse aber eine Drohung enthalten sei. „Der zweite Grund", fuhr er dann fort, „welcher mich bestimmt, mich gegen die Amnestie auszusprechen, ist der, daß durch die wiederholten Amnestien das Rechtsbewußtsein im Volke auf das Tiefste erschüttert wird. In welchem Grade dies selbst bei den gebildetsten Ständen bereits der Fall ist, haben die Reden zweier Abgeordneten vor mir hinreichend bewiesen, indem der eine die Vorgänge

*) Hans Kraemer, Reden des Fürsten Bismarck. Halle a. S.

nach dem 18. März vorigen Jahres so ins Auge faßte, als sei die Obrigkeit von dem, was er Volk nennt, amnestirt worden, während es mir scheint, daß der König die Rebellen amnestirt habe. (Aufregung auf der Linken. Ruf: Rebellen?) Ja, meine Herren, Rebellen! Es wird dadurch im Volke die Meinung verbreitet . . . als ob ein jeder, dem es gelingt, eine hinreichende Anzahl von Individuen, bewaffnet oder unbewaffnet, zu sammeln, hinreichend, eine schwache Regierung einzuschüchtern und ihr zu imponiren oder, wenn sie sich nicht einschüchtern läßt, sie durch Barrikaden über den Haufen zu werfen, vollkommen im Rechte wäre. . . Dem einen sind Aufrührer jeder Art heldenmüthige Vorkämpfer der Wahrheit, Freiheit und Recht, dem anderen sind sie Rebellen, die unter Umständen allerdings durch die Amnestie gegen den Arm der weltlichen Gerechtigkeit geschützt werden können. Ueber diese Prinzipien wird nicht durch die parlamentarische Debatte, nicht durch Majoritäten von 11 Stimmen eine Entscheidung erfolgen können; über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen."

In einer Berichtigung fügte Bismarck dann noch hinzu:

„Es ist ein weit verbreitetes Vorurtheil, daß ein konstitutioneller König kein König von Gottes Gnaden sein könne. Ich bin der Meinung, er ist es gerade recht!"

Am 3. April erfolgte die bedingte Ablehnung der Kaiserkrone seitens Friedrich Wilhelms IV., und Bismarck vertrat am 21. dieses Monats in einer Kammerrede die Gründe, welche den König dazu bewogen hatten. Unter Anderem sagte er:

„Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Anguß mit der Form dieser Verfassung gelingen wird."

Bismarck als Bundestagsgesandter.
(Nach dem Oelgemälde von Prof. Jakob Becker, jetzt in Friedrichsruh.)

Am 28. April ließ der König die unbedingte Ablehnung der Kaiserkrone folgen, denn er sagte, diese Krone könne nur auf dem Schlachtfelde errungen werden. Seine Worte sollten bekanntlich eine Prophezeiung sein.

Am 27. April 1849 löste der König die zweite Kammer auf. Ehrliche Kämpfer der Opposition sahen nun das Grab ihrer Hoffnungen voraus. Zu diesen gehörte der junge Lothar Bucher, der am eifrigsten die Steuerverweigerung befürwortet hatte. In einem gelegentlichen kurzen Gespräch mit Bismarck, dem er später so viel werden sollte, drückte er den Plan aus, vor den Verfolgungen nach Amerika zu gehen. Bismarck glaubte nicht an die Verfolgungen, aber Bucher hatte nur zu Recht gehabt. Gar bald wurden viele seiner Gesinnungsgenossen gemaßregelt. Am 7. August wurde der neue Landtag eröffnet, dem Bismarck wieder angehörte. Am 25. machte der Minister v. Radowitz dem Landtage davon Mittheilung, daß zwischen Preußen, Sachsen und Hannover ein Dreikönigsbündniß geschlossen sei. Bismarck konnte sich mit diesem Bunde nicht einverstanden erklären und ließ seine Gründe am 6. September vor der Kammer in einer Rede durchklingen.

„Was uns gehalten hat," so führte er aus, „war gerade das spezifische Preußenthum. Es war der Rest des verketzerten Preußenthums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesem Bekenntniß das Bekenntniß der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und ich hoffe zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt."

Dieses treue Bekennen zu seinem Vaterlande, das nur die Unwissenden schmähen konnten, wiederholte Bismarck in einer Rede am 24. September, worin er dem Landtage das Recht der Steuerverweigerung aberkannte. Er sagte:

„Ich habe mich nie geschämt, ein Preuße zu sein, und besonders, wenn ich aus fremden Ländern heimgekehrt bin, so habe ich mich immer recht stolz und wohl gefühlt, ein Preuße zu sein."

Wie beredt Bismarck's Worte in allen den Sitzungen gewesen waren, einen bedeutenden Anhang hatte er durch sie nicht gewinnen können. Um so mehr ist seine Ausdauer, seine Beharrlichkeit zu bewundern, mit der er seine Sache und damit zugleich die des Königs verfocht. Ein erfreuliches Familienereigniß tröstete ihn in jenen Tagen über seine Mißerfolge, denn am 28. Dezember wurde sein erster Sohn, Nikolaus Heinrich Ferdinand Herbert, geboren. Erst am 13. Februar 1850 erfolgte in der Dorotheenstraße 37, 1 Treppe, der Wohnung Bismarck's, die Taufe des Knaben durch den Prediger Goßner.

Vierzehn Tage vorher, am 31. Januar, hatte der König die von der Kammer verbesserte Verfassung unterschrieben, und um dieselbe Zeit war Bismarck in Rathenow als Abgeordneter für das vom Könige berufene Erfurter Unionsparlament*) gewählt worden. Dasselbe wurde am 20. März 1850 eröffnet, und Bismarck bekleidete bei ihm das Amt eines Schriftführers.

Frau von Bismarck.
(Nach dem Oelgemälde von Prof. Jakob Becker, jetzt in Friedrichsruh.)

Dieses Parlament sollte zu keinem Erfolg führen, auch betheiligte sich Bismarck hier nicht so eifrig durch Reden. Einmal erhob er warnend seine Stimme und sagte:

„Meine Herren, wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geiste, nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen, nicht mehr Konzessionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an die Verwirklichung derselben, und wenn sie sich bemühen, diese Verfassung diesem preußischen Geiste aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit muthiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mitsammt seiner schwarz-roth-goldenen Zäumung auf den Sand setzt."

Nachdem hierauf der Abgeordnete Bassermann gesprochen hatte, bemerkte Herr v. Bismarck:

„Ich sprach vom preußischen Geiste, als ich den Vergleich mit dem abwerfenden Pferde machte, von diesem Geiste, den der Herr Abgeordnete schon in früheren Jahren, und namentlich im November 1848, vergebens versucht hat zu bannen; von diesem Geist, vor dem biegen oder brechen müssen die Geister derer, welche glaubten, in dem ersten Schaumspritzen der Märzwellen ein Element zu sehen, in dem sie zu schwimmen vorzugsweise befähigt wären, indem sie sagen zu können glaubten: „Sei ruhig, freundlich Element!" und die, als sie sich daran verbrannt hatten, Schutz suchten unter den Flügeln desselben Adlers, den der Abgeordnete für Baden hier einen todten Vogel genannt hat."

Die preußischen Unionsbestrebungen, welche das Erfurter Parlament fördern sollte, gestalteten sich immer resultatloser, und als am 20. April das Parlament durch den königlichen Commissar von Radowitz zu Ende geführt wurde, hatte es so gut wie nichts erreicht. Bezeichnend war für Bismarck das Wort, welches er zum Abschied einem politischen Freunde ins Album schrieb: „Unsere Losung ist nicht: Bundesstaat um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis".

Er sehnte sich nach den vielen Berathungen in Berlin und Erfurt recht ausgiebig der Erholung in Schönhausen zu leben. Wie er diese Mußezeit verlebte, hat er in einer Reihe liebenswürdiger Briefe kund gegeben. Am 25. Juni zum Beispiel schrieb er an die Schwester, Frau von Arnim:

„Einen feierlichen Gratulationsbrief schreibe ich Dir zu Deinem, wie mich dünkt, 24sten (ich sage es nicht weiter) Geburtstag. Du bist nun wirklich majorenn, oder würdest es doch sein, wenn Du nicht das Unglück hättest, dem weiblichen Geschlechte anzugehören, dessen Glieder nach Ansicht der Juristen selbst dann nicht, wenn sie Mütter der dicksten Hänse sind,

*) Siehe Illustrationen Seiten 275—276.

aus der Minderjährigkeit heraustreten. Warum dies trotz seiner anscheinenden Ungerechtigkeit eine sehr weise Einrichtung sei, werde ich Dir auseinandersetzen, wenn ich Dich, hoffentlich in 14 Tagen, à portée de voix humaine vor mir habe. Johanna, welche augenblicklich noch in den Armen des Lieutenants Morpheus ruht, wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen, ich als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte,

Marie, Herbert und Wilhelm v. Bismarck in Frankfurt a. M
(Nach einem Bild im Besitz der Frau v. Bismarck-Külz.)

bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein 70stes Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören, mit einem „siehst du wohl, ach wenn das arme Kind die See hätte gebrauchen können!“ Das kleine Wesen leide übrigens seit einigen Tagen sehr an den Augen, die ihm thränig und verklebt sind. . . . Ich habe mich sehr ungern entschlossen, meine ländliche Faulheit hier aufzugeben; nun es aber geschehen ist, gewinne ich der Sache auch eine rosa farbene Seite ab und freue mich recht herzlich, Euch in der Höhle aufzusuchen, die ich nur erst 10 Fuß über die Erd ragend kenne, und demnächst den Küstenhering eigenhändig in den Tiefen des baltischen Meeres zu greifen.“

Von seinem Familienleben giebt folgender Brief vom 8. Juli 1850 an seine Schwester Zeugniß. Er schrieb an Schönhausen humoristisch:

„Gestern kam ein Brief von Oskar, nach welchem er morgen auch in Berlin sein, aber erst am Donnerstag heimkehren wird; es thut mir sehr leid, daß auf diese Weise Eure Pferde 2 Tage hintereinander in Athem gehalten werden, denn Oskar wird nicht am Mittwoch reisen können, und für uns wäre es übel, $1^1/_2$ Tag ohne die mindeste Veranlassung zu Geschäften oder sonst etwas in Berlin zu bleiben. Auch möchten wir mit Kindern und Mägden, Oskar, Johanna und ich doch nicht in einen Wagen gehen. . . . Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Perron, dann beide im Wagen mit allerlei kindlichen Bedürfnissen, naserümpfender Gesellschaft, Johanna genirt sich dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirthshaus, mit beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhof und in Angermünde eine Stunde auf die Pferde warten, einpacken; und wie kommen wir von Kröchlendorf nach Külz? . . . im nächsten Jahre muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen; ich wache schon um 6 Uhr in gelinder Wuth auf und kann nicht schlafen vor Reisebildern, die meine Phantasie mir in den schwärzesten Farben ausmalt, bis zu den „Landpartien" in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich."

Die Reise, welche wirklich stattfand, hob jedoch sein scherzhaftes Unglück. Im Oktober erhielt er plötzlich die Einladung, an der königlichen Jagd in Letzlingen Theil zu nehmen. Er konnte wohl mit Sicherheit vermuthen, daß der König auch seines politischen Rathes bedürfen werde. So war es in der That, denn es war ein wichtiger Vertrag in Vorbereitung, ein Vertrag, der jedoch Preußen fast so viel kosten sollte wie die Niederlage bei Jena. Zunächst aber stand die Beseitigung des Ministers von Radowitz bevor, des intimsten Freundes des Königs, und es galt Ersatz dafür zu suchen. Radowitz trat am 3. November zurück. Bismarck war sehr erfreut darüber und meldete von Reinfeld an den Redacteur H. Wagener, daß er deshalb manche Flasche Sekt getrunken habe. „Zum ersten Male fühlt man Dank gegen ihn und wünscht ihm ohne Groll glückliche Reise; . . . mir ist es wie ein Alp vom Herzen gefallen, wenn auch Heydt und Ladenberg, die wir schon glaubten mit verdaut zu haben, mir sauer wieder aufstoßen."*)

Am 21. November 1850 fand die Wiedereröffnung der zweiten Kammer statt und am 29. wurde der Olmützer Vertrag mit Oesterreich geschlossen. Zwischen den beiden deutschen Großmächten Oesterreich und Preußen hatten sich die Verhältnisse so zugespitzt, daß man jeden Augenblick den Ausbruch eines Krieges erwarten konnte. Auf Seite Oesterreichs standen die deutschen Mittelstaaten und Rußland. Bei Fulda kam es sogar fast zu einem Zusammenstoß der österreichischen und preußischen Truppen. Das preußische Heer, welches sich in Schleswig-Holstein, Baden u. s. w. sehr tapfer gezeigt hatte, brannte darauf, sich mit dem Gegner zu messen. Allein der König scheute davor zurück, die heilige Allianz zu brechen. Er sandte Manteuffel nach Olmütz, um Oesterreich sein Entgegenkommen kund zu thun. Der österreichische Unterhändler aber, Fürst Schwarzenberg, ein Todfeind Preußens, verlangte die vollständige Unterwerfung, und Preußen sah sich bedingungslos veranlaßt, alle Unionspläne in Deutschland aufzugeben, die Bundesexekution in Hessen und Schleswig-Holstein ihren Gang gehen zu lassen und endlich in die Wiederherstellung des alten elenden deutschen Bundestages unter dem Vorsitze Oesterreichs zu willigen.

Die Empörung über diese Demüthigung und die geheim feindselige Behandlung Preußens durch das eifersüchtige Oesterreich war in Preußen groß, denn dieses Land hatte damit ohne Blutvergießen, wie schon bemerkt, ein zweites Jena erfahren. Jetzt sahen auch die deutschen Mittelstaaten, in denen man schon begeistert auf Preußens Untergang getoastet hatte, die Doppelzüngigkeit Oesterreichs ein, und selbst in dem Kaiserreich an der Donau erhoben sich Stimmen, wie die der Generale Heß, Welden, Clam, Schönhals, welche dem preußischen Gesandten rückhaltlos unter heftigem Tadel der Schwarzenberg'schen Politik ihre Freude über die Beseitigung der Kriegsgefahr aussprachen. Ihren Gefühlen schloß sich der alte Radetzky, welcher das Oberkommando hatte übernehmen sollen, von Herzen an, denn er haßte jedes frivole Spiel mit der Ehre der guten Kameraden von 1813.

Gewichtige Stimmen, wie die Roons, haben erklärt, daß damals das Heer, bei aller Tapferkeit, infolge seiner schlechten inneren Verfassung — denn es bestand zu drei Vierteln aus schlecht disciplinirter Landwehr — den Fehdehandschuh nicht hätte aufnehmen können, ohne zu unterliegen und Preußens Ende herbeizuführen. Aber dennoch weinten Tausende von begeisterten, muthigen Patrioten darüber, daß der Staat Friedrichs des Großen ein zweites Mal gelähmt und herabgedrückt worden war, und noch dazu ohne Schwertstreich.

Bismarck war nicht ungehalten über die Verschiebung der Lage, denn erstlich pflichtete er den Gründen Roons bei, und zweitens sah er den Vertrag von Olmütz, der bald darauf durch die „freien ministeriellen Konferenzen" in Dresden bestätigt wurde, als das kleinere Uebel an. Er hielt dafür, daß die Abrechnung auf eine gelegenere Zeit verspart würde. Und das Geschick hatte ihm diese Abrechnung, den endgültigen Austrag der Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen, vorbehalten. Zur Ausführung einer so hohen Mission bedurfte es eines Mannes, der unerschöpflich war an Hilfsquellen, der den Wahlspruch hatte: „Muth, Muth und nochmals Muth!"

*) H. Wagener, Erlebtes.

Bismarck beim Bundestag in Frankfurt a. M.

Die aufrichtigsten Vertrauten König Friedrich Wilhelms IV., aber auch sein eigner Verstand, riethen dem Monarchen, als nun der alte Bund neu zusammentreten sollte, Bismarck als Vertreter Preußens nach Frankfurt zu schicken. In Folge dessen befahl ihn der König am 8. Mai 1851 zur Audienz. Er stellte ihm die Frage, und zwar wiederholt, ob er sich den großen Hindernissen in Frankfurt gewachsen glaube. Da entgegnete Bismarck einfach:

„Eure Majestät können es ja mit mir versuchen. Geht es nicht, so kann ja die Ernennung nach einigen Monaten widerrufen werden."

Auf den König machte dieser Muth einen verschiedenartigen Eindruck. Die rasche Bereitwilligkeit hob nicht alle Bedenken gegen den in der hohen Schule der Diplomatie noch unerfahrenen und bislang noch heißspornigen Mann, andererseits erweckte die ruhige Sicherheit Bismarcks Vertrauen in dem Könige. Daher sagte dieser:

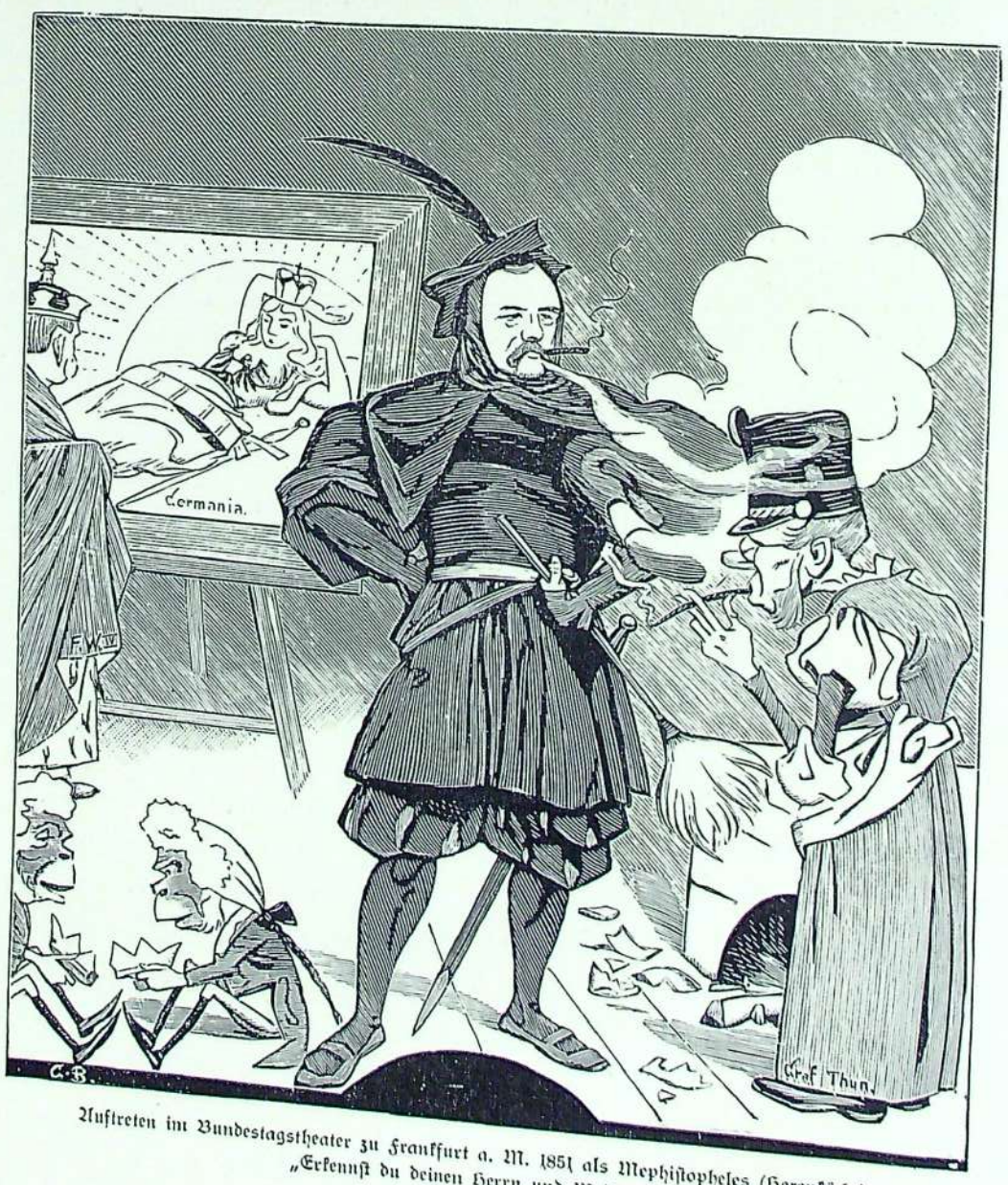
„So wollen wir es denn mit Gott versuchen!"

Bismarck ward zum Rath bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestage*) und zum Geheimen Legationsrath ernannt, eine Beförderung, die in großen Sprüngen ging. Er erhielt die Weisung, sich alsbald nach Frankfurt zu begeben.

Damals führte hier die Geschäfte der General von Rochow, welcher nur vorübergehend dazu bestimmt war, denn er war als Gesandter in Petersburg beglaubigt. Diesem Manne wurde Bismarck zunächst untergeordnet.

Ein Theil der Presse begrüßte die Ernennung Bismarcks mit Hohn, sie nannte ihn einen „diplomatischen Säugling", und eine Zeitung behauptete, „daß dieser Bursche unverschämt genug wäre, das Kommando einer Fregatte zu übernehmen oder eine ärztliche Operation auszuführen, obwohl er von beiden nichts verstünde." Auch die Kollegen in Frankfurt empfingen ihn mit gemischten Gefühlen.

Das Wesen des Bundestages, dem er nun sein Augenmerk widmen sollte, bestand darin, geheime Sitzungen abzuhalten, in welchen es aber keine Gesetze gab, sondern nur über Ordonnanzen abstimmte. Seine vollziehende Gewalt war so schwach, daß er sich vielfach nicht die Ausführung seiner Erlasse erzwingen konnte. Sein Zusammenhalten war ein lockeres und sein Streben meist von der Selbstsucht der einzelnen Staaten diktirt. Er wollte die Ordnung im Innern Deutschlands aufrecht erhalten und gegen äußere Feinde gemeinsam auftreten. Aber es mußte schon himmelschreiendes Unrecht im Reich geschehen, ehe er eingriff. Die großen Staaten suchten die kleinen zu tyrannisiren, und diese wieder rächten sich durch Anschluß



Auftreten im Bundestagstheater zu Frankfurt a. M. 1851 als Mephistopheles (Hexenküche): „Erkennst du deinen Herrn und Meister?" (Karikatur des Kladderadatsch.)

*) Siehe Bild S. 277.

an den einen, um dem anderen Schwierigkeiten zu bereiten. Der Bundestag war im Volke verhaßt.

Als Bismarck am 10. Mai in Frankfurt anlangte, war es sein Erstes, den Charakter der Kollegen kennen zu lernen. Er war bei seiner Menschenkenntniß bald damit im Klaren. Wir sehen dies aus einem Briefe, den er am 18. Mai an seine Gemahlin schrieb:

Bismarck im Jahre 1856.

„Frankfurt ist gräßlich langweilig, ich bin so verwöhnt mit viel Liebe um mich, und viel Geschäften und merke erst, wie undankbar ich gegen so manche Leute in Berlin immer gewesen bin, denn von Dir und Zubehör will ich ganz absehn, aber selbst das kühlere Maß von landsmannschaftlicher und Parteizuneigung, das mir in Berlin wurde, ist ein inniges Verhältniß zu nennen gegen den hiesigen Verkehr, der im Grunde nichts als gegenseitiges Ausspioniren ist; und wenn man noch etwas auszuspioniren und zu verbergen hätte! Es sind lauter Lappalien, mit denen die Leute sich quälen und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher, als der Abgeordnete der II. Kammer im Gefühl seiner Würde. Wenn nicht äußere Ereignisse zutreten, so weiß ich jetzt ganz genau, was wir in 1, 2 oder 5 Jahren zu Stande gebracht haben werden, und will es in 24 Stunden zu Stande bringen, wenn die andern nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig sein wollen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne Wasserſuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X. oder Herrn von ?arsky aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. In der Kunst, mit vielen Worten gar nichts zu sagen, mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel“ — der preußische Ministerpräsident — „nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was drin steht, so kann er mehr wie ich. Jeder von uns stellt sich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Diplomat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt. Doch nun habe ich genug geschimpft, nun will ich Dir sagen, daß ich mich wohl befinde. Vorgestern war ich in Mainz; die Gegend ist doch reizend. Der Roggen steht in vollen Aehren, obschon es infam kalt ist, alle Nächte und des Morgens. Die Exkursionen mit der Eisenbahn sind das Beste hier. Nach Heidelberg, Baden-Baden, Odenwald, Homburg, Soden, Wiesbaden, Bingen, Rüdesheim, Niederwald, kann man bequem in 1 Tag, 5—6 Stunden dableiben und Abends wieder hier sein; bis jetzt habe ich's noch nicht benutzt, ich werde es aber, damit ich Dich dann hinführen kann, wenn Du hier bist . . . Ueber Politik und einzelne Personen kann ich Dir nicht viel schreiben, weil die meisten Briefe geöffnet werden. Wenn sie Deine Adresse auf meinen und Deine Hand auf Deinen Briefen erst kennen, werden sie sichs wohl begeben, Familienbriefe zu lesen.“

Wie sehr widerlegt schon dieser Brief die Bedenken des Königs wegen Bismarcks Unerfahrenheit in der Diplomatie!

Am 26. Mai schickte er einen amtlichen Bericht an den Minister Freiherrn v. Manteuffel in Berlin, der wegen seiner Charakteristik von Persönlichkeiten und Verhältnissen hohes Interesse bietet. Er findet sich in dem von Dr. v. Poschinger zu Leipzig 1882—84 erschienenen Werke „Preußen im Bundestag 1851—59, Dokumente der Königlich preußischen Bundestagsgesandtschaft“ und lautet:

„Ew. Excellenz ertheilten mir bei meiner Abreise die Erlaubniß, Ihnen gelegentlich in vertraulicher Weise über meine hiesigen Wahrnehmungen Bericht zu erstatten. Sowohl die bisherige Geschäftsstille am Bundestage, als auch die Zurückhaltung, welche ich, den Weisungen Ew. Excellenz entsprechend, einstweilen in amtlichen Beziehungen mir zur Regel gemacht habe, schränken mich dabei auf das Gebiet der Persönlichkeiten ein, die ich bisher kennen gelernt habe.

Der Graf Thun (— er war österreichischer Gesandter und führte den Vorsitz bei den Berathungen —) trägt in seinem Aeußeren etwas von burschikosem Wesen zur Schau, gemischt mit einem Anflug von Wiener roué. Die Sünden,

die er in letzter Eigenschaft begehen mag, sucht er durch strenge Beobachtung der Regeln der katholischen Kirche in seinen oder doch in den Augen der Gräfin aufzuwiegen. Er spielt auf dem Klub bis vier Uhr Morgens Hazard (Macao), tanzt von zehn bis fünf Uhr ohne Pause und mit sichtlicher Leidenschaft, genießt dabei reichlich kalten Champagner und macht den hübschen Frauen der Kaufmannschaft mit einer Ostentation den Hof, die glauben läßt, daß es ihm ebenso sehr um den Eindruck auf die Zuschauer, als um das eigene Vergnügen zu thun ist. Unter dieser äußeren Richtung birgt Graf Thun, ich will nicht sagen eine hohe politische Thatkraft und geistige Begabung, aber doch einen ungewöhnlichen Grad von Klugheit und Berechnung, die mit größter Geistesgegenwart aus der Maske harmloser Bonhomie hervortritt, sobald die Politik ins Spiel kommt. Ich halte ihn für einen Gegner, der Jedem gefährlich ist, der ihm ehrlich vertraut, anstatt ihn mit gleicher Münze zu bezahlen. Wie ich höre, ist Graf Thun, in Beobachtung der löblichen Disziplin, welche der österreichischen Diplomatie eigen ist, gewissenhaft bemüht, das treueste Organ der Absichten des Fürsten Schwarzenberg (— er war der Ministerpräsident in Wien —) zu sein, und beweist in dieser Beziehung eine nachahmungswerthe Genauigkeit und Pflichttreue. Wenn ich mir bei der Neuheit meiner Erfahrungen ein Urtheil erlauben darf, so ist aber von den österreichischen Staatsmännern aus der Schwarzenbergischen Schule niemals zu erwarten, daß sie das Recht aus dem alleinigen Grunde, weil es das Recht ist, zur Grundlage ihrer Politik nehmen oder behalten werden; ihre Auffassung scheint mehr die eines Spielers zu sein, der die Chancen wahrnimmt, in ihrer Ausbeutung zugleich Nahrung für Eitelkeit sucht und zu letzterem Behuf die Drapirung der kecken und verachtenden Sorglosigkeit eines eleganten Kavaliers aus leichtsinniger Schule zu Hilfe nimmt. Man kann von ihnen mit jenem herabstürzenden Dachdecker sagen: „Ça va bien, pourvu que cela dure.“ *)

Frankfurt a. M. Bismarcks Wohnung in der Großen Gallusstraße.
Hier wohnte die Familie sechs Jahre (1852 1858).
(Nach einer Aufnahme von Bakker in Frankfurt a. M.)

Er beschreibt dann noch verschiedene andere Personen, die der österreichischen Gesandtschaft nahe stehen, dann fährt er fort:

„Ueber unser hiesiges Subalternpersonal sind mir mehrfache Verdächtigungen, besonders von österreichischer Seite zugegangen, ich habe indessen bisher noch nicht einmal Vermuthungen über den Grund oder Ungrund; besonders behauptet Graf Thun und auch Graf Goltz, daß irgend einer unserer Beamten Verbindungen mit der Konstitutionellen und der Kölner Zeitung haben müsse, wie sich aus Einzelheiten in deren Inhalt mit Sicherheit abnehmen lasse.“

An den Herausgeber der „Kreuz-Zeitung“, Hermann Wagener, schickte er eine kurze Skizzirung der Frankfurter Diplomaten, worin er sagte:

„Die Oesterreicher sind intrigant unter der Maske burschikoser Bonhomie und suchen uns bei kleineren Formalien zu übertölpeln, worin bis jetzt unsere einzige Beschäftigung besteht. Die von den kleinen Staaten sind meistens karrikirte Zopfdiplomaten, die sofort die Berichtsphysiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Cigarre bitte . . . Bei uns singt jeder seine eigene Melodie, verleumdet den anderen und schreibt Specialberichte nach Berlin; wir haben hier mindestens drei Civil- und zwei Militärdiplomaten neben einander.“

Dieser letztere bedenkliche Zustand war natürlich durch die Berliner Regierung besonders verschuldet. Allein auch General von Rochow war nicht der geeignetste Mann für Frankfurt. Glücklicherweise dauerten diese Verhältnisse nur ein paar Monate, denn dann kehrte der General auf seinen Posten nach Rußland zurück und Bismarck wurde zum Bundestagsgesandten ernannt. Dies geschah am 15. Juli.

Die Uebersiedelung von Bismarcks Familie nach Frankfurt verzögerte sich übrigens, desto fleißiger schrieb er Briefe an seine Frau, in denen er öfter tiefere Blicke in sein Inneres thun ließ. In den Briefen an den Minister von Manteuffel dagegen fuhr er fort wichtige Fingerzeichen für die Frankfurter Politik sowohl als auch für die gesammte preußische zu

*) Das geht gut, vorausgesetzt, daß es Dauer hat.

geben, während er seine Klagen über die Ueberhebung des Grafen Thun, betreffend die Präsidialbefugnisse und anderes, wiederholen muß. Aber mit dem Grafen Thun ließ sich noch gut auskommen, desgleichen mit seinem Nachfolger, Herrn von Rechberg, allein mit dem Nachfolger des letzteren, dem Baron von Prokesch-Osten, war kein gutes Verhältniß möglich.

Gruppe aus den 50er Jahren.
Frau v. Bismarck steht etwas links von der Mitte. Herr v. Bismarck sitzt rechts.
(Aufgenommen von Gebrüder Zimmermann in Stolp.)

Endlich konnte ihm die Familie nachfolgen, und so kam es, daß die Geburt seines zweiten Sohnes Wilhelm Otto Albrecht, nach Albrecht dem Bären benannt, am 1. August 1852 in den Frankfurter Aufenthalt fiel.

Eine andere Freude ward Bismarck zu Theil dadurch, daß er dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem nachmaligen Kaiser, als er durch Frankfurt a. M. reiste, vorgestellt wurde. Dieser hatte jedoch damals Bedenken, ob Bismarck seiner Jugend wegen für sein verantwortliches Amt genügen werde. Nun, er genügte. Wohlthuend war es, daß er sich keine Zurücksetzung gefallen ließ, er war darin sehr auf der Hut. Als Graf Thun sich als Vorrecht eine Cigarre in den Sitzungen anzündete, bat Bismarck sich Feuer von ihm aus und begann zum Entsetzen der übrigen eingeschüchterten Gesandten ebenfalls zu rauchen. Im Ganzen läßt sich seine Thätigkeit kurz so charakterisiren:

Familiengruppe aus den 50er Jahren.
Herr und Frau v. Arnim bilden das Paar zur Rechten.
(Nach dem Original in Varzin.)

Die Herren v. Bismarck, v. Arnim-Kröchlendorff und v. Oertzen in 1858.
(Nach dem Original in Varzin.)

Fürst Schwarzenberg hatte für Oesterreich die Parole ausgegeben: „Man muß Preußen erst erniedrigen, dann vernichten.“ Diesen Grundsatz suchte man auch jetzt durchzuführen. Die Klein- und Mittelstaaten ließen sich in diesem Sinne von Oesterreich lenken, waren sogar mit einer herablassenden Behandlung von Seiten Oesterreichs zufrieden. Preußen konnte auf solche Weise leicht durch Stimmenmehrheit in seiner Entwickelung geschädigt werden. Mit wachsamem Auge vereitelte Bismarck diese verderblichen Machinationen und brachte sogar mehrere Kleinstaaten auf seine Seite. Das erregte bei den anderen böses Blut und die Verhältnisse begannen zuweilen sich zuzuspitzen, aber noch lenkte Oesterreich jedesmal wieder ein. Die ganzen Umtriebe und Kleinlichkeiten erregten Bismarcks gerechten Zorn, und er rief mit Heine aus:

O Bund, du Hund, Du bist nicht gesund!

Die preußische Regierung, welche seit dem November 1858 Prinz Wilhelm an Stelle seines erkrankten Bruders als Regent übernahm, wollte ebenfalls jede Feindseligkeit mit Oesterreich vermeiden, dennoch war das Heer nicht reorganisirt. In Folge dessen wurde Bismarck nach seiner Meinung „kalt gestellt“, nämlich als Gesandter nach Petersburg geschickt, und zwar im März 1859, gerade als Oesterreich wegen eines Krieges mit Italien Preußen in das Schlepptau nehmen wollte.

Bernhard v. Bismarck im Jahre 1856.
(Nach dem Originalgemälde im Besitze der Frau v. Bismarck-Külz.)

In Petersburg blieb Bismarck drei Jahre beglaubigt. Er wohnte während dieser Zeit der Krönung König Wilhelms in Königsberg am 18. Oktober 1861 bei. Von Mai bis September 1862 war er Gesandter an dem geriebenen Hofe von Paris, wo Napoleon so von ihm getäuscht wurde, daß er ausrief: „Er ist ein Narr!“

Indessen hatte sich in Preußen ein Konflikt zwischen der Regierung und der Volksvertretung entwickelt, in erster Linie wegen der Umbildung des Heeres. Um den Konflikt durchzukämpfen, war ein eiserner Minister nöthig. Diesen sah König Wilhelm in Bismarck, welcher sich nicht abgeneigt zeigte einem eventuellen Rufe seines Monarchen zu folgen. Am 12. September 1862 schrieb er an Roon:

„Ich habe mich niemals geweigert, daß Präsidium ohne Portefeuille anzunehmen, sobald es der König befiehlt; ich habe nur gesagt, daß ich die Einrichtung für eine unzweckmäßige halte. Ich bin noch heut bereit, ohne Portefeuille einzutreten, aber ich sehe gar keine ernstliche Absicht dazu. Wenn mir Se. Majestät sagen wollte: am 1. November oder 1. Januar oder 1. April — so wüßte ich woran ich wäre, und bin wahrlich kein Schwierigkeitsmacher, ich verlange nur 1/100 der Rücksicht, die Bernstorff so reichlich gewährt wird. In dieser Ungewißheit verliere ich alle Lust an den Geschäften und ich bin Ihnen von Herzen dankbar für jeden Freundschaftsdienst, den Sie mir leisten, um ihr ein Ende zu machen.

Ich hatte nicht gehört, daß der König zum 13. nach Karlsruhe geht. Ich würde Se. Majestät dort nicht mehr treffen, wenn ich mich hinbegeben wollte, auch weiß ich aus Erfahrung, daß solche ungerufene Erscheinungen nicht willkommen sind; der Herr schließt daraus auf ehrgeizig drängende Absichten bei mir, die mir weiß Gott fern liegen. Ich bin so zufrieden Sr. Majestät Gesandter in Paris zu sein, daß ich nichts erbitten möchte, als die Gewißheit, es wenigstens bis 1875 zu bleiben. Schaffen Sie mir diese oder jede andere Gewißheit, und ich male Engelsflügel an ihre Photographie! u. s. w.“

Am 23. September 1862 berief der König Bismarck an die Spitze seines Ministeriums.

*) Horst Kohl: Regesten.

Der Minister der „neuen Aera“.

„Als ich Minister wurde, übernahm ich die Erbschaft des Kampfes mit Oesterreich um die Hegemonie in Deutschland auf civilem und friedlichem Gebiete, daneben eine mäßige Verstimmung mit Rußland, und die einzige Macht, mit der wir uns verhältnißmäßig politisch gut standen, war Frankreich. In Bezug auf Rußland brachte ich meinerseits persönlich bessere Traditionen mit, und in der Zeit, als ich ziemlich einsam, ich kann wohl sagen, einer Welt von Zorn und Haß gegenüber stand, habe ich mein Ziel nicht aus den Augen verloren, sondern zuerst diese Beziehungen zu Rußland befestigt durch den Vertrag gegen den polnischen Aufruhr. Eine zweite Frage war für mich — im Hinblick auf die Aufgabe, über die ich mir bei Eintritt in den Ministerialdienst vollständig klar war, die Auseinandersetzung mit Oesterreich um die Hegemonie in Deutschland — die Beziehung zu Frankreich; diese war sehr günstig in Folge des Handelsvertrages. Es war vorauszusehen, daß wir zur Verfallzeit einen starken Krieg mit Oesterreich haben würden über die Frage, ob der sogenannte großdeutsche Zollverein eingeführt werden, ob es Oesterreich gelingen sollte, unseren preußischen Zollverein zu sprengen oder nicht, und zur Vertheidigung unserer Interessen in dieser Frage fand ich diesen Handelsvertrag als eins der wesentlichsten Werkzeuge und Waffen vor. Ich hatte allen Grund, das gute Einvernehmen mit Frankreich zu erhalten.“

Frau v. Bismarck, geb. v. Lettow-Vorbeck,
Gemahlin des Bernhard v. Bismarck-Külz.
(Nach dem Originalgemälde im Besitze der Frau v. Bismarck-Külz.)

Diesen Rückblick auf seine Anfangslage als Minister gab Bismarck im Jahre 1879 am 21. Februar bei Gelegenheit der Berathung des deutsch-österreichischen Handelsvertrags im Abgeordnetenhause. Es sah nicht sehr erfreulich in den äußeren Beziehungen Preußens aus, wenn auch vorläufig die Freundschaften mit den anderen Mächten noch unversehrt waren. Der schlimmste Feind aber befand sich im Vaterlande selbst, es war das Zerwürfniß zwischen Regierung und Volksvertretung, welches immer bedenklichere Ausdehnung und Schärfe annahm. Die große Mehrheit des Volkes haßte die Heeresreform, welche König Wilhelm erstrebte, weil man sehnlich eine Verminderung der Militär- und Steuerlasten herbeiwünschte, im naiven Vertrauen, daß im Falle der Noth wie 1813 die Landwehr alle Feinde vertreiben würde. Die Meisten dachten nicht, daß die Kriegskunst seitdem enorm fortgeschritten war.

Hierzu kam, daß der leitende Minister mit halbem Herzen bei der Sache war, sich mit Provisorien begnügte und dadurch die quälende Frage aus einem Landtag in den anderen hinüberzog. In Folge dessen erschien es dem Volke, als würde es durch die Minister mit Vorsatz hingehalten und getäuscht. Die demokratische Partei, welche seit 1848 stark niedergeduckt worden war, erhob daher wieder kühn ihr Haupt und fand Anhänger über Anhänger. Es war eine schlimme Zeit der Mißgriffe und Mißverständnisse auf beiden Seiten.

Der Einzige, welcher felsenfest die brandenden Wogen des Hasses aushielt und treu zu den Plänen seines Königs stand, war Roon. Aber der folgende leitende Minister machte ihm die Sache sehr schwer, ja unmöglich, denn durch ungeschicktes Vorgehen in Regierungsangelegenheiten und durch schroffe Beeinflussung der Wahlen im Mai 1862 hatte sein Kabinet sich so mißliebig gemacht, daß es eine totale Niederlage erlitt. Das Ende davon war am 11. und 23. September

die Streichung der Ausgaben für die Heeresreform in Höhe von etwa sechs Millionen Thalern. Was war es nun für Entsetzliches, das die Regierung über die Reorganisation des Heeres über das Land bringen wollte? Herr v. Roon, der seit dem 5. Dezember 1859 Kriegsminister war, hat dies einmal in einer Rede so ausgesprochen:

„Die Landwehr sollte eine Stellung erhalten, die ihrer würdig ist, die ihren Altersverhältnissen, ihren staatsbürgerlichen Interessen entspricht. Das ist der Wunsch der Regierung. Es sollen die jüngeren Brüder zuerst, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre Haut zu Markte tragen, bevor die Familienväter, die Steuerzahler an die Reihe kommen, bevor sie das Letzte einsetzen für die Rettung und die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Die Regierung will die allgemeine Dienstverpflichtung um drei Jahre kürzen, die Regierung will die Verpflichtung für den Waffendienst im Kriege vermindern, die Regierung will die wirthschaftlichen Kräfte des Landes schonen, indem sie die Besitzenden von Leistungen zu befreien strebt, die die Einzelinteressen stören, sie will die gesetzlichen Verpflichtungen endlich wesentlich mildern, die den Kommunen und Kreisen oblagen. Das ist die Wahrheit! So steht es!“

Bismarck in den 60er Jahren.

Die letzten Worte sind charakteristisch für jene Zeit, denn das Volk glaubte überall an Täuschung, ja es kam in den traurigsten Augenblicken des Streites vor, daß man Roon, dessen Wahrhaftigkeit über allen Zweifel hätte erhaben sein müssen, des Meineids beschuldigte.

Wie war nun das Heer damals beschaffen? Nicht weniger als zwei Drittel der ganzen Armee bestanden aus Landwehr, und vier Fünftel der ganzen Kriegsstärke mußten im Frieden wegen Geldmangel beurlaubt werden. Das Heer war aber in Folge des steten Geldmangels in derselben Stärkezahl geblieben wie 1815, obwohl die Landesbewohner sich seitdem bedeutend vermehrt hatten. Im Jahre 1820 war das Heer Preußens 130 000 Mann stark, das Frankreichs 169 000, im Jahre 1854 zählte das erstere 138 000 Mann, das letztere aber 400000. So kam es, daß in Preußen nur der vierte Theil der Heerespflichtigen zum Dienst gezogen wurde. Diesen Zuständen begann König Wilhelm sofort ein Ende zu machen. Er stellte die Landwehr zur Reserve, setzte die Dienstzeit von 19 auf 16, später auf 12 Jahre herab, verlängerte die Reservezeit von 2 auf 4 Jahre und vermehrte das Heer in der Weise, daß trotz der kürzeren Gesammtdienstzeit 200 000 ausgebildete Soldaten mehr vorhanden waren. Er vervollständigte die Bewaffnung und Bekleidung und sorgte für die Unterbringung der Truppen, sowie für zweckmäßige Mobilmachungspläne. Der Train erhielt eine neue Einrichtung, und die ganze Schulung der Soldaten, die jetzt ganz mit Zündnadelgewehren ausgerüstet waren, wurde eine vorzügliche, so daß in kurzer Zeit das Musterheer hergestellt war, welches König Wilhelm mit Recht und mit Stolz „sein eigenstes Werk“ nannte.

Mit Hilfe Roons und Moltkes, der an der Spitze des Großen Generalstabes stand, war das großartige Werk so rasch gediehen, daß es schon am 4. Juli 1860, wo die Truppentheile ihre neuen Benennungen erhielten, so gut wie beendet

war. Nun aber fehlte die Geldbewilligung durch die Volksvertretung. Von Jahr zu Jahr hatte diese eine widerrufliche Summe zu Heereszwecken hergegeben, dem Ministerium jedoch von Frühjahr 1862 mochte es keinen Pfennig mehr bewilligen. Herr von Roon war in eine verzweifelte Lage gekommen, seit dem 23. September, wo der Bestand des Heeres für null und nichtig erklärt worden war, verlangte die erbitterte Volksvertretung von ihm, daß die neugeschaffenen 117 Bataillone entlassen und alle zweckmäßigen Neueinrichtungen rückgängig gemacht würden.

Bismarck als Botschafter in Paris, 1862.

Das Land war demnach in der größten Gefahr. Da sah der Minister von Roon keinen anderen Ausweg mehr, als daß er dem Könige den Gesandten in Paris, Herrn von Bismarck, mit dem er seit lange befreundet war und Briefe über die gegenwärtige Lage Preußens gewechselt hatte, zum Ministerpräsidenten vorschlug. Der König billigte den Vorschlag und berief Bismarck, wie erwähnt, am 23. September 1862, an demselben Tage, an dem das Abgeordnetenhaus die Heeresreform ablehnte. Das ganze Land beinahe gerieth in eine heftige Entrüstung über die Ernennung Bismarcks. Die Presse schlug gewaltigen Lärm und nannte ihn einen „burschikosen Junker, hohlen Renommisten, Napoleonvergötterer, Städtevertilger, abenteuerlichen Großmachtpolitiker". In banger Befürchtung rief man aus: „Bismarck ist der Staatsstreich". In großer Erwartung sah man seinem ersten Auftreten im Abgeordnetenhause und seinem „Programm" entgegen. Allein das erste Mal, wo er sich in amtlicher Weise den Abgeordneten zeigte, trat er zu Aller Erstaunen ganz versöhnlich auf. Er sagte:

„Der Konflikt wird zu tragisch aufgefaßt und von der Presse zu tragisch dargestellt. Die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis in Ehren beseitigt werden, so bietet die Regierung gern die Hand dazu. Preußen hat die Vorliebe, eine zu starke Rüstung auf seinem schmalen Leibe zu tragen; es muß aber seine Rüstung auch nützen und sich stärken . . . Preußen muß seine Macht zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einige Mal verpaßt ist. Preußens Grenzen, wie sie die Wiener Verträge geschaffen haben, sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Blut und Eisen."

Diese offene Sprache setzte ganz Europa in Verwunderung. Alle Welt glaubte mit dem Abgeordnetenhause, daß Bismarck einen Krieg herbeiwünsche, dessen Kanonendonner die inneren Stimmen im Lande übertöne. Die Volksvertreter

Das deutsche Botschaftshotel in Petersburg.

Bismarck in 1861.

blieben in ihrer feindlichen Haltung. Da ward Bismarck in den Debatten vom 6., 7. und 10. Oktober deutlicher. Er sagte, daß die Regierung es verschmähe, mit gleicher polemischer Schärfe zu reden als die Abgeordneten. „Dazu wird die Zeit gekommen sein, wenn die Aussicht auf eine friedlichere Ausgleichung geschwunden sein sollte." Diese Worte riefen „große Bewegung" hervor. Der Landtag ward am 13. Oktober ohne günstiges Resultat geschlossen. Jedoch Bismarck war dadurch nicht niedergedrückt, sein Muth, der manchmal in eine wohlthuende „Wurstigkeit" überzugehen pflegte, hoffte sicher auf die Erreichung des Zieles. Wie wenig „tragisch" er die Sachlage auffaßte, kann man aus einem Briefe vom 7. Oktober an seine Gemahlin in Reinfeld ersehen. Er schrieb:

Aus dem „Kladderadatsch" vom 21. Dez. 1862.

„Am Kammertisch, mit einem Redner, der mir Sottisen sagt, auf der Tribüne vor mir, zwischen einer abgegebenen und abzugebenden Erklärung gebe ich Dir Nachricht von meinem Wohlbefinden. Arbeit ist viel, etwas müde, nicht genug Schlaf, aller Anfang ist schwer, mit Gottes Hilfe wird es besser werden, es ist ja auch so recht gut, nur das Leben auf dem Präsentirteller ist etwas unbehaglich. Ich esse alle Tage bei den guten Roons, die Dir eine rechte Stütze sein werden. Ich sehe, daß ich verkehrt angefangen habe, hoffentlich nicht als böses Omen! [Der Brief war auf der inneren Seite des Bogens begonnen.] Wenn Roon und die Fuchsstute nicht wären, so würde ich mir etwas vereinsamt vorkommen, obwohl ich nie allein bin. . ."

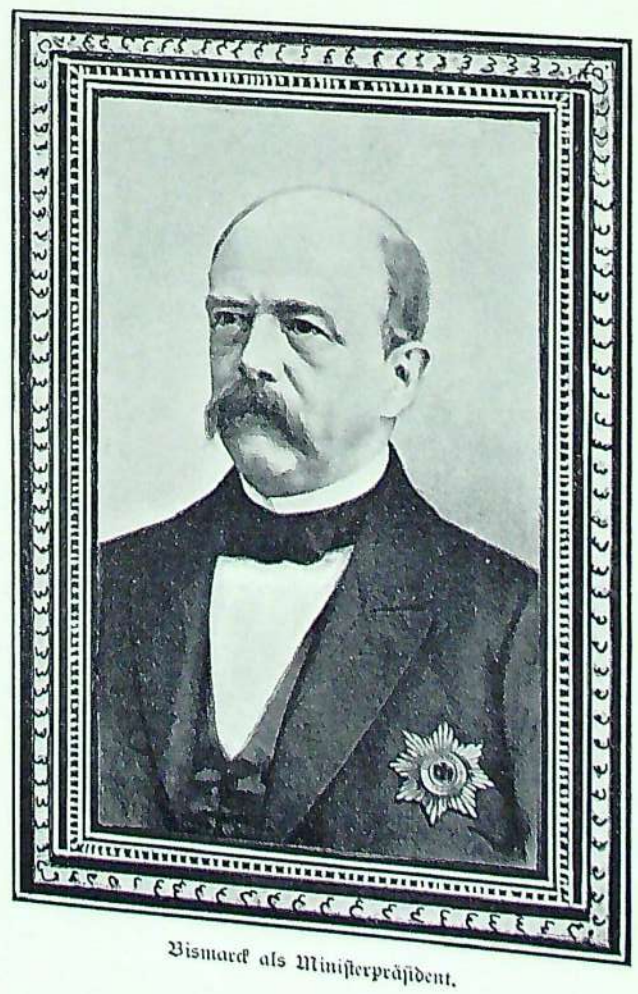
Bezeichnender noch ist der Brief vom 10. Oktober, den er an seine Schwester schrieb:

„So gute Blutwurst aß ich nie und so gute Leber nur selten: mögen Deine Schlachtthaten an Dir gesegnet werden; ich frühstücke seit drei Tagen daran. . . Die Arbeitslast wächst hier täglich. Heute von 8—11 Diplomatie, von 11—2½ verschiedene streitsüchtige Ministerkonferenzen, dann bis 4 Vortrag beim König, von ¼—¾ Galopp im Regen bis Hippodrom, um 5 zur Tafel, von 7 bis jetzt 10 Uhr Arbeit aller Art, aber gesund und guter Schlaf, starker Durst!"

Also auch bei den Kollegen im Ministerium fand er Widerstand. So konnte er sagen, daß ihn mißliche Verhältnisse überall umgaben. Kaum ein auswärtiger Staat war Preußen freundlich gesinnt, Deutschland blickte mit großer Abneigung nach Berlin, im Innern war das Land voll gefährlichen Zwistes, dessen Spitze sich völlig gegen Bismarck zu richten begann, und dennoch verlor dieser Mann „sein Ziel nie aus dem Auge", nämlich das Heil Preußens, die Befreiung seines heißgeliebten Vaterlandes von allen äußeren und inneren Fesseln, sowie die Erneuerung Deutschlands.

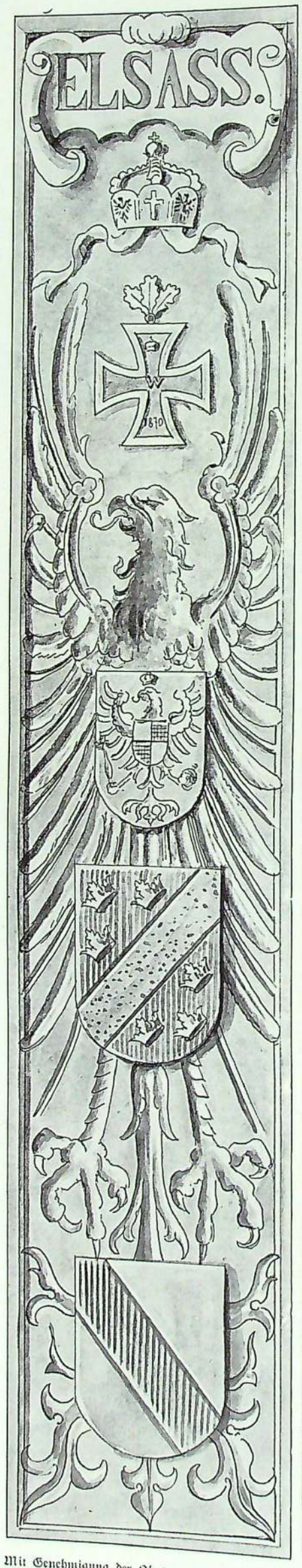
Während der Vertagung des Landtags schloß Bismarck ein Bündniß mit Rußland zum Schutze gegen den Aufruhr der Polen. Als der Landtag im Januar 1863 wieder zusammentrat, drückte er eine mächtige Empörung darüber aus. Nun trat alles mit offenem Haß gegen ihn auf und suchte seine Absetzung zu betreiben. Die Sitzungen waren zuweilen bei den Reden Bismarcks und Roons ungemein dramatisch erregt, doch dieses war das Ende aller erbitterten Redeschlachten, daß sie ohne Erfolg verliefen.

Da entfachte das fünfzigjährige Erinnerungsfest der Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1863 eine hohe nationale Begeisterung in Deutschland. Schützen- und Turnfeste wurden abgehalten und von Tausenden selige Verbrüderung geschlossen. Vier Wochen später, am 15. November, ereignete sich ein Vorfall, der diese Begeisterung in seiner Folge noch erhöhen sollte, denn an diesem Tage starb der König Friedrich VII. von Dänemark. Drei Tage danach unterzeichnete sein Nachfolger, König Christian aus dem Hause Glücksburg, unter dem Drucke des Pöbels ein verhängnißvolles Gesetz, das war die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Dänemark.

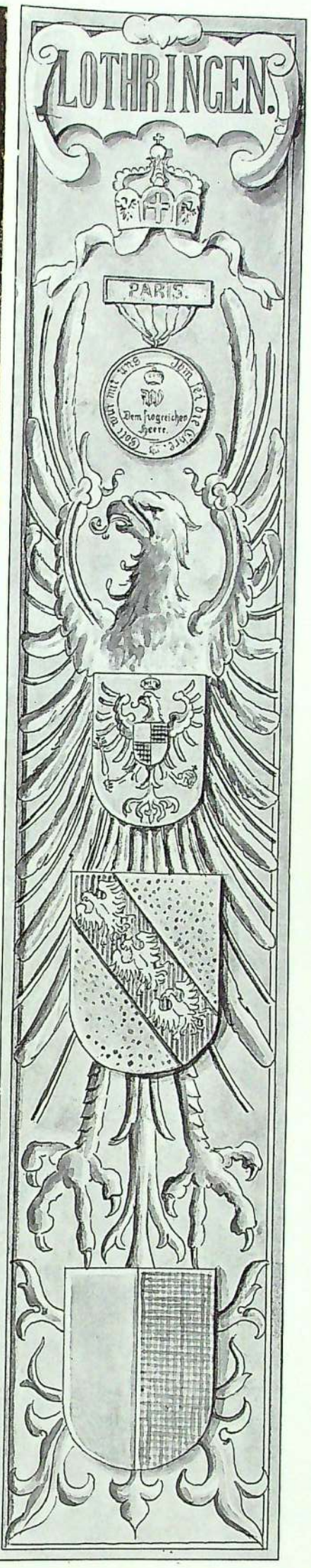


Bismarck als Ministerpräsident.

Die nationale Begeisterung in Deutschland ward dadurch zur Hochfluth, denn „den verrathenen Bruderstamm" an der Elbe wollte man um keinen Preis so vergewaltigen lassen.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



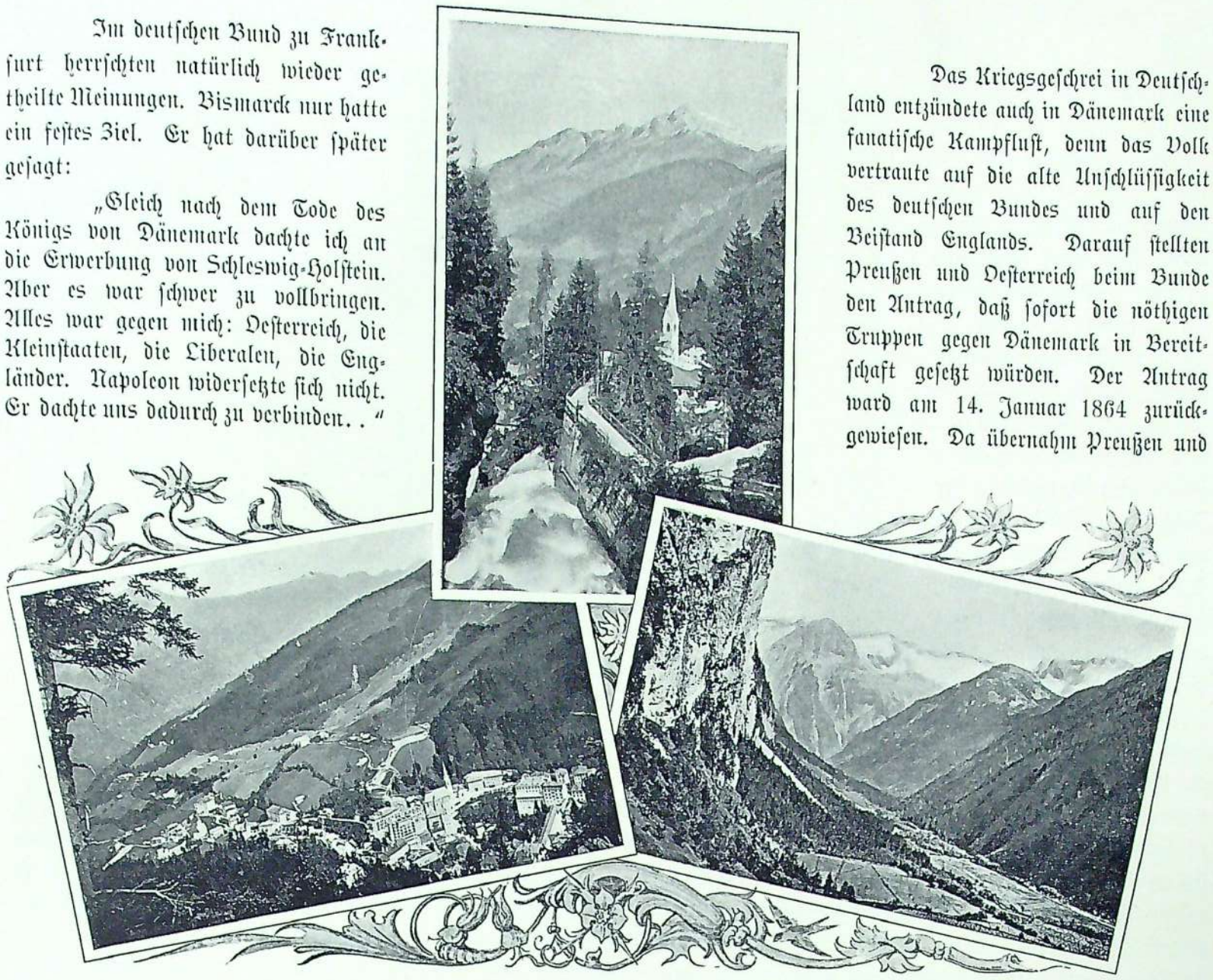
Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt. — Druck Julius Sittenfeld Berlin.

...arck in Versailles.

...h dem Gemälde von Carl Wagner.

Im deutschen Bund zu Frankfurt herrschten natürlich wieder getheilte Meinungen. Bismarck nur hatte ein festes Ziel. Er hat darüber später gesagt:

„Gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark dachte ich an die Erwerbung von Schleswig-Holstein. Aber es war schwer zu vollbringen. Alles war gegen mich: Oesterreich, die Kleinstaaten, die Liberalen, die Engländer. Napoleon widersetzte sich nicht. Er dachte uns dadurch zu verbinden. . "



Gastein.

Ansicht gegen Osten. Parthie von der Schreckbrücke. Das Kötschachthal.

(Nach Aufnahmen von Würthle und Sohn, Salzburg.)

Das Kriegsgeschrei in Deutschland entzündete auch in Dänemark eine fanatische Kampflust, denn das Volk vertraute auf die alte Unschlüssigkeit des deutschen Bundes und auf den Beistand Englands. Darauf stellten Preußen und Oesterreich beim Bunde den Antrag, daß sofort die nöthigen Truppen gegen Dänemark in Bereitschaft gesetzt würden. Der Antrag ward am 14. Januar 1864 zurückgewiesen. Da übernahm Preußen und Oesterreich selbstständig den Kampf. Allein jetzt zeigte sich erst die hohe Gefahr des Zerwürfnisses in Preußen, denn der Landtag verweigerte der Krone die Kriegsanleihe. Nun erklärte Bismarck, daß die Regierung dem Abgeordnetenhause gegenüber die Politik der freien Hand verfolgen werde.

Da die preußischen Finanzen in guter Ordnung waren, so sah sich die Regierung im Stande, den Krieg auch ohne die Zustimmung der Abgeordneten führen zu können. Und sie that es.

Der Verlauf des Krieges ist bekannt. Am 2. Februar erfolgte die Beschießung der Missunder Schanzen, am 6. Februar der Uebergang über die Schlei und die Räumung des Danewerks durch die Dänen. Während des Feldzuges erledigte Bismarck seine äußerst schwierige Aufgabe, die feindlich gestimmten Mächte hinzuhalten ohne ihnen irgend welchen Grund zur Einmischung zu geben, mit wahrer Meisterschaft.

Bismarck und Pauline Lucca, Ischl 1865.

Feldmarschall Wrangel aber hatte so wenig Verständniß für die Schachzüge der Diplomatie, daß er, als man in Berlin Bedenken zeigte, die Grenze von Jütland von der Armee überschreiten zu lassen, an den König telegraphirte: „daß diese Diplomaten, welche die schönsten Operationen störten, den Galgen verdienten". Am 5. März schrieb Bismarck an den Kriegsminister v. Roon: „Der schriftliche Text (Erlaubniß zum Ueberschreiten der Grenze) ist unterwegs . . . . . und dann kann das alte Kind (Wrangel) morgen, wenn Alles gut geht, telegraphisch ermächtigt werden, mit neuen Stiefeln ins Wasser zu patschen."

Nun erhielt das alte „Kind" freie Hand, der Feldzug nahm einen raschen

Fortgang. Bald behaupteten sich die Dänen nur in den Düppeler Schanzen und auf Alsen. Am 18. April aber wurden die Düppeler Schanzen durch die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl heldenhaft erstürmt, und am 29. Juni erfolgte die glorreiche Einnahme von Alsen, so daß, obwohl inzwischen von der Londoner Konferenz der Mächte eine Vermittelung versucht wurde, König Christian am 18. Juli Waffenstillstand schloß und am 30. Oktober im Wiener Frieden seine Rechte auf Schleswig-Holstein an Preußen und Oesterreich abtrat.

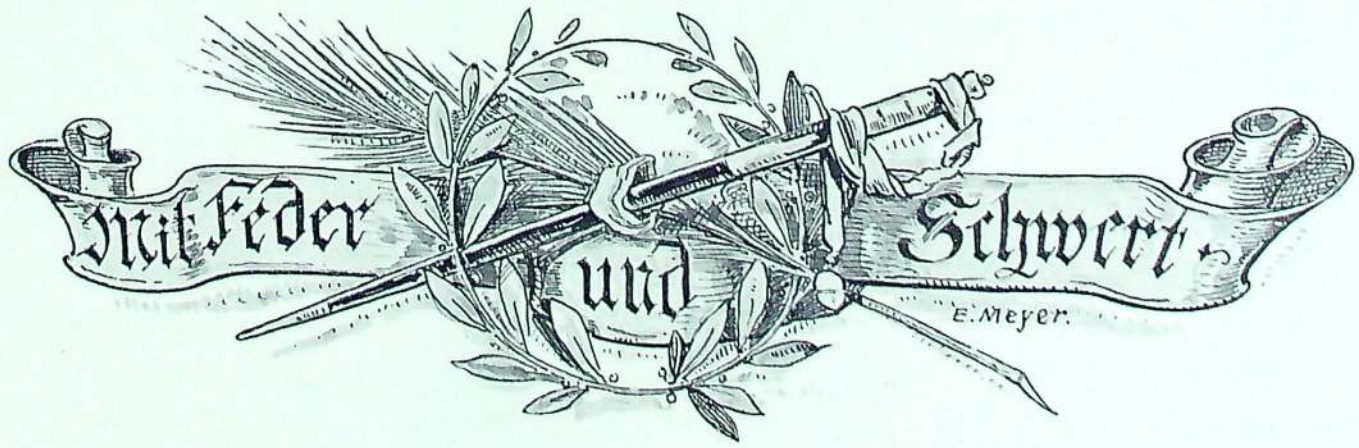
Bismarck mit der Gasteiner Brille.

Der Feldzug hatte die Unübertrefflichkeit der preußischen Armeeorganisation auf das Glänzendste bewiesen. Jetzt kannte der große Lenker der europäischen Politik die Härte und die Schärfe des Schwertes, das er mehr als einmal noch in die Wagschale des Schicksals werfen mußte.

Die Abgeordneten in Preußen aber grollten fort und bewilligten „keinen Groschen". Indessen theilten sich Preußen und Oesterreich in die Verwaltung der eroberten Herzogthümer.

Im Sommer 1864 begleitete Herr v. Bismarck seinen königlichen Herrn nach Karlsbad, Wien, Schönbrunn, Ischl und Gastein, und im nächsten Jahre wiederholte sich diese Reise. Während des zweiten Aufenthalts in Gastein fand die bekannte Konvention von Gastein statt (14. August 1865), über welche Bismarck an seine Gattin schrieb: „Nun, das hätte ich auch nicht geglaubt, daß ich einen österreichischen Diplomaten finden würde, der mir das unterzeichnete." Doch entstanden bald aus dem in dieser Konvention festgesetzten Kondominat Schleswig-Holsteins Mißverständnisse und Streitigkeiten, so daß Oesterreich sich ganz dem Bund anschloß und im Juni 1866 die Stände von Schleswig-Holstein berief. Dies wurde sofort vom Grafen Bismarck*) zu einem Vertragsbruch gestempelt, worauf preußische Truppen in Holstein einrückten, während die Oesterreicher sich aus den Herzogthümern zurückzogen. Die alte deutsche Eifersucht hatte gesiegt, die Thüren des Janustempels öffneten sich schon wieder. Bei allen diesen Vorgängen hatte Bismarck seine größten Feinde in den Deutschen selbst. Am 7. Mai 1866 war er sogar „Unter den Linden", gegenüber dem russischen Gesandtschaftshotel, von dem Meuchelmörder Ferdinand Cohen-Blind überfallen und angeschossen worden. Sein persönlicher Muth rettete ihn, er entwaffnete selbst den Verblendeten. Einige Offiziere und Mannschaften des zufällig durch die Linden marschirenden zweiten Garderegiments sprangen herbei, ergriffen den vermeintlichen Mörder und führten ihn ins Gefängniß. Der Graf ging ruhig weiter nach seiner Wohnung, als ob nichts vorgefallen wäre. Zur Erinnerung an diese Episode brachte das Musikkorps des zweiten Garderegiments dem Fürsten, so lange er in Berlin verweilte, jährlich am 7. Mai ein Morgenständchen.

*) Er war am 15. September 1865 in den erblichen Grafenstand erhoben worden.



Der Bruderkrieg.

Berlin sah am 12. Juni 1866 den österreichischen Gesandten, Grafen Karolyi scheiden, wodurch alle diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich abgebrochen wurden. Zwei Tage darauf wurde der österreichische Antrag, sämmtliche nichtpreußische Bundeskorps innerhalb vierzehn Tagen zu mobilisiren, vom Bunde angenommen, worauf Preußen aus dem Bunde austrat und seine Truppen schon am 16. Juni in Hannover, Sachsen und Kurhessen einrücken ließ, da diese Staaten wie ja der größte Theil Deutschlands Preußen, vorzüglich auf Betreiben des sächsischen Ministers Herrn v. Beust, welcher seit einiger Zeit ganz in das österreichische Fahrwasser gerathen war, ebenfalls den Krieg angesagt hatten. Die Reichsarmee, welcher sich die Badenser, „nur der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", angeschlossen hatte, versammelte sich am Main. Graf Bismarck verstand es, Italien auf Seite Preußens zu bringen, so daß letztere Macht am 21. Juni Oesterreich den Krieg erklärte und so die Konzentration sämmtlicher österreichischer Streitkräfte allein gegen Preußen verhinderte.*)

Am 22. und 23. Juni setzten sich die preußischen Armeen in Bewegung, die dritte Armee unter dem Kronprinzen gegen Böhmen, die erste und die Elbarmee unter dem Prinzen Friedrich Karl und Herwarth v. Bittenfeld gegen Süddeutschland. In der kurzen Zeit vom 26. bis 29. Juni siegten die Preußen bei Podol, Münchengrätz, Hühnerwasser, Gitschin, Trautenau, Nachod, Skalitz, Schweinschädel und Königinhof. Am 27. Juni erlitten die preußischen Waffen eine Niederlage bei Langensalza, doch erfolgte am 29. Juni die Kapitulation der hannöverschen Armee, worauf sämmtliche preußischen Streitkräfte in Böhmen zusammengezogen wurden. Am 3. Juli wurde die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz geliefert, in welcher die vereinigte österreichisch-sächsische Armee unter Benedek durch das rechtzeitige Eintreffen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf Olmütz und Wien zurückgeschlagen wurde. Auf dem Schlachtfelde befand sich der König, und an seiner Seite ritt Bismarck, der ihn einmal bitten mußte, sich den dicht neben ihm zerspringenden Granaten nicht zu sehr auszusetzen. Diesen Fall erwähnte er in einem Briefe, den er am 9. Juli von Hohenmauth an seine Gemahlin schrieb. Er sagte darin:

„Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor 19 Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Spiegel zeigte die Zukunft. . . . Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir [es sind gewisse Personen des Hauptquartiers damit gemeint] sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben. . . . . Unsere Leute sind zum Küssen, Jeder so todesmuthig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen Alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brod. . . . Der König exponirte sich am 3. allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit war, denn alle Mahnungen Anderer fruchteten nicht, und Niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich es mir beim letzten Male, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10 Kürassieren und 15 Pferden vom 6. Kürassier-Regiment neben uns sich blutend wälzte und die Granaten den Herrn in unan-

*) Am 8. April wurde zwischen Preußen und Italien ein geheimes Offensiv- und Defensivbündniß abgeschlossen, gültig für den Fall, daß binnen drei Monaten der Krieg mit Oesterreich zum Ausbruch käme.

Das alte Bundeskanzleramt in der Wilhelmstraße.

genehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glück nicht. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmirt für seine Truppen . . ."

Am 3. Juli kämpfte auch Philipp*), der Sohn von Bismarcks Bruder, mit und wurde am Kopfe leicht durch einen Lanzenstich verwundet. In derselben Schlacht hatte Bismarck Gelegenheit, seine Herzlichkeit gegen einen verwundeten Soldaten zu beweisen. Er selbst erzählte die kleine Geschichte so:

„Bei Königgrätz hatte ich nur noch eine einzige Cigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir augenblicklich selbst noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet. Ich sah einen armen verwundeten Dragoner. Hilflos lag er da, beide Arme waren ihm zerschmettert, und er wimmerte nach einer Erquickung; ich suchte in allen Taschen nach, fand aber nur Geld, und das nützte ihm nichts. Doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Cigarre, die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätte man sehen sollen! So köstlich hat mir noch keine Cigarre geschmeckt, als diese, die ich nicht rauchte!"

„Die Streitfrage ist — entscheiden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Oesterreich wiederzugewinnen." So äußerte sich nach der Schlacht der Graf, welcher am selben Tag vom Major zum Generalmajor befördert wurde.**) Die

Im Granatenfeuer von Königgrätz, am 3. Juli 1866.
(Zeichnung von Carl Sellmer.)

Nacht schlief er auf dem Straßenpflaster von Horschicz, da kein Quartier zu finden war. Am 10. Juli wurden die Bayern durch die Gefechte bei Kissingen und Hammelburg nach Schweinfurt zurückgeworfen. Am 14. erfolgte das Treffen bei Aschaffenburg und am 16. der Einzug der Preußen in Frankfurt am Main. In der letzten Woche von Juli kämpfte General v. Manteuffel gegen das 7. und 8. Bundesarmeekorps bei Tauberbischofsheim, Helmstadt, Roßbrunn und Würzburg. Der Vormarsch der Preußen nach München wurde nur durch das Bitten der gegnerischen Fürsten um Frieden verhindert.

Jetzt war Bismarck der Erfüllung seines großen Werkes, Preußen, und durch dieses Deutschland selbstständig zu machen, auf einmal nahe gekommen. „Die Welt stürzt ein!" rief der Kardinal Antonelli aus, als die Nachricht von dem Umschwung der Dinge im Vatikan zu Rom bekannt wurde. Es war allerdings eine Welt, die zu Grunde ging, eine Welt voll unsäglicher deutscher Eifersucht und Nebenbuhlerei, voll Haders und oft tödtlichen Hasses. Es war ein neues Deutschland, das Bismarck nun gründete. Denn auf seine Veranlassung trat Oesterreich im Frieden zu Nikolsburg***) in Mähren aus Deutschland aus und bildete einen selbstständigen Staat für sich. Das feindselige Hannover, dem König Wilhelm unerhörte Langmuth gezeigt hatte, sowie Hessen-Kassel, Hessen-Homburg, Nassau und Schleswig-Holstein-Lauenburg wurden Preußen einverleibt und Deutschland durch den Main in zwei große Hälften geschieden. Alle Staaten nördlich vom Main traten dem norddeutschen Bunde unter Preußens Führung bei. Mit den süddeutschen Staaten schloß Preußen Sonderfriedensschlüsse, es waren Schutz- und Trutzbündnisse. Alle der Einigkeit Deutschlands feindlichen Elemente mußten

*) Siehe Bildniß, Seite 210. — **) Sybel, V 203. — ***) Siehe Bild, Seite 297.

Bismarck als Landwehroffizier in 1866.
(Aufnahme von H. Schnäbeli in Berlin.)

Graf v. Beust, 1809—1882.

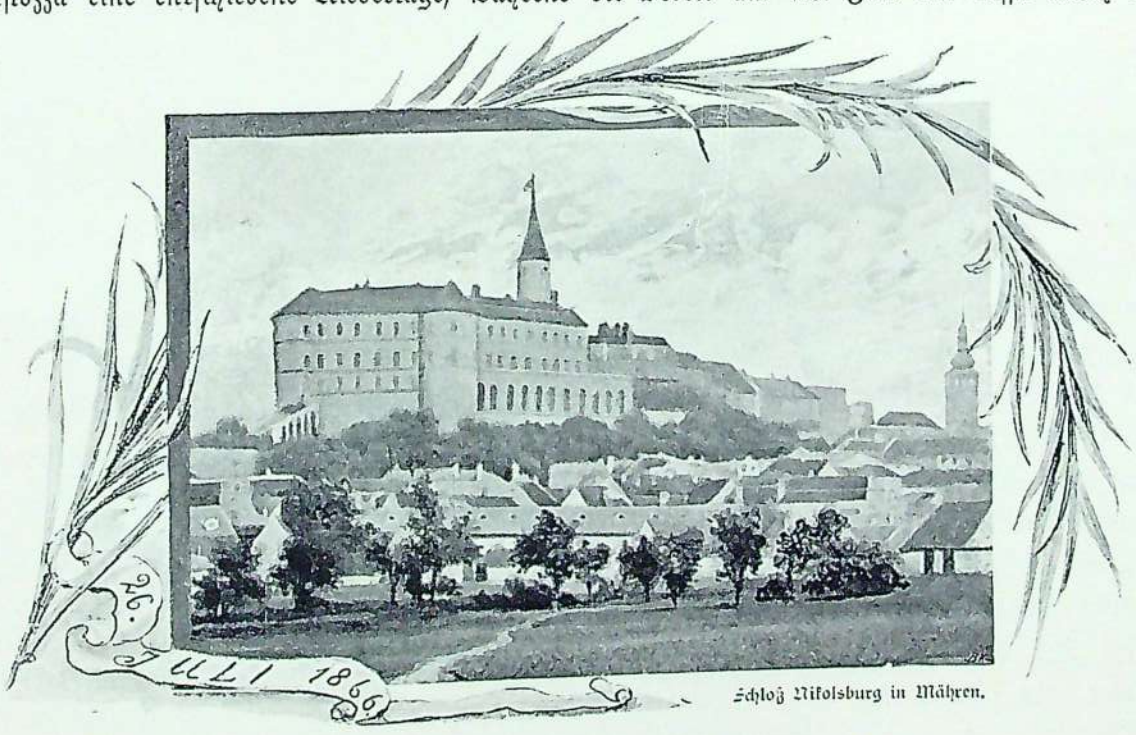
weichen, darunter auch v. Beust, der jedoch dabei Glück hatte, denn der Kaiser von Oesterreich berief ihn zum Ministerpräsidenten und erhob ihn später in den Grafenstand. Das waren beispiellose Triumphe Bismarcks, der bisher „zu den bestgehaßten Männern" Deutschlands gehört hatte. Als sei ein seit Langem drohendes Gewitter, dessen erstickende Luft jedes frische Athmen hinderte, zerstreut worden, so hob sich in hoher Freude jedes Preußen Brust, und die, welche es in Deutschland mit ihrem großen Vaterlande ehrlich meinten, hatten dieselben Empfindungen. Mit einem Schlage war der verfehmte „abenteuerliche Großmachtpolitiker, der hohle Renommist" zu dem gefeiertsten Manne nicht bloß Preußens, sondern Deutschlands geworden. Ja, die ganze Welt blickte mit Bewunderung auf den preußischen Staat und seine Leiter König Wilhelm und Bismarck, welche in beispielloser Einigkeit und Treue mit einander Hand in Hand gingen.

Ehe aber nach Bismarcks Absichten der Frieden geschlossen und die deutschen Verhältnisse geordnet waren, hatte er harte Kämpfe zu bestehen gegen verschiedene Männer in der Umgebung des Königs, die in der Siegesfreude zu viel verlangten. Dies erkennt man noch aus dem Briefe, den er am 3. August von Prag an seine Gemahlin schrieb:

„Morgen denken wir in Berlin zu sein. Großer Zwist über die Thronrede. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit dem Frieden wird man bald fertig, aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt."

Mit unerhörtem Jubel wurde am 4. August König Wilhelm mit seinen Paladinen, unter ihnen Bismarck, in Berlin empfangen. Bewegt sagte Bismarck zu einem ihn begrüßenden General: „Wir sind rascher wiedergekommen, als wir dachten." — „Der einzige Rechenfehler, den Sie gemacht haben, Excellenz!" war die Antwort.

Italien konnte sich in 1866 der glänzenden Siege Preußens nicht rühmen, das italienische Heer erlitt vielmehr am 24. Juni bei Custozza eine entschiedene Niederlage, während die Flotte am 20. Juli bei Lissa durch das österreichische Geschwader unter Tegetthoff geschlagen wurde. Trotzdem aber erhielt Italien im Wiener Frieden Venetien, den eigentlichen Preis des Kampfes. Dieses Glück verdankte Italien selbstredend in allererster Linie dem Bündnisse mit Preußen, welches dafür sorgte, daß sein Verbündeter die Früchte des Sieges theilte. König Viktor Emanuel und sein Volk wußten dies wohl und waren mit Dankbarkeit gegen den Urheber der preußisch-italienischen Allianz, Grafen v. Bismarck, erfüllt.



Schloß Nikolsburg in Mähren.

Im Sonnenschein des Friedens.

Als der Krieg von 1866 ausbrach, war der Landtag soeben aufgelöst worden, und unter dem Eindrucke der Siegesnachrichten aus Böhmen wurden die Wahlen zu einem neuen abgehalten. Sie ergaben einen glänzenden Sieg für die Regierung. Bismarcks Bestreben war nun, das Land mit der Regierung zu versöhnen durch den Antrag einer Indemnität, einer ferneren Verantwortungslosigkeit für das bisherige selbstständige Vorgehen der Regierung seit 1862. Davon wollten jedoch seine Ministerkollegen nichts wissen, und selbst der König war einer derartigen „Abbitte“ abgeneigt. Bismarck sagte nachmals darüber:

„Die Indemnität durchzusetzen war sehr schwierig. Die anderen Minister wollten nicht, der König sah darin eine Gefahr für seine Ehre. Er wollte nicht „Abbitte thun“ vor der Kammer. Ich habe oft ansetzen und alles anstrengen müssen, um ihm begreiflich zu machen, daß hier Indemnität nichts anderes heiße, als: Hätten die Kammern alles gekannt, sie hätten von unserem Standpunkt aus auch nicht anders gehandelt als wir.“

Nach längerem Zaudern überwand sich der König und willigte darein, daß der Hinweis auf die Indemnität in die Thronrede, welche am 5. August den neuen Landtag einleitete, aufgenommen wurde. Der Jubel im Lande war groß, und gerade diese Stelle tilgte noch manchen Rest von Groll in den Herzen der Preußen. Nun erst war man beruhigt, nun erst fürchtete man nicht mehr einen Umsturz der Verfassung, die Sonne des Friedens strahlte reines Glück, reine Freude aus.

Am 3. September wurde der Indemnitätsantrag mit großer Mehrheit vom Landtage angenommen, die Streitaxt begraben und gemeinsames Handeln mit der Regierung beschlossen.

Frankreich hatte während des Krieges im Trüben fischen wollen. Es wollte Preußen beistehen für den Fall, daß es selbst fast das linke Rheinufer erhielt. Preußen war dann freigestellt, sich in Deutschland nach Gefallen zu entschädigen. Bismarck hatte die diesbezüglichen Vorschläge Benedettis, des französischen Gesandten, zuerst geschickt hingehalten und dann nach den Erfolgen der Armee entschieden zurückgewiesen*). Jetzt machte er den süddeutschen Regierungen vertrauliche Mittheilungen darüber. Das Erstaunen über das französische Verhalten und die Freude über Bismarcks Energie war groß. „Nun erst erkenne ich, daß in Ihrer Brust ein deutsches Herz schlägt, so gut wie in der meinigen“, rief ihm der bayerische Minister v. d. Pfordten zu. Jetzt gewann Bismarcks Politik auch die Süddeutschen zu Freunden, und Deutschland konnte einer schönen Zukunft entgegensehen.

Graf Bismarck begab sich nun daran, das neu errichtete Haus wohnlich auszubauen, jedoch immer dabei auf der Hut, daß er von dem lauernden Einbruch über den Rhein her nicht überrascht wurde. Denn die Ablehnung der Vorschläge, welche Deutschlands Schädigung auf Kosten Frankreichs bezweckt hatten, konnte man in Paris nie vergeben. Der listige Kaiser Napoleon III. war von Bismarck hinter das Licht geführt worden, das war nicht zu ertragen, deshalb begann nach und nach das Geschrei: „Rache für Sadowa!“ Nach diesem Orte benannten die Franzosen die Schlacht bei Königgrätz.

Ein Bild Bismarcks aus dem Jahre 1866.

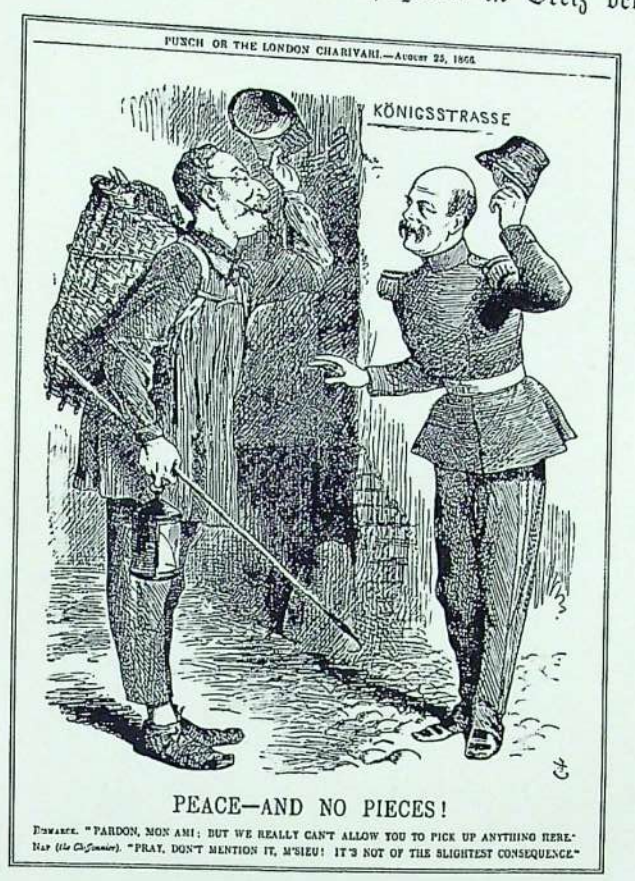
Nunmehr konnte Graf Bismarck freier zum Heile des Vaterlandes über reiche Mittel verfügen, denn das Abgeordnetenhaus bewilligte der Regierung, nachdem es alle ihre Handlungen während der Konfliktszeit gutgeheißen hatte, sogleich einen Kredit von 60 Millionen Thalern, um, wenn es nöthig würde, die Errungen-

*) Siehe Karikatur, Seite 299.

schaften ferner mit dem Schwert zu schützen. Aus den verbissenen, aber ehrlichen Gegnern waren nun treue Anhänger der Regierung geworden. Berlin besonders konnte sich nicht genug thun, die Helden des Krieges und der Politik zu feiern. Es bereitete den heimkehrenden Truppen am 20. September einen großartigen Einzug, und an der Spitze der Soldaten ritt, von allen bejubelt, König Wilhelm, und ihm voran das Dreigestirn, welches Preußen durch Wort und Schwert groß gemacht hatte, Bismarck, Moltke, Roon, Ersterer in der Uniform eines Generalmajors, die er jetzt zum ersten Mal trug. Sein dankbarer Monarch überhäufte ihn mit Ehren, denn auch in vieler anderer Hinsicht zeichnete er Bismarck aus.

Von den der Regierung zur Verfügung gestellten Geldern bestimmte der König anderthalb Millionen Thaler als Anerkennung für seine Paladine; von diesen erhielt Graf Bismarck 400 000 Thaler, die er zum Ankauf des Gutes Varzin in Pommern verwendete.

In die Neuordnung der Dinge in Deutschland hatte sich allein die Regentin Karoline des 316 Quadratkilometer großen Fürstenthums Reuß-Greiz nicht fügen wollen, sie verweigerte den Beitritt in den neuen Bund. Erst nach einiger Nöthigung durch Einquartirung von ein paar preußischen Kompagnien in Greiz verstand sie sich dazu, 100 000 Thaler Strafe zu zahlen und sich dem norddeutschen Bunde anzuschließen.



Karikatur des „Punch".

Frieden — aber nichts zu theilen!

Bismarck: „Um Verzeihung, mein Freund, aber hier ist nichts zu holen!"
Napoleon (der Lumpensammler): „Oh bitte sehr! Es hat nichts zu sagen."

Der Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen dagegen dankte ab und überließ seinem Sohne Georg den Beitritt zu dem von ihm gemißbilligten Bunde.

Nachdem dies alles geregelt war, wurde am 24. Februar 1867 der erste norddeutsche Reichstag im Thronsaal des königlichen Schlosses*) zu Berlin feierlich eröffnet. Er war zusammengesetzt nach den Ideen der Frankfurter Verfassung vom Jahre 1848 und den Bundesreformplänen Preußens vom Jahre 1866, er bestand nämlich aus dreihundert Abgeordneten, die von den verschiedenen Bundesstaaten auf drei Jahre gewählt worden waren. Graf Bismarck sah selbst dieses Wahlsystem als das beste an. Nun konnte die Berathung der Bundesverfassung beginnen. Die gesetzgebende Macht sollte aus zwei Körperschaften bestehen, dem Reichstag und dem Bundesrath. Der König Wilhelm besaß die vollziehende Gewalt des Bundes und führte den Oberbefehl über die nach preußischem Muster organisirte Bundesarmee. Ihm wurde die Entscheidung über Krieg und Frieden anheimgestellt. Die Verwaltungskosten sollten von jedem Staate im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl aufgebracht werden. Der Schwerpunkt der gesetzgebenden Gewalt lag beim Bundesrath, und davon kam dem König von Preußen ein Drittel zu.

Die nationalliberale Partei war es vor allem, welcher das Zustandekommen der Bundesverfassung zu verdanken war, denn sie war von der heiligen Freude am meisten erfüllt, daß nur so der heiße Wunsch aller dahingeschiedenen und noch lebenden Vaterlandsfreunde, betreffend die Einheit Deutschlands, seiner Erfüllung nahe komme. Natürlich fehlten auch diesmal die parlamentarischen Doktrinäre nicht, welche in großen Redeschlachten glänzten, so daß Bismark einmal, um rascher vorwärts zu kommen, dazwischen rief: „Heben wir Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon können."

Es fehlte nicht an Angriffen von Seiten der hannöverschen oder vielmehr Welfenpartei. Am 11. März war der frühere Minister von Hannover, Herr von Münchhausen, mit weit mehr Leidenschaft als Geschick gegen Preußen aufgetreten, weshalb sich Graf Bismarck genöthigt sah, ihm zu erwidern:

„Es hat uns widerstrebt, gegen diesen befreundeten und benachbarten Stamm (der Hannoveraner), der mit uns denselben Dialekt spricht, in dessen Adern unser Blut fließt, den Degen zu ziehen ... Sie waren vollständig gewarnt, hatten aber Vertrauen auf 800,000 Mann österreichischer Truppen ... Man hat Krieg gewollt mit offenen Augen. Man war entschlossen, preußische Provinzen zu nehmen, wenn man gesiegt hätte. Daher hat man kein Recht, sich nachher zu wundern, daß der Krieg die ernsten Folgen hatte, die er nun gehabt hat, und nun uns gegenüber einen Ton der Klage über diese Folgen anzuschlagen ... Ich rathe auf das Dringendste Ihnen und Ihren Freunden ab, daß Sie uns herausfordern! Sie werden einer Energie begegnen, der sie nicht gewachsen sind."

*) Siehe Bild, Seite 270.

Adresse der badischen Städte.
(Aus dem Bismarck-Museum zu Schönhausen.)

Diese Sprache war um so nöthiger, als von Hietzing bei Wien aus, wo der entthronte König Georg von Hannover lebte, sehr lebhaft geheime Umtriebe gegen Preußen im Gange waren, so daß der blinde Exmonarch von thörichten Rathgebern bestimmt wurde, sein Geld zur Errichtung einer Welfenlegion, die im Falle eines Krieges gegen Preußen bereit sei, herzugeben. Diese und ähnliche Feindseligkeiten erhielten die Unzufriedenheit einer welfischen Partei der jetzigen preußischen Provinz Hannover lebendig. Der größte Theil der Hannoveraner war dagegen mit den neuen Verhältnissen zufrieden, und um diese nicht erschüttern zu lassen, mußte Bismarck sehr deutlich werden.

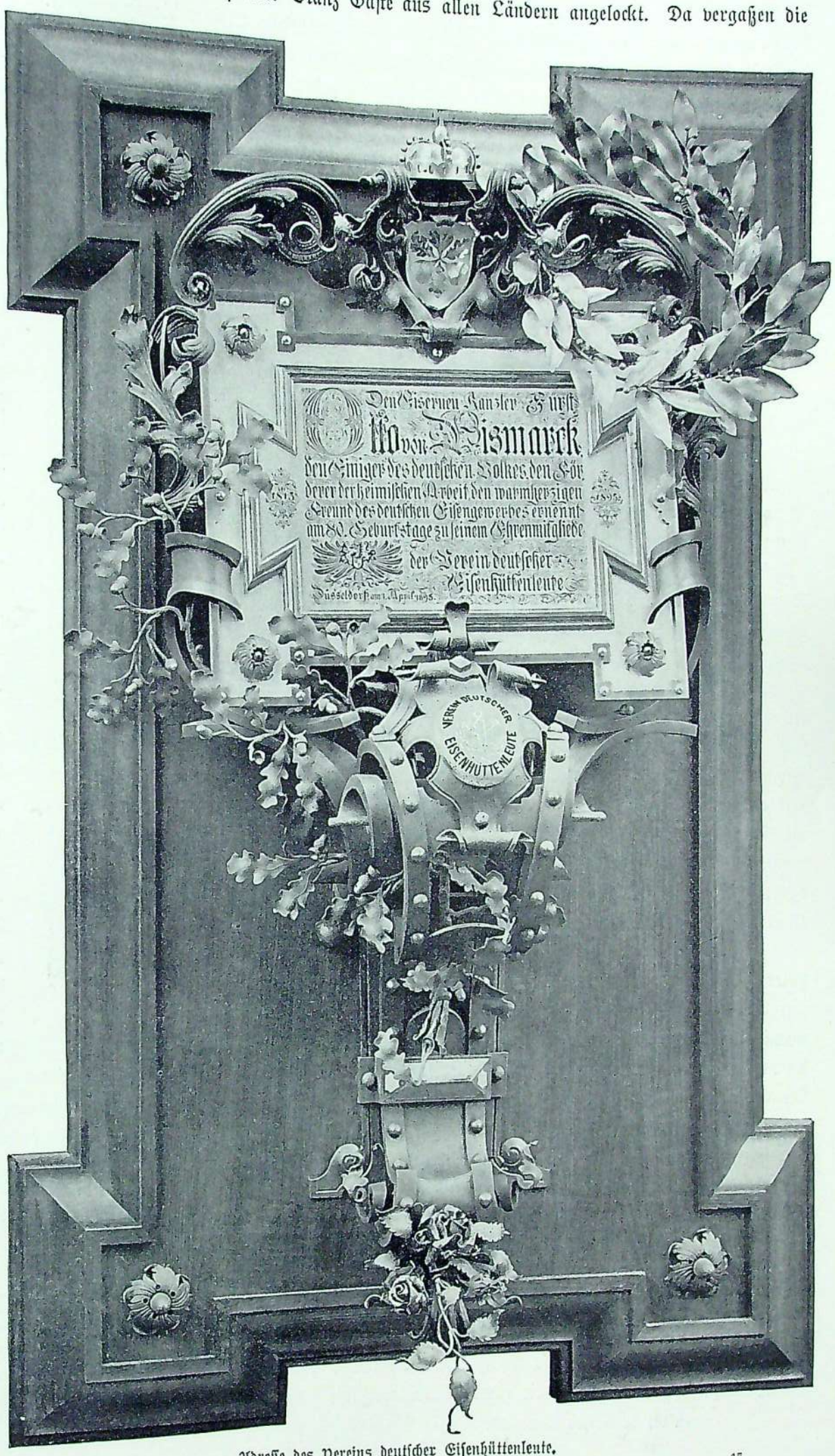
Im Grunde aber konnte schon im März den norddeutschen Bund nichts mehr unterwühlen, und der Graf hatte Recht, wenn er sagte: „Was die Machtfrage betrifft, so halte ich die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland jedem Angriffe gegenüber in allen Fragen, wo es sich um die Sicherheit des deutschen Bodens handelt, für definitiv gesichert.“

Für dieses Werk feierte man Bismarck, welcher Kanzler des norddeutschen Bundes geworden war, in Liedern, so weit die deutsche Zunge klang.

Um diese Zeit war in Paris eine Weltausstellung eröffnet worden, und da Preußen in der Luxemburger Frage Frankreich entgegengekommen war und in Folge dessen dort eine mildere Stimmung gegen die preußische Regierung herrschte, so fühlte sich Napoleon bewogen, König Wilhelm wie auch den Kaiser von Rußland zu dem glänzenden Schauspiel einzuladen. König Wilhelm sagte zu und

stand keinen Augenblick an, neben dem Kronprinzen und anderen auch Bismarck und Moltke mitzunehmen. Am 5. Juni traf er in Paris ein. Die Seineresidenz schwamm schon in Wonne, denn seit wenigen Tagen war der Kaiser von Rußland ebenfalls hier angelangt, und außerdem hatte der entfaltete Glanz Gäste aus allen Ländern angelockt. Da vergaßen die Franzosen ihr Revanchegeschrei, feierte ihr Ruhm doch augenblicklich die größten Triumphe. Großmüthig wurde in den Zeitungen dazu aufgefordert, auch den preußischen hohen Herrschaften den gleichen Empfang zu bereiten als den russischen und ihnen den Genuß nicht durch Rachegedanken für Sadowa zu vergällen. „Kommt ein Fremder an unseren Heerd, so vergessen wir, daß er noch vor Kurzem unser Gegner war, und wir wollen nicht daran denken, daß er es morgen wieder sein kann."

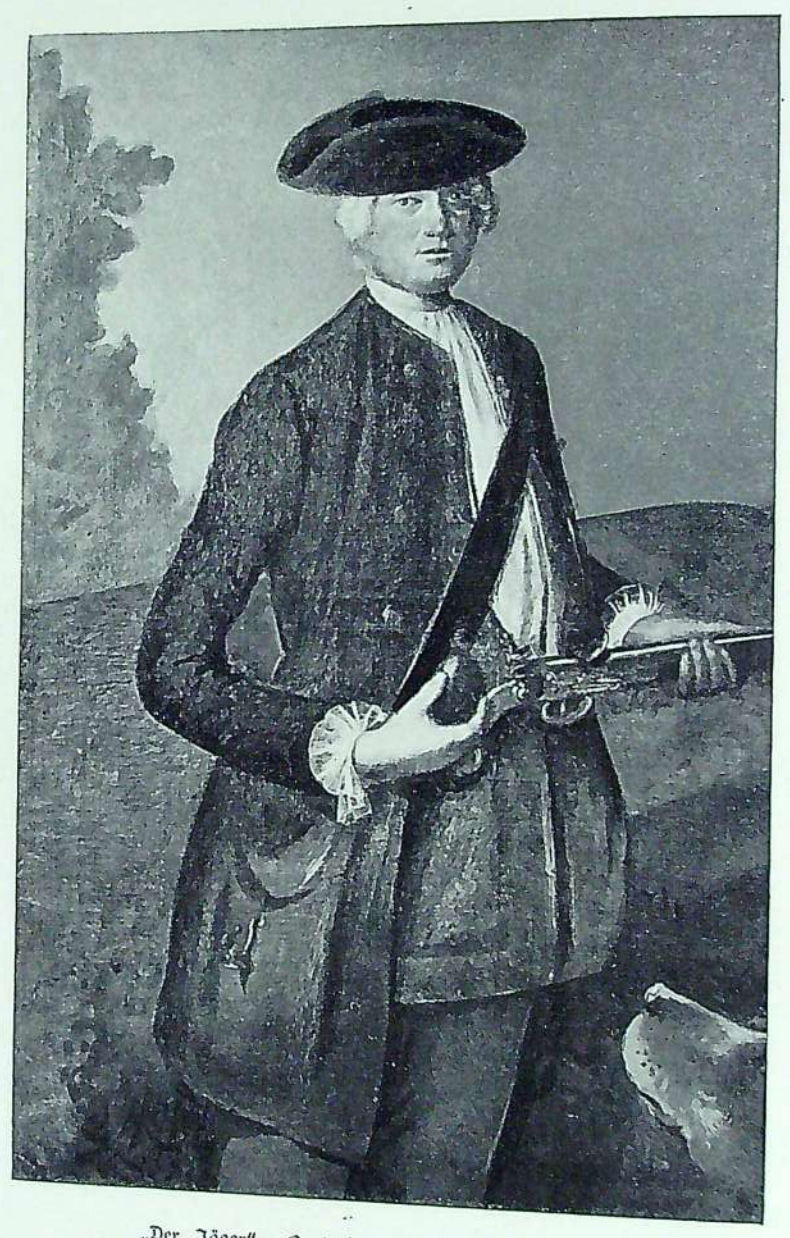
Es folgten Bankette, Truppenparaden und andere prunkvolle Veranstaltungen in bunter Reihe. Die Monarchen umarmten sich vor allem Volk, und Paris lebte wieder einmal im stolzen Glauben, auf viele Jahre hin der Welt den größten Friedensdienst geleistet zu haben. Bismarck aber traute diesem Frieden nicht, er dachte an den Ehrgeiz und an die Wetterwendigkeit dieses ihn bejubelnden Volkes, und Moltke ließ sich durch das militärische Schaugepränge nicht täuschen, er sah auf den ersten Blick, daß diese Soldaten nicht auf der Höhe der Disziplin standen. Das waren die Tage,



Adresse des Vereins deutscher Eisenhüttenleute.
Aus dem Bismarck-Museum zu Schönhausen.

wo Napoleon noch einmal auf der Höhe seines Ansehens stand. Umgeben von großen, gefeierten Monarchen und ihren berühmten Paladinen, im Sonnenschein glanzvoller Friedensveranstaltungen sah er selbst die Blicke der ewig Unzufriedenen in seinem Volk froh aufleuchten, die seine Regierung in den letzten Jahren immer bitterer befeindet und dadurch seinen Thron unterminirt hatten. Und seine schöne Gemahlin Eugenie erhöhte die Herrlichkeit dieser Tage, denn sie erntete als Kaiserin sowohl, wie als erste Beherrscherin der Mode und des Geschmacks unumschränkte Bewunderung.

Eine schlimme Mahnung aber trat bald nach der Abreise der fürstlichen Herrschaften an das kaiserliche Paar heran, denn noch in demselben Monat traf aus Mexiko die Nachricht ein, daß Maximilian, der Kaiser von Napoleons Gnaden, von den Aufrührern erschossen worden war. Napoleon hatte den von ihm eingesetzten und eine Zeitlang vertheidigten Fürsten im Stich gelassen. Ganz Europa war entrüstet über diese Treulosigkeit und wurde es noch mehr, als die Trauerkunde kam, daß die Gemahlin des todten Kaisers Maximilian über dem Schicksal desselben wahnsinnig geworden war. In Folge dessen wuchs in Frankreich die Abneigung gegen Napoleon von Neuem, und es war nöthig, daß er diese Verstimmung abzuleiten suchte. Bald tauchten die Kriegsgerüchte, welche vor einigen Monaten bei der Luxemburger Frage bereits sehr laut geworden waren, wieder auf, und heller ertönte der Ruf: „Rache für Sadowa!“ Napoleon sah sich nach Bundesgenossen um, und einen davon suchte er in Oesterreich. Hier war Graf Beust, der ehemalige Minister Sachsens, der unversöhnliche Feind Preußens und Bismarck's, dessen Ruhm ihn bitter kränkte, Leiter der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Sein Freund, der österreichische Gesandte Fürst Metternich*), spielte den Vermittler zwischen ihm und Napoleon und erhielt ihn treulich auf dem Laufenden in Allem, was in Paris Feindliches gegen



„Der Jäger“. Portrait eines Ahnen des Fürsten.
(Nach dem Original-Gemälde in Friedrichsruh.)

kalen Rathgeber Napoleons und die Kaiserin Eugenie waren jedoch dagegen und so kam kein Einverständniß zusammen. Die Dokumente über die Vorbereitungen sind aber vorhanden, ja Napoleon konnte danach glauben, daß im Fall eines Krieges, den Frankreich gegen Preußen führte, Oesterreich und Italien dennoch auf seiner Seite stehen würden.

Frankreich und Oesterreich suchten einen Anhaltepunkt für ihr Auftreten gegen Preußen in dessen Verhalten zu dem 1866 geschlossenen Prager Frieden. Preußen hatte darin versprochen, die süddeutschen Staaten zu keinem Bündnisse mit ihm zu nöthigen. Aber einem von diesen Staaten freiwillig ausgehenden Antrage auf engere Verbindung mit dem norddeutschen Bunde stand nichts entgegen. Deshalb hatte Bismarck mit den Vertretern der süddeutschen Staaten einen Vertrag unterzeichnet, wonach ein gemeinsames deutsches Parlament für die Handels- und Zollangelegenheiten von ganz Deutschland errichtet werden sollte. Den im norddeutschen Reichstag sitzenden Abgeordneten sollten aus allen Staaten Süddeutschlands Deputirte beigesellt werden, lediglich zu dem Zwecke der Berathung gemeinsamer Handelsangelegenheiten.

Dagegen konnte um so weniger Jemand etwas haben, als ausdrücklich in dem Prager Frieden stand: „Der Kaiser von Oesterreich erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich der Mainlinie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein

*) Sohn des berühmten Metternich.

Preußen ersonnen wurde. Er berichtete ihm von den geheimen Unterhandlungen über ein Bündniß zwischen Napoleon und Viktor Emanuel von Italien, und daß Letzterer bereit sei, sofort 60 000 Mann zu stellen und 40 000 nach einigen Wochen. Bald kam es auch zwischen Wien und Paris zu einem Vertragsentwurf, wonach ein Bund zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien geschlossen werden sollte zum Zwecke von Feindseligkeiten gegen Preußen.

Im Falle eines Krieges sollten die Italiener über die österreichische Grenze nach Bayern eindringen und München wegnehmen, die Oesterreicher aber sich in Böhmen aufstellen und von dort den Italienern die Hand reichen. Allein Italien verlangte dafür den Abzug der französischen Truppen aus Rom, und Oesterreich befürwortete diese Bedingung. Die kleri-

zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird." In keinem Falle konnte die „unabhängige Existenz" der Südstaaten durch einen Zollverein mit Norddeutschland aufgehoben werden. Sie verpflichteten sich ja erstlich freiwillig und zweitens zu nichts weiter als zur gegenseitigen Hebung der Handelsinteressen. Allein wenn man Gründe zu Feindseligkeiten sucht, so sind sie billig zu haben wie Brombeeren. Wir müssen gerade auf dieses Vorgehen Frankreichs sehr achten, denn als nun wirklich 1870 der Krieg ausbrach, wollte es daran vollständig unschuldig sein und behauptete, niemals auf Krieg gesonnen zu haben. Was Bismarck thun konnte, um in Frankreich das Gefühl einer Verletzung oder Benachtheiligung zu verhüten, that er, und gerade in der Frage der engeren Verbindung von Nord- und Süddeutschland war er sehr vorsichtig. Das aber stand ja fest, daß mit der Einrichtung eines Zollparlaments ein großer Schritt zur deutschen Einheit gethan war. Da sie jedoch noch immer ein Zukunftsgebilde blieb und der Prager Vertrag nicht übertreten wurde, so lag kein Grund vor, der die feindseligen Umtriebe Frankreichs rechtfertigte.

Wie sehr die süddeutschen Regierungen in der Annäherung an Norddeutschland nach freien Entschließungen handelten, beweist gerade die heftige Opposition, die ihnen im eigenen Lande gemacht wurde. In Württemberg besonders erhob sich ein wilder Sturm über die Annäherung. Die Volkspartei und die Schutzzöllner waren wüthend gegen den echt deutsch gesinnten Minister Varnbüler, welcher sie befürwortete. Sie nannten ihn eine politische Wetterfahne, einen Vaterlandsverräther, der Württemberg in das tiefste Verderben stürze und zum Vasallenstaat Preußens mache. Der Abgeordnete Moritz Mohl schrieb ein Buch „Mahnruf vor den äußersten Gefahren", das reißend abging. Wie verblendet, rief Mohl, muß ein Süddeutscher sein, wie arm an Herz für sein biederes Volk, für sein schönes Vaterland, um es einzutauschen für die Oberherrschaft des preußischen Volkes, das dem unseren im tiefsten Herzen antipathisch ist. Die Preußen seien Halbbarbaren und verstünden das auf freierer Grundlage beruhende, rein deutsche Wesen der Süddeutschen nicht. Alles in Schwaben sei gut und schön, die Natur entzückend, der Boden ergiebig, das Volk frei, das Recht gesichert, die Bildung unübertrefflich, wie die hier geborenen Geistesheroen Wieland, Schiller, Uhland, Auerbach bewiesen. In der norddeutschen Ebene finde man nur armseligen, sandigen Boden, vertheilt unter hochmüthige Junker, Schaaren von Tagelöhnern, denen die Dürftigkeit aus dem Gesicht schaue. Aber das sei bei einem Staate nicht anders zu erwarten, der ewig auf Eroberungen denke, nur durch Blut und Eisen herrsche, das Volk erdrücke durch Steuerlasten, dessen Heer geplagt werde durch adlige Offiziere und dessen Kreise unter der Willkür adliger Landräthe stünden.

Ein Ahnherr des Fürsten.
(Nach dem Original-Gemälde in Friedrichsruh.)

In diesem Tone ging es durch das ganze Buch, und viele Tausende glaubten diese Schilderung Preußens aufs Wort. Aber niemand hat größere Vorurtheile gegen einzelne Theile seines großen Vaterlandes als der Deutsche, und ist der Fremde schon längst von ihnen zurückgekommen, so wärmt der Eingeborene sie immer wieder auf oder glaubt fest an sie trotz aller besseren Belehrung. Pamphlete und Gedichte ganz anderer Art kamen freilich auch aus Süddeutschland. Diese enthielten Vergessenheit des letzten Bruderkampfes und aufrichtige Begeisterung für Bismarck, als den Einiger Deutschlands und den Retter deutscher Ehre. Der Gerechtigkeit halber wollen wir einen, wenn auch nur kurzen „Gruß vom Tegernsee" hier abdrucken. Er wurde in demselben Monat 1868 der Kreuzzeitung übersandt und lautete:

„Graf Bismarck, i grüaß Di
Von der Alma hoch drob'n,
Un mit Deutschland wird's richti,
Bal ma Di no lang hob'n.

Desweg'n wünsch i Dir a gnati G'sundheit
Un allweil frisch Bluat,
Weils sonst mit der deutschen Einheit,
Gar koaner moant guat.

Un weil Du so a Schneid hast,
Thu i Di so verehrn,
Daß Du Dir nix gefallen laßt
Un thust an Uebermuth wehrn.

D' Franzosen derf'n komma,
Mer forchtens nit mehr.
Unser Bismarck soll leben!
Der rett' unsere Ehr.

Varzin.

Bei dem Städtchen Schlawe liegt das Dorf Varzin, in dessen Nähe nichts einförmig und öde ist. Reich mit Nadelholz und Laubwald geschmückte Berge steigen in schönen Wellenlinien bis zu 250 Meter empor und gewähren entzückende Aussichten auf wohlangebaute Thäler, liebliche Seen und einladende Dörfer. Die Aufrichtigkeit aber und der Humor der Bewohner, allerdings dem Fremden sich nicht sofort zeigend, machen diese Gegend sehr anheimelnd.

Das in dem Dorfe Varzin liegende Rittergut hat Graf Bismarck im April 1867 gekauft, und darum hat es hier für uns besonderes Interesse. Von einem der Berge, welcher der „schiefe" heißt, hat man eine besonders günstige und angenehme Aussicht auf den Ort. In dem lieblichen Thale, welches man hier überblickt, liegt Varzin mit dem hell schimmernden Schlosse und dem bergaufsteigenden großen Parke überraschend schön. An die Besitzung schließen sich Bauernhäuser an, gleichfalls eine Anhöhe hinaufsteigend. Den Eingang zum Dorfe bilden die Gutsgebäude und die Wohnung des Oberförsters, dessen sechs Unterförster meist in des Grafen ausgedehnten Waldungen wohnen.

Ueber die weißen Häuser des Dorfes sieht man Linden, Pappeln und Kastanien ihre grünen Zweige ausbreiten.

Diesen Landsitz gewann Bismarck bald sehr lieb, so daß er ihn jedem anderen vorzog und alljährlich hier verweilte. Bis zu seiner Zeit hätte den Ort der Geograph vergeblich auf der Karte gesucht, doch seitdem ward er weltberühmt und ein Geburtsort der wichtigsten Beschlüsse.

Die Besitzung des Fürsten ist später mehr als 36 000 Morgen groß geworden und umfaßte außer Varzin die Dörfer Selitz, Wussow, Curow, Misdow, Chomitz, Charlottenthal und Wendisch-Puddiger. Es gehörte zu ihr ein mächtiges Waldgebiet, das prachtvolle Buchen-, Kiefern- und Eichenhallen enthielt. Zwischen ihnen erstreckten sich anfangs unfruchtbare Landflächen, aber der Gutsherr machte sie ertragsfähig oder verwandelte sie in Forellen- und Karpfenteiche.

Mitten im Walde liegt in sumpfiger Niederung der Varziner See, reich mit Schilf umgeben und bedeckt mit Wasserrosen. Eine halbe Stunde von Varzin entfernt trifft man auf ein rasch dahineilendes Flüßchen, die Wipper. Hier legte Bismarck in kurzer Zeit Fabriken an, welche Holz zu Papier und Pappe verarbeiten. Hochbepackte Wagen bringen täglich die abgehauenen Stämme aus den Forsten. Diese Mühlen, die Camp-, die Fuchs- und die Hammermühle genannt, haben eine reizende Lage, am meisten die letzte. Durchschreitet man das Thal, so meint man, in die industriereiche

Das Dorf Varzin während der Huldigung der Posener, 1894.

Gegend am Rhein oder in Westfalen versetzt zu sein, so rauscht es von Wasser in den sich drehenden großen Rädern, so hastet die Dampfschneidemühle und klappern die mit großen Ballen Papier, Kohlen oder Holz beladenen Wagen den Weg nach dem Bahnhofe hin, denn die Nachfrage nach dem Papier ist so groß, daß nicht alle Bestellungen ausgeführt werden können. Die Fabriken, zu denen später eine Brennerei kam, haben deshalb mehrfach erweitert werden müssen.

Varzin. Das Speisezimmer.

Das alte Herrenhaus, von den Leuten Schloß genannt, befindet sich am Eingange des Parkes, dem auch die Hauptfront zugekehrt ist. Auf der entgegengesetzten Seite hat es zwei Seitenflügel. Es macht einen sehr einfachen Eindruck, doch hat es durch einen Anbau rechts ein mehr schloßähnliches Ansehen erhalten.

Dem Lustgarten, welcher das Haus vom Park trennt, zugewendet, besitzt das Gebäude eine epheuumrankte Halle, von der aus eine Veranda bis zu einem Blumensaal läuft. In der Halle hielten sich von jeher Bismarck und seine Familie am Liebsten auf. Von hier hat man einen schönen Blick auf die grünen Rasenflächen, hohen Rosenstöcke, Statuen, Laubgewinde und Teppichbeete des Lustgartens. Eine Brücke führt über den Goldfischteich, in welchem Fische voll wohligen Vergnügens emporschnellen, aus dem Lustgarten nach dem Park, aus dem zuweilen zierliche, zahme Rehe heraustreten, zum Ergötzen der Schloßbewohner. Der Park hat einen Umfang von zwanzig Hektaren und weist sehr schöne Partien auf.

Rechts vom Schlosse steht der Marstall, das Wohnhaus des Forstschreibers und ein reizendes Gartenhäuschen. Diese Gebäude sind versteckt zwischen hohen Buchen, Tannen und Ulmen. Dahinter erstreckt sich der große Küchengarten, reich mit edlen Obstbäumen bepflanzt. Auch schönes Spalierobst giebt es hier.

Schreitet man in den Park hinein, so trifft man einen auf einer Anhöhe reizend aufgebauten luftigen Tempel, zu dem eine breite Rasenterrasse hinaufleitet. Mitten auf der Terrasse ist ein Teich, vor dem eine Statue errichtet ist, die sich schön von dem grünen Rasen und den hohen Laubbäumen abhebt.

Varzin. Das „Goldzimmer“ und das Zimmer neben dem Wintergarten.
(Aufnahmen von E. Schmidt.)

Eine andere Terrasse befindet sich vor einem Eiskeller. Auch in ihrer Mitte erglänzt ein Teich,